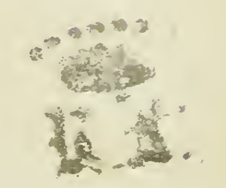








Preußisches Bilderbuch.





Preußisches Bilderbuch

von

Karl Koberstein.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!
Goethe.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1887.


LIBRARY
APR 29 1974
UNIVERSITY OF TORONTO

An Eduard Cichorius.

„Wie kommt Saul unter die Propheten?!“ höre ich spöttelnd fragen.

Immerhin! Niemals vermaß ich mich, dem ragenden Sohne Kis zu gleichen, noch geizte ich nach der Geltung eines zünftigen Sehers. Zu wohl war ich mir des Mangels an wissenschaftlicher Zucht bewußt. Nur der Trieb und die Lust, von dem dunstenden Qualm der Theaterlampen unbeengt, die freie Luft historischen Lebens zu athmen, hat mich den Erzählern vaterländischer Geschichte zugeführt.

Ihnen, mein verehrter Freund, dessen nimmer müde Theilnahme ihren Ursprung und allmählichen Fortgang begleitete, sind diese Blätter gewidmet. Wissen doch Sie am besten, daß dieselben nichts anderes sind, nichts anderes sein wollen als der Ausdruck einer Empfindung, welche Ihr ritterlicher Landsmann, der sprachgewaltige Vorkämpfer des preußischen Reiches deutscher Nation, an dem verdrossenen Geschlecht unserer Tage vermißt — der Ausdruck meiner Freude am Vaterlande.

Waldpark Striesen bei Dresden.
Am Reformationsfest 1886.

Karl Koberstein.



Inhalt.



Voltaire in der Mark.

Friede waltete in dem preußischen Fürstenschlosse. An die Stelle des zürnenden Königs und Kriegsherrn war der versöhnte Vater getreten, und zu Rheinsberg, der gewitterschwülen Luft der Hauptstadt entrückt, blühte Kronprinz Friedrich wieder auf im Frohgefühl lang versagter Unabhängigkeit. Hier führte er jenes eigenartige, zwischen strenge Selbsterziehung und schwärmerischen Musendienst getheilte Doppelleben, dessen inniges Genügen auch die sonnigsten Tage von Sanssouci nicht zurückzuzaubern vermochten. Hatte die puritanische, nur von den schalen Späßen des Tabakskollegiums unterbrochene Öde des Elternhauses die erste Flugkraft seiner Seele darniedergehalten, so sollte ihm nun anmuthig bewegte Geselligkeit vollen Ersatz, der geistige Austausch mit wahlverwandten Genossen Trieb zu neuem Aufschwung geben.

In dieser kleinen, die feinste Genußsucht athmenden Welt, der Geburt und Rang wenig oder nichts, ein lebendiger Sinn für das Schöne aber Alles galt, stand die Litteratur obenan.

Und welche Litteratur wäre damals mehr dazu berufen gewesen als die französische?

Über dem Ackergrunde deutscher Dichtung lagerte die erstickende Aschenschicht des dreißigjährigen Kriegsbrandes. Deuteten auch vereinzelte Zeichen darauf hin, daß es sich in vaterländischer Erde wieder lenzverheißend rege, so war doch dies erste schüchterne Sprossen aus Schutt und Trümmerwust noch allzu dürftig, um die Gewähr einer vollhaltigen Ernte zu bieten, die fördernde Theilnahme der vornehmen, durchaus französisch gebildeten Kreise zu gewinnen.

Aller Blicke blieben gen Westen gerichtet.

Noch schimmerte Frankreich im Nachglanz des klassischen Zeitalters, und schon wieder, wie wenn das Leuchten nimmer enden sollte, drängte sich am litterarischen Himmel Stern an Stern, darunter einer, dessen farbensprühende Pracht die erhabenen Gebilde eines Corneille und Racine schier verdunkelte.

Auch Friedrich war dem Zauber dieser blendenden Erscheinung verfallen. Voltaires universelle Begabung und geistige Beweglichkeit erfüllten ihn mit staunendem Entzücken. Schien es doch keine Frage menschlicher Bildung zu geben, die dem Allesumfassenden fremd geblieben, der er nicht mit der Sicherheit des Genius näher getreten wäre; keine Form poetischer oder wissenschaftlicher Behandlung, die er nicht zur rechten Zeit wie am rechten Orte angewendet und mit Meisterschaft gehandhabt hätte.

Dichter, Philosoph und Humorist fühlten sich in Friedrich gleichmäßig angemuthet. Wie er den Tönen des Dramatikers und Epikers hingerissen lauschte, so begleitete seine begeisterte Parteinahme den Vorkämpfer der Aufklärung bei dem Ansturm gegen die Bollwerke mittelalterlicher Verfinsterung, bei dem Wagniß, die Wissenschaft aus der dumpfigen Enge der Studirstube auf den lauten Markt, ins wirkliche Leben hinüberzuretten. Und er wäre nicht der gewesen, der er war, hätte Voltaires nie versagender Witz in seinem launigen, zu prickelnden Neckereien geneigten Herzen keinen Widerhall gefunden. Diese scherzende Beredtsamkeit dünkte Friedrich um so bewundernswerther, als sie sich nicht damit begnügte, den Gegner bis ins Mark zu treffen, sondern gleichzeitig darauf ausging die Lehren und Forschungen der Neuzeit dem Fassungsvermögen der Menge anzubequemen und auch dem Ungelehrten Einblick in die höchsten, seinem gewohnten Gesichtskreise entlegensten Gebiete zu erschließen.

Wie oft schweiften des Prinzen Gedanken aus dem lauschigen Thurmzimmer am Grienericksee hinaus nach Schloß Cirey in der Champagne, wo, abseits der großen Heerstraße, hingebende Liebe dem viel umhergetriebenen Dichter ein Asyl vor Haß und Mißgunst bereitet hatte. Wie gern wäre er selbst diesen Gedanken nachgeeilt,

das überquellende Gefühl zu Füßen seines Idols auszuschütten und mit der „göttlichen Emilie" um dessen Alleinbesitz zu ringen.

Doch an eine Verwirklichung solcher Wünsche durfte er fürs erste nicht denken, wenn er das mühsam errungene Vertrauen des streng gläubigen, allem wälschen Wesen abholden Vaters nicht zum zweitenmal, vielleicht für immer verscherzen wollte. Mußte sich also der schönheitsdurstige Feuergeist mit dem stillen Schwelgen in Voltaires Werken bescheiden, so sollte der Weise von Cirey wenigstens um die Empfindungen wissen, die im fernen Brandenburg die Brust eines künftigen Königs schwellten, und eine schriftliche, Begrüßung die spätere persönliche Begegnung vorbereiten.

Am 8. August 1736 richtete Friedrich die ersten Zeilen an Voltaire und eröffnete damit einen brieflichen Verkehr, der sich trotz mehrfacher Unterbrechungen und der wechselnden Stimmungen zwischen den beiden Korrespondenten, durch zweiundvierzig Jahre erstreckte.

Mit lebhafter Genugthuung nahm Voltaire die von so erlauchter Hand gebotene Freundschaft entgegen. Sein feiner Spürsinn erkannte sogleich, welche glänzende Zukunft des Prinzen warte, welcher Vortheil ihm selbst, der sich in Frankreich niemals recht geheuer fühlte, aus dieser Verbindung noch erwachsen könne. Er antwortete enthusiastisch, und von Stund an flatterten zwischen Rheinsberg und Cirey die ausschweifendsten Huldigungen hinüber und herüber.

Während jedoch Friedrich, eines ehrlichen und tiefen Gefühles voll, bei aller Überschwänglichkeit noch immer ein gewisses Maß bewahrte, verstiegen sich Voltaires Schmeicheleien bis zur plattesten Geschmacklosigkeit. Als dieser einmal meint, Friedrich behandle das Französische korrekter als Ludwig XIV., wehrt der Prinz, wie in Voraussicht des eigenen Verhängnisses, mit den Worten ab: „Ludwig XIV. war in hundert Beziehungen ein großer Monarch. Ein Sprachschnitzer, ein Fehler gegen die Rechtschreibung konnte den Glanz seines Ruhmes, der durch unsterbliche Thaten errungen war, nicht trüben. Er durfte wohl von sich sagen: Caesar est supra grammaticam." Rasch rückt in Voltaires Briefen der „Prinz-Philo-

soph" zum „großen Prinzen" auf, zum „gewaltigen Genie", das „der französischen Sprache die Ehre erweise, sich ihrer zu bedienen, und die französische Poesie würdige, sie durch seine Oden zu verherrlichen". Bald darauf ist ihm Friedrich schon zum „Alexander" herangewachsen, bei welchem er selbstverständlich die Rolle des Aristoteles zu übernehmen gedenkt; dann verwandelt sich Alexander ebenso seltsam als plötzlich in „Sokrates", Preußen in „Griechenland", Berlin in „Athen", bis schließlich der auf der Höhe seines Ruhmes Stehende den kaum Fünfundzwanzigjährigen kurz und bündig seinen „Gott Friedrich" nennt.

Dessen ungeachtet blitzt aus dem wirbelnden Weihrauchsqualm der Geist der beiden großen Menschen siegreich hervor. Keine wichtige Frage im Bereiche der Wissenschaft, Staatskunst oder Philosophie bleibt unerörtert, so daß Voltaire mit Recht einmal sagen kann: „Es scheint mir, daß unser kleines commercium epistolicum alle Gebiete umfaßt. Ich habe die Ehre gehabt, mit Ihnen zu sprechen von Moral, von Metaphysik, von Geschichte, von Physik; ich würde sehr undankbar sein, wenn ich die Verse vergäße." Der Franzose und der Deutsche fühlten sich eins in dem Streben nach Wahrheit, im Abschen vor Aberglauben, Geisteszwang und Verfolgungssucht, im Haß gegen Kirchenthum und Despotismus.

Indes genügte schon nach kurzer Zeit dem Prinzen das geschriebene Wort nicht mehr, selbst dann nicht, als er seinen Briefen sinnige Geschenke beigesellte. Das Alles schien zu matt, zu klanglos für das, was er im tiefsten Inneren empfand, was er am liebsten laut vor der Welt bekundet hätte.

Etwas Anderes, Außergewöhnliches mußte ersonnen werden. So beschloß er denn endlich, einen eigenen Gesandten nach der Champagne zu schicken, einen beredten Dolmetsch, der den „Gottheiten von Cirey" mit seinem Bildniß die ehrfurchtsvollen Grüße des Rheinsberger Freundeskreises überbringen und als köstliche Gegengabe Voltaires neueste Schriften erbitten sollte. Cäsarion-Kayserlingk war der Auserkorene, und seiner sprudelnden Liebenswürdigkeit gelang es, neben anderen litterarischen Schätzen auch „das goldene Vließ" für den Gebieter zu erobern: sorgsam gehütete

Manuskripte, die zur Zeit aus mancherlei Gründen das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen hatten.

Drei Jahre noch währte diese gegenseitige Anbetung aus der Ferne; doch kaum, daß er den Vater zur ewigen Ruhe gebettet, machte sich der neue König auf, das ungestüme Verlangen, Voltaire von Angesicht zu Angesicht zu sehen, in Ausführung zu bringen. Die Huldigungs- und Inspektionsreise durch die kleveschen Lande gedachte er zu einem Abstecher nach Brüssel zu benutzen, wo sich der Gegenstand seiner Sehnsucht gerade jetzt in Geschäften der Marquise du Châtelet befand.

Voltaire wollte vor Stolz vergehen. Der Besuch eines Königs! Was würden seine pariser Feinde und Neider dazu sagen?! Allein das Schicksal war ihm diesmal nicht gewogen. Friedrich erkrankte in Wesel an einem Wechselfieber und mußte den einigermaßen ernüchterten Dichter an sein Siechbett nach Schloß Moyland entbieten.

Je ungünstiger die Umstände waren, unter denen die erste Begegnung zu stande kam, um so eifersüchtiger beutete Friedrich jede fieberfreie Minute aus, den bezaubernden Reiz Voltaireschen Geplauders zu genießen und die Vorlesung des noch ungedruckten „Mahomet“ auf sich wirken zu lassen. Nach vier Tagen innigsten Beisammenseins schieden die beiden Freunde mit gleicher Befriedigung voneinander. Zeugniß dafür geben ihre an Dritte gerichteten Briefe. So schrieb Friedrich an Jordan: „Du ehrenwerther Inspektor der Armen, Schwachen, Verwaisten und Blödsinnigen! — — Ich habe Voltaire gesehen, auf den ich so begierig war, aber ich sah ihn in einem Fieberanfall, der meinen Geist ebenso abgespannt hatte wie meinen Körper, und doch sollte man einem solchen Manne gegenüber womöglich seine Kräfte noch mehr als gewöhnlich beisammen haben. Er ist beredt wie Cicero, sanft wie Plinius, weise wie Agrippa und vereinigt in seiner Person alle Tugenden und Gaben der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, jeder Tropfen Tinte wird zu einem geistreichen Zuge unter seiner Feder.“ — Nicht minder volltönend schilderte Voltaire die empfangenen Eindrücke: „Ich sah einen der liebenswürdigsten Menschen von der Welt, einen, der, wäre er nicht König, die Zierde

der Gesellschaft und allenthalben gesucht sein würde; ein Philosoph ohne Härte, voll Sanftmuth, Gefälligkeit und Güte, der, wenn er mit seinen Freunden verkehrt, nicht daran denkt, daß er König ist, ja, es so völlig vergißt, daß er auch mich es fast vergessen ließ, und daß es einer Gedächtnißanstrengung bedurfte, mich zu erinnern, daß ich zu Füßen meines Bettes einen Monarchen sitzen sah, der über eine Armee von hunderttausend Mann verfügt."

Die Zeit nahte, da Friedrich Wilhelms prophetisches Wort: „Hier steht einer, der mich rächen wird!" in Erfüllung gehen sollte. Noch immer leidend, war der junge König heimgekehrt, den schönen Herbst in See- und Waldluft zu genießen. Niemals hatte Rheinsberg eine solche Fülle erlesener Gäste beherbergt, niemals eine so ununterbrochene Reihe glänzender Lustbarkeiten gesehen. Da schlug in das heitere, weltentrückte Treiben die inhaltsschwere Kunde, Kaiser Karl VI., der letzte seines Geschlechts, sei plötzlich verschieden! Mit eiserner Willenskraft schüttelte Friedrich die lästige Krankheit von den Gliedern. Sein Entschluß, nur zwei Vertrauten noch bekannt, stand unverrückbar fest: jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, mit dem Hause Österreich abzurechnen, volle Sühne für hundertjährige Unbill, und wäre es mit dem Degen in der Faust, zu fordern. Was er dazu bedurfte, besaß er ja, dank des Vaters sorgender Voraussicht, im reichsten Maße — ein schlagfertiges Heer, einen wohlgefüllten Schatz. Ohne Säumen ergingen die Befehle zur sofortigen Marschbereitschaft der gesamten Armee.

In Europa fragte man allenthalben, wem diese gewaltigen Rüstungen wohl gelten möchten? Die Gesandten der fremden Mächte zerbrachen sich darüber die Köpfe, nicht am wenigsten Voltaire, der, um sich die diplomatischen Sporen zu verdienen, vom Kardinal Fleury den Auftrag erhalten hatte, den königlichen Gönner auszuhorchen und im Sinne des französischen Hofes zu bearbeiten. Friedrich aber, dem Grundsatz getreu, seine litterarischen Genossen ausnahmslos von allen Regierungsangelegenheiten fern zu halten, war nicht gesonnen, dem Dichter zuliebe den Schleier des Geheimnisses zu lüften: Voltaire blieb so klug wie zuvor.

Der Verdruß des angehenden Staatsmannes wurde reichlich aufgewogen durch die Aufnahme, welche der Künstler fand. Fried-

rich selbst überschüttete ihn mit Zärtlichkeiten; sein schöngeistiger Anhang war vollzählig erschienen, dem Genius Frankreichs zu huldigen; die Prinzessinnen, Wilhelmine von Baireuth an der Spitze, wetteiferten in Beweisen anmuthvoller Verhimmelung — kurz, Voltaire würde im Genusse befriedigter Eitelkeit den diplomatischen Mißerfolg gern verschmerzt haben, hätte er an seinem „gekrönten Apollo“ nicht eine zweite unliebsame Entdeckung gemacht. Mit Versailler Anschauungen war er nach Rheinsberg gekommen und mußte schon im Laufe weniger Tage erkennen, daß er sich verrechnet habe, daß Friedrichs Freigebigkeit mit seinen übrigen Vorzügen nicht auf gleicher Höhe stünde. In dieser Sandwüste Brandenburg lagen keine Millionen für Maitressen oder Günstlinge bereit; bestritt doch der noch so junge und doch schon so haushälterische König seinen ganzen Hofstaat mit einer Summe, welche Madame de Châteauroux kaum als zureichend zur Beschaffung ihres Putzes erklärt haben würde.

Friedrichs Scharfblick war im Drange der Geschäfte und Zerstreuungen die Enttäuschung des großen Freundes nicht entgangen. Hatte er jedoch Voltaires politisches Dilettiren lächelnd abgewiesen, so erregte dessen Schwäche für klingende Münze seinen unverhohlenen Ekel. Fast glaubt man den weiland Potsdamer Soldatenkönig, nicht den neuen „Alexander“ oder „Sokrates“ zu hören, wenn es in einem Briefe an Jordan lautet: „Dein Geizhals soll die Hefe seiner unersättlichen Habgier trinken und noch dreizehnhundert Thaler bekommen. Von den sechs Tagen, die er sich hier gezeigt hat, kostet mich jeder fünfhundertfünfzig Thaler; das nenne ich einen Lustigmacher theuer bezahlen; wohl niemals hat der Hofnarr bei irgend einem großen Herrn eine solche Besoldung bezogen.“

Es war das erste ferne Grollen an dem noch wolkenlosen Himmel, das den langsam, aber unabwendbar heraufziehenden Gewittersturm verkündete.

Der Ausbruch des schlesischen Krieges unterbrach Friedrichs Verkehr mit Voltaire nicht. Anfangs freilich schien der Briefwechsel inmitten des Waffengetöses versiegen zu wollen, doch waren beide Männer der regelmäßigen Herzensergießungen schon allzu ge-

wohnt, als daß sich das Bedürfniß danach nicht von neuem hätte regen sollen.

Die Schlacht von Mollwitz bot Friedrich die erwünschte Gelegenheit, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Voltaire empfing einige Zeilen seiner Hand in Lille, wohin er zur ersten Aufführung des „Mahomet“ gekommen war, und las, den eigenen Glanz durch den Glanz des königlichen Schreibers zu erhöhen, die Siegesbotschaft dem versammelten Publikum während eines Zwischenaktes vor. Als dann Friedrich Ende August 1742, die Anstrengungen des überstandenen Feldzuges zu verwinden, die Aachener Heilquellen gebrauchte, folgte Voltaire seiner Einladung zu einem dritten Besuche. Wiederum kam er, mit geheimen Aufträgen Fleurys ausgerüstet. Die kritische Lage, in welche Frankreich durch den unerwarteten Abschluß des Breslauer Friedens gerathen war, ließ es der alten Eminenz wünschenswerth erscheinen, einen Vertreter der Versailler Interessen in Friedrichs unmittelbarer Nähe zu haben. Dem Wiedersehen fehlte es nicht an Herzlichkeit, wenigstens versicherte Voltaire, der Held zweier Schlachten habe an der Kaminecke seines Zimmers mit ihm geplaudert wie Scipio mit Terenz. Nur schade, daß der märkische Scipio während eines achttägigen Gedankenaustausches auf alles andere außer auf seine karthagischen Pläne zu reden kam.

Verstimmt kehrte Voltaire nach Brüssel, in die Arme der Marquise du Châtelet, zurück; was er seinem Auftraggeber melden konnte, war kaum der Erwähnung, geschweige denn eines Lohnes werth.

Nichtsdestoweniger blieb seine Begierde, als Meister auch auf dem Felde der Politik zu glänzen, die nämliche und wurde nur noch brennender, seit ihm, trotz der Begünstigung König Ludwigs und der Gräfin Châteauroux, der durch Fleurys Tod erledigte Stuhl in der Akademie entgangen war. Immer mehr verliebte er sich in den Gedanken, dem undankbaren Vaterlande den Rücken zu wenden und als französischer Gesandter nach Berlin zu gehen. Auch schienen seinen ehrgeizigen Wünschen im neuen Jahre günstigere Zeichen als je vordem zu winken. Nach dem Hinscheiden des neunzigjährigen Kardinals waren seine Jugendfreunde Amelot und die d'Argensons

in das Ministerium getreten — nüchterne Männer, die an einer ersprießlichen Fortsetzung des Krieges gegen England und Österreich verzweifelten, falls Preußen in seiner neutralen Haltung verharren sollte. Sonder Mühe wußte Voltaire den alten Schulkameraden einzureden, wie gerade er bei seinen innigen Beziehungen zu Friedrich dazu berufen sei, den Abtrünnigen dem früheren Bundesgenossen wieder zuzuführen und für eine Erneuerung des jählings abgebrochenen Krieges zu stimmen.

Im Spätsommer 1743 eilte er nach Berlin, wo ihn ein Empfang erwartete, der seine kühnsten Hoffnungen übertraf, den argwöhnischen Gesandten Englands sogar mit ernstlichen Besorgnissen erfüllte. „Herr Voltaire" — hieß es in einem Bericht desselben — „ist hier wieder angekommen und stets in der Gesellschaft des Königs, welcher entschlossen scheint, ihm Stoff zu einem Gedicht über die Vergnügungen Berlins zu geben. Man spricht hier von nichts als von Voltaire; er liest den Königinnen und Prinzessinnen seine Trauerspiele vor bis sie weinen, und überbietet den König in Satiren und übermüthigen Einfällen. Niemand gilt hier für gebildet, der nicht dieses Dichters Werke im Kopfe oder in der Tasche hat, oder in Reimen spricht."

Im Rausche der dargebotenen Ehren verlor Voltaire sein Ziel nicht aus den Augen. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Künsten suchte er den König zu umgarnen, sandte geheime Berichte an Amelot und hielt ein eignes Tagebuch für denselben, in welchem er Friedrichs vertrauliche Äußerungen verzeichnete. Noch in seinen Denkwürdigkeiten rühmt er sich mit selbstgefälliger Ausführlichkeit, wie geschickt er es verstanden habe, mitten in die Erörterungen über Livius und Virgil die Fragen über Frankreich und Österreich einzuflechten.

Friedrich hatte ihn bald durchschaut, doch lag in diesen Zudringlichkeiten zu viel des Komischen, als daß er die Sache hätte ernsthaft nehmen und dem Reize widerstehen sollen, seinen Witz an dem unberufenen Vermittler zu üben. So bedeckte er den Rand eines „Memorials", worin ihm Voltaire die französische Allianz ans Herz zu legen suchte, mit allerhand Versen und Schnurren,

welche, das Thema vom Schuster und seinem Leisten in den ergötzlichsten Tönen variirend, auf die niederschlagende Mahnung hinausliefen, Frankreich möchte sich in Zukunft klüger betragen, damit einen vernünftigen Menschen nach seiner Bundesgenossenschaft gelüsten könne. Gegenwärtig gliche es einem starken Körper ohne Thatkraft und Geist.

Überhaupt schrumpfte Voltaires Idealbild, wie Friedrichs Phantasie es sich geformt, immer mehr auf sterbliches Maß zusammen. Die Reihe der Enttäuschungen hatte bereits vor einem Jahre begonnen, als der König in dem Gottbegnadeten einen habgierigen Filz entdeckte; jetzt mußte er zu seiner peinlichen Überraschung erfahren, daß nicht einmal sein Haus vor den geckenhaften Streichen des Gastfreundes sicher sei.

Bei aller Vielgeschäftigkeit hatte nämlich Voltaire Zeit und Lust gefunden, Friedrichs schönen Schwestern, den Prinzessinnen Ulrike und Amalie, den Hof zu machen. Die Wahl, welcher von beiden der Preis gebühre, fiel ihm anfangs schwer, denn er sang so hübsch wie galant:

> Käm' Paris wieder auf die Erde,
> Daß zwischen euch er Richter sei:
> Den Apfel schnitt' er flugs entzwei
> Und brächte keine Kriegsgefährde.

Später jedoch würdigte er die ältere seiner ganz besonderen Auszeichnung. Er übersandte ihr ein zierliches Madrigal, das nichts mehr und nichts weniger als eine regelrechte Liebeserklärung enthielt und also lautete:

> Es mischt ein Schein der Wahrheit sich
> Oft mit der gröbsten Lüge.
> So vor'ge Nacht, da deucht es mich,
> Als ob ich eine Königskrone trüge.
> „Prinzessin“, rief ich gluthentbrannt, „ich liebe dich!“
> Doch beim Erwachen ist nicht alles mir genommen,
> Nur um mein Königreich bin ich gekommen.

Das war selbst für Friedrichs Langmuth zu viel! Eine solche Dreistigkeit verlangte Züchtigung. Auf des Bruders Geheiß und unter dessen poetischer Beihilfe mußte Prinzessin Ulrike in Versen

antworten, die den kecken Minnesänger auf verbindliche, aber nicht mißzuverstehende Weise über den Unterschied der beiderseitigen Stellung belehrten und ihm schließlich riethen, auf dem Helikon zu bleiben, den er sich durch eigene Kraft erobert habe; die Fürstentochter aber in der Höhe zu belassen, zu der nur das Verdienst ihrer Ahnen sie erhoben.

Minder verblümt fiel des Königs Entgegnung aus:

Es stimmt der Traum, wie man gemeinhin siehet,
Mit unserer Gemüthsart überein.
Dem Helden träumt, er überschritt den Rhein,
Dem Kaufmann, daß er reichen Vortheil ziehet,
Dem Hund, daß er den Mond anbellt;
Doch daß Voltaire sogar in Preußen,
Traumselig, sich für einen König hält,
Um sich als Gecken zu erweisen:
Fürwahr, das muß ein Mißbrauch selbst der Träume heißen!

Damit war Friedrichs Unmuth nicht besänftigt. Noch im nächsten Frühjahr, als sich Prinzessin Ulrike mit dem König von Schweden verlobt hatte, schrieb er spottend an Voltaire: „Meine Schwester Ulrike sieht theilweise Ihren Traum in Erfüllung gehen: ein König verlangt sie zur Gemahlin.“ — —

Die Donnerschläge des zweiten schlesischen Krieges waren verhallt. Friedlicher Sonnenschein lachte wieder über den deutschen Fluren und spiegelte sich in den Bogenfenstern von Sanssouci, die aus laubumgrünter Höhe in wald- und wasserreiche Fernen herniederblinkten. Auf die fünf ersten, mit kurzer Unterbrechung von Schlachtenlärm erfüllten Regierungsjahre war dem großen König ein Decennium unblutigen Schaffens beschieden, eine Zeit gedankenschwerer Arbeit und durchgeistigten Lebensgenusses. Über den Lorbeeren des Helden hatte Friedrich die Reize eines der Poesie und den Wissenschaften gewidmeten Daseins nicht vergessen. In selbstherrlicher Abgeschiedenheit gedachte er die Rheinsberger Idylle zu erneuern und den sanften Jüngern Platos den Platz an seiner Seite wieder anzuweisen, den sie zur Stunde der Gefahr den sporenklirrenden Söhnen des Mars hatten räumen müssen.

Er selbst trug sich inmitten der reformatorischen Thätigkeit, welche dem preußischen Staate das bleibende Gepräge geben sollte, mit weitschichtigen litterarischen Entwürfen. Wenn er jedoch als Regent die Sorge für das Wohl und Wehe seines Volkes ausschließlich auf die eigenen Schultern häufte und die damit verbundene Verantwortlichkeit allein zu tragen sich erkühnte, so empfand er als Schriftsteller desto lebhafter, wie er bei Handhabung einer Sprache, die er mit der Muttermilch nicht eingesogen, fremden Beistand kaum entbehren könne. In seiner nächsten Umgebung schien keiner dem heiklen Amt eines poetischen Gewissensrathes gewachsen: unwillkürlich also kehrten seine Gedanken zu dem unübertroffenen Meister gebundener und ungebundener Rede, zu Voltaire, zurück. Nicht um den Menschen, dessen Charakterschwächen ihn frühzeitig beleidigt hatten, nur um den Sprachkünstler war es ihm zu thun, als er dem Grollenden schrieb: „Ihre Kritik unterrichtet mich in zwei Zeilen mehr, als zwanzig Seiten Lobes es vermöchten. — Opfern Sie mir die zwei Monate, welche Sie mir versprochen haben. — Ich will mit Ihnen studiren; ich habe die Zeit dazu in diesem Jahre; Gott weiß, ob ich sie in einem andern haben werde. — Ich erkenne Sie als Meister in allem an, was die Sprache, den Geschmack und das Departement des Parnasses anbelangt. Ich bin vollkommen unwissend in Ihrer Sprache; — ich fühle, wie außerordentlich nothwendig Sie mir sind und von welchem Nutzen Sie mir sein können: die Kenntniß der französischen Sprache will ich nur Ihnen schulden."

Noch deutlicher sprach er seine Absichten in einem gleichzeitigen Briefe an den Italiener Algarotti aus: „Voltaire verdient wegen seiner Streiche gebrandmarkt zu werden, doch will ich mir nichts merken lassen, denn ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig; auch von einem Nichtsnutz sind oft gute Dinge zu lernen. Ich brauche sein Französisch, was kümmert mich seine Moral?!"

Doch zu schmerzhaft zitterte in Voltaires Herzen die Erinnerung an die letzten Begebnisse nach, als daß er sich schon jetzt hätte entschließen können, den immer dringender werdenden Ein=

ladungen Gehör zu schenken. Auch durfte er aus ritterlicher Rücksicht seine gelehrte Freundin, die Marquise du Châtelet, ebensowenig verlassen, als an den Hof eines Königs führen, der zu wiederholten Malen angedeutet hatte, wie er mit „Venus-Newton“ nichts zu schaffen haben wolle. Erst als die „göttliche Emilie“ infolge ihres Verhältnisses zu einem jungen Offizier am Kindbettfieber gestorben war und eine wenig angenehme Nichte, die Witwe des Kriegskommissars Denis, die erledigte Stelle einer Pflegerin übernommen hatte, machte sich der verwaiste Dichter mit dem Vorschlag einer Übersiedelung nach Preußen vertrauter.

Friedrich ließ es an Zureden nicht fehlen; er wurde nur um so eifriger, je länger sich eine bestimmte Zusage verzögerte; ja, es gemahnt an die Flitterwochen des Freundschaftsbundes, wenn der König in liebenswürdiger Übertreibung verheißt, er wolle, sobald Voltaire erst in Potsdam wäre, den Titeln, die er seiner Geburt und seinem Degen verdanke, eine neue, von seiner jüngsten und stolzesten Eroberung hergeleitete Würde hinzufügen; er wolle sich fortan „Friedrich, von Gottes Gnaden König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, souveräner Herr von Schlesien und Besitzer von Voltaire“ nennen. Bevor er aber ein bindendes Versprechen gab, suchte Dieser zu ergründen, welche greifbareren Zugeständnisse von Friedrichs Ungeduld zu erpressen wären. Wie zum Unterpfand für spätere und größere Gunstbezeugungen verlangte er den Orden pour le mérite. Eine halbe Elle schwarzen Bandes, so hieß es in dem Gesuch, würde die gehässigen Gerüchte, als stünde er in Sanssouci übel angeschrieben, ein für allemal verstummen machen. Friedrich versicherte ihn seiner unwandelbaren Gnade, sandte jedoch den Orden nicht und mußte sich dafür noch monatelang ohne ästhetisches Orakel behelfen.

Was aber seinen Überredungskünsten nicht gelungen war, das sollte er Voltaires eitler Empfindlichkeit verdanken. Immer bestrebt, die ihn umgebende Geisteskolonie zu verstärken, hatte er einen jungen französischen Poeten, Baculard d'Arnaud, der auf Voltaires Empfehlung bis dahin sein litterarischer Korrespondent gewesen war, in einigen gereimten Zeilen eingeladen, als „aufgehende Sonne“ an

seinem Hofe zu erscheinen, da Voltaire schon „im Untergang" begriffen sei. Voltaire lag gerade im Bett, als ihm dienstfertige Freunde diese Verse in die Hände spielten. Wie von einer Schlange gestochen, fuhr er empor und rief, entrüstet im Hemde umherhüpfend: „Was. Untergang!? — Ich werde ihnen zeigen, daß ich noch nicht untergegangen bin!"

Augenblicklich war sein Entschluß gefaßt, und wohlgefügte Verse meldeten in Sanssouci: „Wohlan, Sire, die alte Danae kommt zu ihrem Jupiter! Nur nach Jupiter, nicht nach seinem Goldregen steht ihr Verlangen; obschon diese wohlthätigen Tropfen in dem eisernen Zeitalter, dem wir angehören, sehr nöthig sind." — Friedrich verstand den Wink, öffnete seine Taschen über Erwarten weit und schickte der uneigennützigen Danae viertausend preußische Thaler — „das Chausseegeld zu bezahlen". Es war ihm also mit dem Französischlernen verzweifelt ernst.

Vor seiner Abreise ging Voltaire erst nach Compiègne, um sich als Titularkammerjunker und französischer Historiograph von dem versammelten Hofe zu beurlauben, vielleicht auch in der Hoffnung, abermals mit einer diplomatischen Mission betraut zu werden. Als aber König Ludwig ziemlich ungnädig erklärte, er könne gehen, wohin er wolle, und auch Frau v. Pompadour, kühl bis ans Herz hinan, nur ein Kompliment an die Majestät von Preußen auszurichten befahl — ein Kompliment übrigens, das Friedrich mit den Worten „Ich kenne die Person nicht" derb genug zurückgewiesen hat —, bestellte Voltaire Postpferde und schüttelte den Staub des schnöden Frankreichs von den Füßen.

Am 10. Juli 1750 traf er in Potsdam ein.

„Astolf wurde nicht schöner im Palast der Alcina empfangen", erzählt er in seinen Denkwürdigkeiten; und in der That war die Aufnahme ganz dazu angethan, auch einen minder eitlen Menschen schwindelig zu machen. Friedrich der Große hatte ihm öffentlich die welke Hand geküßt und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, der Welt zu zeigen, wie gern und unbedingt er sich dem Herrscher im Bereich des Schönen unterordne. Prinzen, Prinzessinnen, Minister, der gesamte Hof überboten einander in Zuvorkommenheiten gegen

den Mann, um dessen Beifall sie den König werben sahen; selbst das Publikum sprach mehr von dem hageren Franzosen mit der ungeheuren Perücke als von dem berühmten, zu Ehren des Baireuther Fürstenpaares veranstalteten Karussell, das den allezeit Schlagfertigen zu einer seiner glücklichsten Improvisationen begeistert hatte. Alles schien Voltaire aufzufordern, einen großen Trumpf auszuspielen; und er spielte ihn aus.

Noch in Compiègne hatte er gethan, als handle es sich bei seiner Reise nach Potsdam nur um einen mehr oder minder langen Besuch, keineswegs um ein endgiltiges Scheiden vom Vaterlande; jetzt aber, wo sich Friedrich so hingebend zeigte, ließ er Madame Denis wissen, daß er entschlossen sei, den Bitten des Königs nachzugeben und seinen bleibenden Aufenthalt in Preußen zu nehmen. Bestürzt warnten die zurückgelassenen Freunde vor einem solchen Schritt, namentlich die Nichte, die als eingefleischte Pariserin bei dem Gedanken schauderte, des Oheims Entschluß könne auch sie von den üppigen Gestaden der Seine in die Nebelhaiden des Barbarenlandes verschlagen. Mit schlau berechneter Absichtlichkeit unterbreitete Voltaire diese Warnungen seinem königlichen Wirth, der denn auch nicht säumte, die aufgeworfenen Bedenken mit edlem Wort und gemünzten Beweisen zu widerlegen. Friedrich schrieb: „Ich habe den Brief Ihrer Nichte gelesen. Wäre ich Madame Denis, so dächte ich ebenso; jetzt aber, da ich bin, was ich bin, denke ich anders. Nein, mein lieber Voltaire, wenn ich vorhersehen könnte, daß Ihre Übersiedelung im mindesten zu Ihrem Nachtheil ausfallen möchte, so wäre ich der erste, der sie Ihnen widerriethe. Ja, ich zöge Ihr Glück dem großen Vergnügen, Sie zu sehen, vor. Was giebt es Natürlicheres, Einfacheres und der Ordnung Gemäßeres, als daß Philosophen, die wie für einander geschaffen erscheinen, die durch einerlei Studium, in Geschmack und Denkart einig sind, sich dieses Vergnügen bereiten? Ich verehre Sie als meinen Meister in Beredtsamkeit und Wissen; ich liebe Sie als meinen tugendhaften Freund. Welche Knechtschaft, welches Unglück, welche Sinnesänderung, welche Unbeständigkeit des Glücks hätten Sie da zu befürchten, wo man Sie ebensosehr wie in Ihrem Vaterlande ehrt,

und bei einem Freunde, der ein dankbares Herz besitzt? Ich habe nicht die thörichte Anmaßung, zu glauben, daß Berlin so schön sei wie Paris. Wenn Reichthum, Größe und Pracht eine Stadt angenehm machen, so stehen wir Paris nach. Wenn guter Geschmack sich irgendwo allgemeiner verbreitet findet, so weiß ich wohl, daß es in Paris der Fall ist. Aber Sie, Sie tragen ja Ihren Geschmack überall hin. Wir haben Organe, welche hinreichen, um Ihnen Beifall zu zollen, und in betreff des richtigen Gefühls weichen wir keinem Lande in der Welt. Ich achtete die Liebe, die Sie an Madame du Châtelet fesselte, aber nach ihr war ich Ihr ältester Freund. Wie! Weil Sie sich in mein Haus zurückziehen, sollte es heißen, daß dieses Haus Ihnen ein Gefängniß sein werde? Wie! Weil ich Ihr Freund bin, sollte ich Ihr Tyrann sein? Ich muß gestehen, diese Logik begreife ich nicht, und bin fest überzeugt, Sie werden, so lange ich lebe, glücklich sein, als der Vater der Wissenschaften und des Geschmacks betrachtet zu werden, und bei mir allen Trost finden, den ein Mann von Ihren Verdiensten von demjenigen erwarten kann, der ihn zu schätzen weiß."

Diesem Schreiben war der Verdienstorden beigefügt, nebst einem Patent, das dem Kammerherrn Voltaire einen Jahresgehalt von zwanzigtausend Livres, Wohnung in den königlichen Schlössern, freie Tafel, Dienerschaft und Equipage bewilligte.

Hier war kein Schwanken möglich, „Friedrich ist der beste oder — ich bin der dümmste aller Menschen!" rief Voltaire aus und blieb.

Die Wendung seines Geschicks erfüllte ihn mit höchster Befriedigung. In den Briefen jener ersten Zeit findet er nicht Worte genug, seine Freude über den neuen Aufenthalt, seine Bewunderung für den König auszudrücken. Alles, wonach sein begehrlicher Sinn verlangte, stand ihm in fürstlicher Fülle zur Verfügung, selbst der wiedererwachten Theaterleidenschaft konnte er nach Gelüsten fröhnen. Eine schmucke Bühne in den Vorzimmern der Prinzessin Amalie bot ihm den Tummelplatz, in der dreifachen Eigenschaft als Dichter, Dirigent und Schauspieler zu glänzen und in gemeinsamem Wirken mit hohen, ja höchsten Personen den Wonnetrank excentrischen Lobes

zu schlürfen, gleichviel, ob dasselbe seiner Darstellung des Cicero im „Geretteten Rom“ oder seinen Brillanten und kostbaren Kleidern gelten mochte. Das herrisch durchgreifende Wesen des Regisseurs, das nicht selten die Grenzen höfischer Sitte übersprang, wurde seiner glühenden Begeisterung zu gute gehalten und nachsichtig ertragen, wie denn auch sein verzweifelter Ausruf über die Unanstelligkeit der zum Statistendienst kommandirten Gardegrenadiere: „Zum Henker, ich forderte Menschen, und man sendet mir Deutsche!“ nichts als ein fröhliches Lachen erregte.

Nur wenige Schritte trennten seine mit weiblichem Luxus ausgestattete Wohnung von Friedrichs Gemächern, wohin ihn die Revision der königlichen Arbeiten täglich auf wenig mehr als eine Stunde rief. Wohl wissend, daß nichts halb geschehen dürfe, was einem Schüler vom Schlage des Gebieters genügen sollte, waltete er seines Amtes mit unverdrossenem Eifer, im Anerkennen so warm, im Tadel so maßvoll, als es sein künstlerisches Gewissen nur gestattete. Die übrigen Tagesstunden benutzte er zur Ausführung solcher Entwürfe, die in Frankreich wegen Zeitmangels oder aus Gründen der Vorsicht liegen geblieben waren, und nahm, Zerstreuung und längere Unterbrechung zu vermeiden, das Mittagessen meist auf seinem Zimmer ein. Nur bei dem gemeinsamen Nachtmahl durfte er nicht fehlen. Friedrich würde jede Minute, die der Dienst des Staates ihm übrig ließ, als verloren betrachtet haben, wenn er sie ohne Voltaires Gesellschaft hätte verleben müssen.

Aus dem kleinen Kreise, der sich allabendlich um des Königs Tisch versammelte, dem nur die Vertrautesten, wie Algarotti, d'Argens, Rothenburg, Chasot, Maupertuis, Pöllnitz und La Mettrie, angehörten, war aller Zwang des Hofceremoniells verbannt. Hier sollten dem heiteren Spiele des Humors keine konventionellen Schranken im Wege stehen, die lähmende Rücksicht auf Stand und Alter für wenige Stunden aufgehoben sein und der Geist allein mit souveräner Willkür herrschen. Friedrich selbst ging mit dem besten Beispiel voran; auch den Trägsten riß er zu schnellerer Bewegung, zu vollerem Entfalten der innewohnenden Kräfte fort, denn jeder faßte sich straffer zusammen, der neckenden

Überlegenheit des witzigen Monarchen zu begegnen. Voltaire sprühte dabei von Laune und Übermuth, alle anderen in Freiheit der Rede und des Benehmens weit hinter sich lassend. Trieb er es mit der Familiarität einmal gar zu weit und sah er die Stirn des Königs sich verfinstern, so rief er wohl mit drolliger Emphase: „Stille, meine Herren, Seine Majestät der König von Preußen ist soeben eingetreten!“ Friedrich konnte sich dann des Lachens nicht erwehren, und die gefährdete Unterhaltung rauschte fröhlich weiter.

In buntem Wechsel erstreckten sich die Tischgespräche auf Alles, was denkende Menschen beschäftigen kann, und berührten naturgemäß auch die überirdischen Dinge, den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele. Mit der französischen Bildung war aber ein gut Theil französischer Frivolität in Sanssouci heimisch geworden — was Wunder also, wenn die Überlieferungen und Lehren aller Kirchen eine wenig ehrfurchtsvolle Behandlung erfuhren und Voltaire später noch behauptete, daß an keinem Ort der Welt so frei von allen Arten menschlichen Aberglaubens gesprochen worden sei wie bei den Soupers des Königs, wo man Gott zwar respektirt, aber alle diejenigen, die in seinem Namen die Menschheit betrogen, mit Spott und Verachtung überschüttet habe.

Aus dem Jahre 1750 stammt ein hübscher Vers, worin der Dichter seiner Bewunderung für Friedrichs damalige Vielseitigkeit poetischen Ausdruck verleiht.

Des Morgens seines Staates Lenker,
Nachmittags auf dem Musenrosse,
Den ganzen Tag ein tiefer Denker,
Glänzt Abends er als Tischgenosse.
Fürwahr, das ist ein göttlich Leben;
Möcht's nie dafür ein Ende geben!

Des eigenen Wohlbehagens aber gedenkt er mit den entzückten Worten: „Ich habe von meinem Kabinett nur drei Schritte, um bei einem Manne zu sein, der voller Geist, Grazie und Phantasie ist. Ich habe das Vergnügen, ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten nützlich zu sein, und gewinne dabei neue Kräfte zu meinen eigenen. Indem ich ihn verbessere, lerne ich mich selbst

verbessern. Der König hat mir mehr gehalten, als er mir versprochen. Ich genieße vollkommene Freiheit, bin Herr meiner Zeit und in keiner Hinsicht beschränkt. Die Abendtafel der sieben Weisen ist nichts gegen unsere kleine Gesellschaft. — Alle meine Stunden sind köstlich hier, und ich habe an meinen Rosen keine Dornen gefunden — kurz, unser Philosophenparadies ist über alle Beschreibung erhaben."

Leider sollte dieses Paradies nicht ewig währen und Voltaire an seinen Rosen doch noch Dornen finden. Seit der Held des Jahrhunderts ihm die Hand geküßt, war seine Eitelkeit ins Maßlose gestiegen. Bei der allgemeinen Vergötterung fing er an, sich wirklich wie ein Wesen höherer Art zu fühlen, und wollte als solches keine Götzen neben sich dulden. Voll ruheloser Eifersucht sah er in jedem, den nur ein Strahl der königlichen Gnade streifte, einen lästigen Rivalen und suchte sich desselben nach Brauch verhätschelter Kinder durch Greinen oder Geklätsch zu erwehren. Da er den Marquis d'Argens trotz aller Ränke aus Friedrichs Herzen nicht verdrängen konnte, so verbitterte er ihm wenigstens das Leben in Sanssouci durch eine hämische Satire, worin er diesen Bescheidensten und Würdigsten der Tafelrunde unter der Maske des ewigen Juden verspottete. Mit ganzer Wucht aber warf er sich auf Baculard d'Arnaud, der ihm seit Friedrichs schmeichelhafter Einladung ohnehin ein Dorn im Auge gewesen war und es jetzt in knabenhafter Aufgeblasenheit an der schuldigen Achtung vor dem älteren, unvergleichlich größeren Dichter mangeln ließ. d'Arnaud, so raunte Voltaire dem Könige in die Ohren, habe ihn in Paris verleumdet, den Potsdamer Hof durch seine Korrespondenzen mit allerhand Skribenten bloßgestellt; überdies bediene er sich verwerflicher Mittel, in den Besitz fremder Manuskripte zu gelangen; alles in allem: mit dem unzuverlässigen Gesellen sei fernerhin nicht mehr zu leben, Friedrich möge also zwischen ihnen beiden wählen. Noch stand er zu fest, um an dem Ausfall des Entscheids zu zweifeln. In der That mußte d'Arnaud weichen, und Voltaire konnte seiner Nichte triumphirend melden, die aufgehende Sonne sei bereits untergegangen.

Statt sich an diesem Siege genügen zu lassen, wurde er nur um so anspruchsvoller. In nie gesättigter Sucht nach politischem Einfluß drängte er sich den fremden Gesandten auf, namentlich machte er sich mit der Miene eines Eingeweihten um den Vertreter Rußlands zu schaffen, der zur allgemeinen Überraschung plötzlich und ohne Angabe eines Grundes, aber sichtlich verstimmt die Residenz verließ. Daneben regte sich die alte Geldgier wieder und verleitete den unverbesserlichen Spieler zu einem Unternehmen, das mehr als alles Andere geeignet war, ihn in Friedrichs Augen herabzusetzen.

Ein Artikel des Dresdener Friedens verpflichtete den König von Polen, sämtliche sächsische Steuerscheine, die sich in Händen preußischer Unterthanen befänden, zum vollen Nennwerth einzulösen. Was war natürlicher, als daß jetzt preußische Geldmänner, aller Verbote Friedrichs ungeachtet, durch Ankauf der im Preise tief gesunkenen Papiere einen wucherischen Gewinst zu erzielen suchten? Auch Voltaire, ein Spekulant, der jeder Börse des neunzehnten Jahrhunderts zur Zierde gereicht haben würde, konnte der Versuchung nicht widerstehen, die bequeme Gelegenheit zu Gunsten seines an sich schon ansehnlichen, durch Betheiligung an Staatsanleihen und Armeelieferungen auf das Dreifache gestiegenen Vermögens auszubeuten. In seinem Auftrage sollte der Jude Abraham Hirsch, durch Wechsel auf ein Pariser Haus gedeckt, in Dresden eine möglichst große Anzahl Steuerscheine kaufen, um sie sich dann von Berlin aus voll bezahlen zu lassen — ein Handel, der einen Nutzen von mindestens sechstausend Thalern abzuwerfen verhieß. Das Geschäft zerschlug sich zwar nach mancherlei Zwischenfällen, doch entnahm Voltaire, um den erzürnten Agenten zu begütigen, als Ausgleich der geleisteten Baarvorschüsse die Diamanten, mit denen er noch kürzlich als Cicero geglänzt. Vorsichtig, wie immer in Geldangelegenheiten, hatte er die Steine von dem Hofjuwelier Reclam abschätzen lassen, schickte sie aber nach drei Tagen gegen Rückforderung des Kaufgeldes mit dem Bedeuten zurück, daß er offenbar betrogen worden sei. Der Jude verweigerte die Annahme: ein Fachmann habe ja den Werth der Diamanten festgestellt; und wer bürge ihm

dafür, daß sie inzwischen nicht vertauscht worden wären? Das führte zu einer lebhaften, in Handgreiflichkeiten ausartenden Scene und endigte mit einem Prozeß, aus welchem der Sänger der „Henriade", wenn auch freigesprochen, doch mit dem Makel der Urkundenfälschung behaftet, hervorging.

Ganz Berlin war dem Skandal mit leidenschaftlicher Theilnahme gefolgt; Voltaires Gegner und Neider jubelten, eine französische Komödie „Tantale en procès" bemächtigte sich des pikanten Stoffes und wurde, wiewohl fälschlich, dem König selber zugeschrieben. Der zweiundzwanzigjährige Lessing, der Voltaires Vertheidigungsschriften aus dem Französischen ins Deutsche übertragen hatte, mithin den Sachverhalt ziemlich genau kennen mußte, schloß ein witziges Epigramm:

> Und kurz und gut den Grund zu fassen,
> Warum die List
> Dem Juden nicht gelungen ist,
> So fällt die Antwort ohngefähr:
> Herr V— war ein größrer Schelm als er.

Nach Beendigung des Karnevals 1751, während Voltaire, seinen Rechtsstreit durchzufechten, noch in Berlin verweilte, war Friedrich nach Potsdam zurückgekehrt. Wenn er auch von hier aus seiner Schwester Wilhelmine scherzend schrieb: „Voltaire belucht die Juden — er hat einen Prozeß, aus dem er sich wohl durch irgend einen Purzelbaum herausschwindeln wird", so fühlte er sich doch im Grunde des Herzens durch das öffentliche Ärgerniß um so unangenehmer berührt, als Voltaire sich nicht entblödet hatte, den Richtern gegenüber seine einflußreiche Stellung geltend zu machen. Auf des Letzteren Wunsch, seinen Aufenthalt wieder in der Nähe des königlichen Freundes nehmen zu dürfen, erwiderte er herbe: „Ich habe Sie mit Freuden bei mir aufgenommen; ich habe Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse geschätzt; ich war berechtigt, zu glauben, daß ein Mann in Jahren, müde, sich mit Schriftstellern herumzubalgen und sich dem Ungewitter auszusetzen, hierher käme, um gleichsam in einen sicheren Hafen einzulaufen. Allein gleich anfangs verlangten Sie d'Arnauds Entlassung.

d'Arnaud hat Ihnen Unrecht gethan — ein großmüthiger Mann hätte ihm verziehen; ein rachsüchtiger verfolgt den, den er haßt. Kurz, obgleich d'Arnaud mir nichts gethan, so ist er doch aus Rücksicht für Sie von hier weggegangen. Sie sind bei dem russischen Gesandten gewesen und haben mit ihm von Dingen geredet, die Sie nichts angehen, und man hat sogar geglaubt, ich hätte es Ihnen aufgetragen. Sie haben einen garstigen Handel mit dem Juden gehabt und damit ein gewaltiges Aufsehen in der Stadt erregt. Die Sache mit den Steuerscheinen ist in Sachsen so allbekannt, daß man sich bitter bei mir beschwert hat. Ich für meinen Theil habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause Frieden erhalten, und ich muß Ihnen sagen, daß Sie mit Ihren Intriguen und Kabalen an den unrechten Mann gekommen sind. — Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie gern sehen; überlassen Sie sich aber ihren ungestümen Leidenschaften und suchen Sie mit Jedermann Händel, so machen Sie mir keine Freude durch Ihr Herkommen, und Sie können dann ebensogut in Berlin bleiben."

Nicht viel ermuthigender klang des Königs Entgegnung, als Voltaire vier Tage später die Bitte wiederholte und durch Klagen über seine zerrüttete Gesundheit eindringlicher zu machen suchte: „Wenn Sie hierher kommen wollen, so steht es Ihnen frei. Ich höre nichts von Prozessen, nicht einmal von dem Ihrigen. Da Sie ihn gewonnen haben, so gratulire ich Ihnen und freue mich, daß diese schmutzige Sache abgethan ist. Ich hoffe, daß Sie nie wieder Streit, weder mit dem Alten noch mit dem Neuen Testament, haben werden. Solche Händel schänden nur, und mit dem schönsten Talent französischer Kunst bedecken Sie nicht die Flecken, welche solch Betragen auf Ihren Namen wirft — es schickt sich nicht, daß der Name Voltaires mit dem eines Juwelenjuden zusammen genannt werde. Ich schreibe diese Zeilen mit dem derben Menschenverstand eines Deutschen, der sagt, was er denkt, ohne sich doppelsinniger und mildernder Phrasen zu bedienen, welche die Wahrheit entstellen. An Ihnen liegt es, Nutzen daraus zu ziehen."

Die Mahnung blieb natürlich wirkungslos: Frieden zu halten,

war Voltaire einmal nicht gegeben. Stellte er auch einstweilen die Umtriebe gegen die vermeintlichen Nebenbuhler ein, so band er dafür mit Geistern geringerer Ordnung, mit den Palastbeamten, an. Täglich behelligte er den König mit den kleinlichsten Beschwerden: gestern hatte es an seiner Tafel an der erforderlichen Zahl von Gedecken gefehlt, heute mangelte es an genügender Beleuchtung: bald war der gelieferte Kaffee schlecht, bald der Zucker nicht in ausreichender Menge vorhanden. Das durch seinen Hochmuth ohnehin erbitterte Hofgesinde vergalt diese Nörgeleien mit übler Nachrede, ihn sogar beschuldigend, die Kerzenüberreste des königlichen Haushalts, welche zu den Nebengefällen der Dienerschaft gehörten, von den Leuchtern zu stehlen, um sie unter der Hand an einen Lichterzieher loszuschlagen.

In der allgemeinen Gährung fühlte Voltaire endlich den Boden unter sich wanken. Mehr als einmal zog er den Gedanken einer Rückkehr nach Frankreich in ernste Erwägung. Schon länger war es ihm aufgefallen, daß Friedrich bei unveränderter Zuvorkommenheit des Benehmens seltener als sonst seinen künstlerischen Rath verlangte; und jetzt mußte er durch La Mettrie ein Wort erfahren, das ihn vollends aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte. Er werde seiner höchstens noch ein Jahr bedürfen; man presse die Orange aus und werfe sie dann beiseite, sollte der König gelegentlich eines Gesprächs über den Liebling und dessen Bevorzugung geäußert haben. „Glauben Sie es! Darf ich es glauben? Ist das möglich?" klagt der völlig Fassungslose seiner Nichte. — „Weswegen hätte er mir so viel Freundschaft bewiesen? Es schwindelt mir! Ich glaube nichts von alledem! — Und dennoch — dennoch —"

Trat ihm vielleicht d'Arnauds Schicksal, warnend wie ein Vorspiel seines eigenen Sturzes, vor die Seele?

Hatte La Mettrie Voltaires schwelendes Mißtrauen zur hellen Flamme angeblasen, so übernahm es Maupertuis, Friedrichs allmählichem Erkalten durch Verbreiten einer Erzählung nachzuhelfen, wonach der Hohepriester des guten Geschmacks beim Empfange gewisser Manuskripte verächtlich ausgerufen habe: „Wird denn der

König nicht aufhören, mich seine schmutzige Wäsche waschen zu lassen?!"

Voltaire blieb nicht lange im Zweifel, wer ihm so übel mitgespielt, und sein wild auflodernder Zorn gegen den Präsidenten der Akademie, den er selbst einst empfohlen hatte, dessen amtliche, wie gesellschaftliche Autorität ihn jedoch belästigte, führte die unvermeidlich gewordene Katastrophe über Erwarten rasch herbei.

Maupertuis, ein Gemisch von begründetem Selbstgefühl und gewaltsamer Rechthaberei, hatte ein neues Naturgesetz aufgestellt, auf das er sich nicht wenig zu gute that. Professor König im Haag, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, unterfing sich, den Werth dieser Entdeckung in maßvollster Weise anzuzweifeln mit dem Hinweis auf Leibniz, der das sogenannte „Gesetz der Sparsamkeit" bereits gekannt, aber für unzureichend befunden habe. Seine Autorschaft zu wahren, setzte Maupertuis mit der Staatsgewalt auch die Akademie in Bewegung, wobei die letztere so entschieden die Partei ihres Vorsitzenden ergriff, daß der jüngere Gelehrte sich zum Austritt aus ihrem Verbande genöthigt sah. Da rührte sich Voltaire. Ohne ein wissenschaftliches Interesse an dem Streite zu haben oder für König besonders warm zu empfinden, nur nach Vergeltung an Maupertuis lechzend, erklärte er in der anonym erschienenen „Antwort eines Akademikers von Berlin an einen Akademiker von Paris", daß das ebenso unberufene als windschiefe Urtheil der Akademie einzig und allein einem schmählichen Mißbrauch der Präsidentengewalt zuzuschreiben sei.

Gereizt durch diese Verdächtigungen, betrat nun auch Friedrich in der Verkappung eines Akademikers die Schranken und veröffentlichte einen Protest, worin der Vorredner als „Lügner" und „Libellenschmied", seine Handlungsweise als „feige", ja geradezu „niederträchtig" gebrandmarkt wurde.

„Ich habe kein Scepter", rief der wuthschnaubende Voltaire, „aber ich habe eine Feder!" Und bald spie diese furchtbare Waffe Ströme vernichtenden Spottes aus. Maupertuis' an Verschrobenheiten und unausgetragenen Ideen überreiche Schriften boten eine Fundgrube von seltener Ergiebigkeit. Wenn dort vorgeschlagen

wurde, eine lateinische Stadt zu erbauen, um den Sprachunterricht zu erleichtern, ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu bohren, um deren innere Beschaffenheit kennen zu lernen, das Gehirn einiger Patagonier zu öffnen, um das Wesen der Seele zu erforschen, alle Kranken mit Harz zu überziehen, um das Verdunsten der Lebenskraft zu hindern — welch ein Stoff in Voltaires erbarmungsloser Hand!

Innerhalb weniger Tage war die „Geschichte des päpstlichen Leibarztes Akakia" vollendet, eine Satire, die an Witz und zermalmendem Hohn auch heute kaum ihresgleichen hat. Friedrich besaß zu viel Geist, um einen so köstlichen Spaß nicht zu würdigen: er lachte von ganzem Herzen darüber. Was aber sollte aus seinem Schoßkinde, der Akademie, was aus ihrem Ansehen in Europa werden, wenn das berühmte Haupt der jungen Schöpfung allgemeiner Mißachtung verfiel? Deswegen bat er den Dichter, das reizende Pasquill zu unterdrücken und es bei der Vorlesung im Freundeskreise bewenden zu lassen. Der versprach es zwar, dachte aber nicht daran, einen Akt der Entsagung zu üben, der eines Säulenheiligen würdig gewesen wäre, und ließ heimlich in Dresden eine Ausgabe mit dem Druckort „Leiden" erscheinen.

Friedrich war empört, als plötzlich der europäische Büchermarkt von unauslöschlichem Gelächter über den „Plattdrücker der Erdkugel" widerhallte und gab, da Voltaire sich stellte, als ob er um die Veröffentlichung nicht wisse, seiner Entrüstung ungeschminkten Ausdruck: „Ihre Unverschämtheit setzt mich in Erstaunen. Nach allem, was Sie gethan haben und was klar wie die Sonne ist, sind Sie noch eigensinnig, statt sich für schuldig zu bekennen! Bilden Sie sich nicht ein, mich glauben zu machen, daß weiß schwarz sei; wenn man nicht immer sieht, will man nicht immer sehen. Aber treiben Sie es aufs Äußerste, so lasse ich alles drucken, und man wird begreifen, daß, wenn Ihre Werke Statuen verdienen, Ihr Betragen Ketten verdient. — Der Verleger ist gefragt worden und hat alles eingestanden."

Voltaire mußte bekennen und nach einigen schwachen Versuchen, der Sache eine scherzhafte Wendung zu geben, die entwürdigende

Erklärung unterzeichnen, daß er weder gegen Frankreich, noch gegen eine andere Regierung, noch gegen andere Schriftsteller schreiben werde, so lange er die Ehre habe, Kammerherr Sr. Majestät des Königs von Preußen zu sein und im Verkehr mit anständigen Leuten zu leben. Damit aber war es nicht abgethan. In Berlin, wohin er sich zu seinem Freunde und Verleger Francheville zurückgezogen hatte, mußte er am Weihnachtstage 1752 von einem Fenster der Taubenstraße aus mit eigenen Augen sehen, wie auf dem Gensdarmenmarkt der „Akakia“ von Henkershand dem Feuertode überantwortet wurde.

Ein solches Übermaß der Schmach rüttelte ihn zu manneswürdigem Entschluß empor. Ohne langes Besinnen packte er Kammerherrnschlüssel, Verdienstkreuz und Pensionspatent zusammen und übersandte sie dem König mit der empfundenen Aufschrift:

Die ich empfangen, zart beglückt,
Ich sende sie zurück mit Schmerzen,
So wie der Liebende mit gramzerrißnem Herzen
Zurück das Bildniß der Geliebten schickt.

Friedrich überkam ein menschliches Rühren. Mehr noch als die schmelzenden Verse trug zu dieser Wandlung wohl der Gedanke bei, daß es dem Fürsten der Aufklärung besser angestanden hätte, dem Vorgange des allerchristlichsten Königs nicht zu folgen, der im Jahre 1734 Voltaires „Philosophischen Briefen“ ein gleiches Autodafé bereitet hatte.

Fredersdorf, der vertraute Kammerdiener, eilte als Vermittler nach Berlin und fand um so leichteres Spiel, als des Dichters heroischer Rausch einer tiefen Niedergeschlagenheit gewichen war. Düstere Träume von Kerker und Ketten, abenteuerliche Pläne zu heimlicher Flucht hatten Voltaire bei Tag und Nacht gefoltert; er war so gründlich mürbe geworden, daß ihn der königliche Friedensbote mühelos zu einem de- und wehmüthigen Briefe bereden konnte. Klingt es doch wie eine Kapitulation auf Gnade und Ungnade, wenn er jammernd fragt: „Was wollen Sie, das aus mir werden soll, und das ich thun soll? Sie sind gut, Sie sind milde, ich bin

der unglücklichste Mensch in Ihren Staaten; entscheiden Sie über mein Geschick!"

Unmittelbar darauf gelangten Orden, Schlüssel und Pensionspatent an ihn zurück. Das Einvernehmen war wieder hergestellt, aber es war und blieb nur ein künstlich zusammengeleimtes, mit dem die Herzen nichts zu schaffen hatten. Unter dem Vorwande, krank zu sein, weigerte sich Voltaire, Berlin mit Potsdam oder seine Privatwohnung mit den Dienstzimmern im Schlosse zu vertauschen.

Auch war er wirklich krank. Die Erinnerung an die erlittene Schmach fraß an seiner Seele gleich einer schwärenden Wunde, für welche des Königs erneute Gnade keine Heilkraft mehr besaß. Nur Furcht, meinte er, nicht die Erkenntniß begangenen Unrechts habe Friedrichs Sinn gewendet. „Jetzt", knirscht er drohend, „will der König sich das Ansehen geben, als ob er einen Akt der Gerechtigkeit vollzogen und diesen mit einem Akt der Gnade gekrönt habe. Das glaubt aber keiner seiner Unterthanen. Er selbst muß sich sagen und sagt es sich zweifellos im geheimen, daß ich den Willen und das Recht habe, seine Verurtheilung der Nachwelt zu hinterlassen!"

Erfüllt von solchen Rachegelüsten, bat er von seinem Schmollwinkel aus um Urlaub, die Bäder von Plombières zu besuchen. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit bestrebte er sich, die Form zu wahren; denn stand auch sein Entschluß, Friedrich für immer zu verlassen, unumstößlich fest, so wollte er doch der Pariser Gesellschaft wegen alles vermeiden, was einer Entlassung in Unehren ähnlich gesehen hätte. Der König antwortete ziemlich schroff, daß auch in der Grafschaft Glatz wirksame Heilquellen zu finden wären, gab jedoch der wiederholten Bitte nach mit dem Wunsche, Voltaire vor seiner Abreise noch einmal zu sehen.

Noch selbigen Tages machte sich dieser auf den Weg, nahm in scheinbar alter Heiterkeit an der abendlichen Tafelrunde theil und verließ erst nach sechstägigem Verweilen Sanssouci, um niemals wieder in das „Philosophenparadies" zurückzukehren. — —

Sobald ihm die preußische Grenze im Rücken lag, hatte es

mit dem Gebrauch der Bäder von Plombières keine Eile. Gemächlich, mit dem Aufwande eines vornehmen Herrn, reiste er an der Seite seines Sekretärs nach Leipzig, ahnungslos, daß der eben überstandenen Tragikomödie noch ein possenhaftes Nachspiel folgen werde. Von Leipzig aus, wo er sich jedem Zwange enthoben fühlte, gedachte er, mit seinem bestgehaßten Schuldner abzurechnen, die Auseinandersetzung mit dem größeren auf gelegenere Zeit versparend. Was kümmerte ihn sein verpfändetes Wort? Mit dem Scheiden aus Preußen glaubte er sich aller Verpflichtungen ledig. War ihm doch längst der „Salomo des Nordens“ zum „Dionys von Syrakus“ herabgesunken, zum brutalen Tyrannen, dem ein freier Mann keine Treue schulde.

Als Maupertuis vernahm, daß er neue Angriffe zu gewärtigen habe, riß ihm die Geduld, und Voltaire hielt es für gerathen, sich unter den unmittelbaren Schutz der sächsischen Polizei zu stellen, weil er nach Briefen des erbitterten Präsidenten persönliche Gewaltthätigkeiten befürchten müsse.

Diese wiederaufgenommenen Plänkeleien machten Friedrich stutzen. Schwer fiel es ihm aufs Herz, daß von den zwölf Exemplaren seiner „Poesien“, die, als Manuskript gedruckt, zur besonderen Ehrengabe für die vertrautesten Freunde dienten, sich eines noch in Voltaires Besitz befände. Welchen Unfug konnte der Leichtfertige mit Gedichten treiben, deren scharfe Ausfälle mehr als ein gekröntes Haupt, namentlich aber Frau v. Pompadour und den königlichen Ohm von England trafen?

Um jeden Preis galt es, die gefährliche Waffe Voltaires Händen zu entwinden. Fredersdorf sollte Sorge dafür tragen und, um alle Beziehungen zu dem Tückebold auf einmal zu lösen, auch die Auslieferung der königlichen Handschriften, des Verdienstordens und des Kammerherrnschlüssels erzwingen.

Voltaire hatte Leipzig bereits verlassen und bewegte sich langsam über Gotha und Kassel auf Frankfurt am Main, wo er nach seiner Ankunft am 31. Mai 1753 Quartier im Gasthaus „Zum goldenen Löwen“ nahm. Zu seiner nicht geringen Bestürzung trat dem Reisefertigen in der Frühe des 1. Juni der preußische Resident,

Kriegsrath v. Freytag, entgegen, im Namen des Königs die Herausgabe all der Gegenstände heischend, die Fredersdorf schriftlich bezeichnet hatte. Voll stummen Grimmes fügte sich Voltaire dem Unabänderlichen, lieferte Orden und Schlüssel ab und wohnte mit schlecht verhehlter Ungeduld der von neun Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags währenden Durchsuchung seiner Papiere bei. Da aber unglücklicherweise das Wichtigste, jener Band „Poesien", mit anderem Gepäck in Leipzig zu späterer Nachsendung zurückgeblieben war, so wurde ihm bis zum Eintreffen desselben Hausarrest ertheilt, mit der Befugniß, im Garten des Gasthofes sich frei zu ergehen.

Die unfreiwillige Muße benutzte Voltaire zu Beschwerdeschriften an alle Welt, sogar an den Kaiser, dem er, falls man ihn heimlich nach Wien kommen ließe, wichtige Enthüllungen bezüglich des Königs von Preußen in Aussicht stellte — ein neuer Beweis dafür, wie Friedrich alle Ursache hatte, der Verläßlichkeit des lockeren Freundes zu mißtrauen.

Bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Postverbindungen traf die aus Leipzig verschriebene Kiste erst am 18. Juni ein, konnte jedoch an der Lage des Gefangenen insofern nichts ändern, als Fredersdorfs Anweisungen von „Skripturen" schlechthin, ohne jede nähere Bezeichnung sprachen, die beschlagnahmten Gedichte aber bereits gedruckt waren. Der pflichteifrige Freytag glaubte deshalb erst weitere Verhaltungsbefehle abwarten zu müssen. Durch das unnachgiebige Auftreten des Residenten aufs Äußerste gebracht, entschloß sich Voltaire zur Flucht, wurde aber noch rechtzeitig eingeholt und unter großem Volksgedränge in das Wirthshaus „Zum Bockshorn" geleitet, nachdem der „Goldene Löwe" die Wiederaufnahme des unruhigen Gastes verweigert hatte. Ins „Bockshorn" wies man auch Madame Denis, welche auf die Kunde von des Oheims Unstern aus Straßburg herbeigeflogen war und nun ein herz- und ohrenzerreißendes Geschrei erhob. Daß die Arrestanten eine Wache von Stadtsoldaten erhielten, durfte nach dem verunglückten Fluchtversuche nicht befremden.

Nach weiteren vierzehn Tagen liefen endlich die erwarteten Ver-

haltungsbefehle von Potsdam ein. Der König war nach längerer Abwesenheit von der Truppenschau in Schlesien und Preußen zurückgekehrt, hatte jetzt erst die Einzelheiten der Frankfurter Vorgänge erfahren und befahl, über den unverständigen Diensteifer seines Beamten und die dadurch hervorgerufenen Zwischenfälle ärgerlich, die sofortige Befreiung der Verhafteten, die denn auch, ohne die Rückgabe ihrer mit Beschlag belegten Reiseeffekten abzuwarten, die verhängnisvolle Reichsstadt Hals über Kopf verließen.

Voltaire hat sein Lebelang viel gelogen, frecher aber und lästerlicher nie der Wahrheit ins Gesicht geschlagen als bei Darlegung des Frankfurter Handels.

Wenn er von erlittenen Roheiten und Beschimpfungen fabelt, von Erpressung seines Eigenthums, von nächtlichen Angriffen auf die Ehre seiner Nichte, so lügt er nicht weniger, als wenn er, die Lacher für sich zu gewinnen, den preußischen Residenten stümperhafter französischer Sprachkenntnisse beschuldigt. Je gröber aber diese Fälschungen waren, um so beflissener wurden sie von des Königs Widersachern nachgebetet, bis endlich Varnhagen die stummen Akten des Berliner Archivs reden machte und auch die Voreingenommenheit überzeugte, wie Friedrich den Ereignissen völlig fremd war, wie er sie weder befohlen noch gewollt, noch irgend hat voraussehen können.

Trotz der späteren Aussöhnung und erneuerten Zärtlichkeit hat Voltaire dem König die Frankfurter Verdrießlichkeiten niemals ganz verziehen; und doch wußte er nur allzugut, wie begründet Friedrichs Argwohn hinsichtlich eines Mißbrauchs der „Poesien“ gewesen war. Hatte er der Marquise von Pompadour nicht schon von Leipzig aus die befürchteten Zuträgerdienste geleistet? Betrachtete er das Zustandekommen des Versailler Vertrages nicht als sein eigenstes Werk, in vorschneller Siegesfreude prahlend, daß er seine Streitsache mit Friedrich zwei- bis dreimalhunderttausend Soldaten übergeben habe?

Doch mit des Feindes zeitlichem Verderben war ihm nicht genug gethan; auch die Nachwelt sollte, wie er einst gedroht, ihn rächen helfen. So schrieb er „Das Privatleben des Königs von Preußen“, ein Machwerk, das den Stempel seines Ursprungs an

der Stirne trägt, durch und durch in Gift getränkt, nichtswürdig von der ersten bis zur letzten Zeile.

Diesem Ausbruch geifernden Hasses gegenüber bewährte sich Friedrich so groß als königlich. Die Bitte seines Sekretärs, die schamlosen Verdächtigungen widerlegen zu dürfen, wies er zurück, denn an ihm sei es, seine Pflicht zu thun und dann die Schlechtigkeit sagen zu lassen, was ihr beliebe.

Groß und wahrhaft königlich bewährte er sich auch später, als er auf Voltaires reumüthigen Einwurf: „Sie vergaßen, daß ich ein Mensch war!" — versöhnt erwiderte: „Hätten Sie mir das vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch bei mir."

Groß und wahrhaft königlich bewährte er sich endlich, als er noch bei Lebzeiten des Dichters den Pariser Encyklopädisten einen Beitrag von zweihundert Louisdor für dessen Standbild mit den Worten sandte: „Voltaires schönstes Denkmal ist das, was er sich selbst errichtet, sind seine Werke, die länger dauern werden als St. Peters Dom, als der Louvre und alle Gebäude, welche die menschliche Eitelkeit der Ewigkeit weiht. Wenn man nicht mehr französisch spricht, wird Voltaire in diejenigen Sprachen übersetzt werden, welche die französische überleben." — —

Fürwahr, jeder Zoll ein König! — Voltaire aber, wie klein, wie würdelos er auch solchem Seelenadel gegenüberstehe, darf den Ruhm in Anspruch nehmen, der Erste gewesen zu sein, der — gleichviel, ob als Prophet, ob als Schmeichler — den werdenden Friedrich mit dem Namen „Friedrich der Große" begrüßte.

Der Dichter des Frühlings.

„Ich habe vor sechs Wochen einen Brief an Sie abgeschickt, worin ich einige poetische Stücke eingelegt hatte. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn dieser Brief verloren und von einem Fremden erbrochen worden wäre; denn unter Offizieren ist es eine Art Schande, ein Dichter zu sein."

Also klagte noch im Jahre 1746 Ewald Christian von Kleist seinem Freunde und litterarischen Berather Gleim.

Öde und inhaltsleer war das Leben in den damaligen Garnisonen. Konnte sich auch das preußische Offiziercorps bereits der meisten eingeborenen Adelsnamen rühmen, welche seit anderthalb Jahrhunderten in unserer Kriegsgeschichte glänzen, und war dadurch die Fridericianische Armee, allen anderen Heeren Europas voraus, eine wesentlich vaterländische geworden, so wollte doch der alte Landsknechtsgeist noch immer nicht weichen. Starr, nicht selten gewaltthätig, beobachtete dieser Offiziersadel dem allmählich aufblühenden Bürgerthum gegenüber eine beinahe feindselige Haltung, in seiner unnahbaren Abgeschlossenheit nur dem Einerlei des Dienstes und gedankenlosen Vergnügungen nachhängend. Auf Weiber, Pferde und Hunde, die Zollhöhe eines Kerls oder die kunstgerechte Handhabung der Fuchtel beschränkte sich das täglich wiederkehrende Gespräch, und stundenlang währten oft die Debatten über Herstellung eines ordonnanzmäßigen Zopfes — höherer Schwung, geistige Vertiefung, jedwedes Streben nach allgemein menschlicher Bildung fehlten diesem kernhaften Geschlecht noch ganz.

Mit dem sicheren Blick für Alles, was dem zerrütteten Staate Genesung und neue Kräfte bringen könnte, hatte schon der große Kurfürst seinen zuchtlosen Landadel an die Fahnen der neugeschaffenen Armee gekettet und die widerspänstigen Nacken unter das Joch einer eisernen Disciplin gebeugt; allein die Nachwehen der unseligen Schwedenzeit ließen sich so leicht nicht bannen; unaufhörlich mußte der strenge Herr dem wüsten Treiben außerhalb des Dienstes, der Völlerei, Spielsucht und vornehmlich der Duellwuth, dem vielhundertjährigen Erbübel deutscher Soldaten, warnend und strafend entgegen treten, ohne doch das häßliche Wesen völlig bemeistern zu können.

Treulich war der Enkel dem Beispiel des Ahnherrn gefolgt. Friedrich Wilhelm I. hatte es von jeher als eine seiner hauptsächlichsten Regentenpflichten betrachtet, die Jugend der ritterbürtigen Häuser dem zur stattlichen Kriegsmacht erweiterten Heere zuzuführen, dadurch der Verarmung wie dem schmarotzenden Müßiggange, der sogenannten „Krippen- oder Wurstreiterei", zu entreißen und zu gemeinnützigem Thun emporzuheben.

Ein voller Erfolg lohnte seine Bemühungen: in Pommern zum Beispiel gab es bereits im Jahre 1724 keine Familie von altem Landgeschlecht, die nicht einen oder mehrere Offiziere zu ihren Mitgliedern gezählt hätte.

Der königliche Zuchtmeister ließ es sich angelegen sein, das rohe Ehrgefühl dieses Soldatenadels durch den Corpsgeist und die militärischen Ehrengesetze zu regeln und schon dem jüngsten Kornet das stolze Gefühl einer im Staate bevorrechtigten, alle anderen Stände überragenden Stellung einzuprägen; aber auch er konnte oder wollte nicht verhindern, daß jedes idealere Streben unter der Mehrzahl seiner Offiziere auf spöttische Nichtachtung stieß. Ja, dieser klare Kopf, der für das Gedeihen der Volksschule so Unvergleichliches leistete, trug redlich das Seine dazu bei, die geistige Verwilderung seiner Lieblinge zu nähren, wo nicht gar zu steigern. Wie er seine von Haus aus schöne und fließende Handschrift absichtlich entstellte und möglichst unleserliche, darum aber um so martialischere Züge auf das Papier zu kritzeln suchte, so schalt er

es auch wälsche Allotria, wenn sich ein Offizier mit wissenschaftlichen Dingen oder anderen Drucksachen als dem Exercirreglement und dem Gesangbuch beschäftigte. Konnte ein General nur halbwegs richtig seinen Namen schreiben und nothdürftig die gedruckte Bibel buchstabiren, so war Allem Genüge gethan, was von einem ächten, Gott und dem Könige wohlgefälligen Kriegsmann zu verlangen stand. Der alte Dessauer hielt sogar streng darauf, daß sein Lieblingssohn Moritz gar nichts lerne, um der Welt zu beweisen, was die reine Natur vermöge.

Mit bleierner Schwere mußten solche Verhältnisse auf allen höher gestimmten Naturen lasten, welche ein ritterlicher Drang, ein gesteigertes Vaterlandsgefühl in die Reihen der preußischen Armee geführt hatten. Nur in stiller Verborgenheit, voll schamhafter Zurückhaltung durfte die verschwindend kleine Gemeinde dem schönen Triebe gehorchen, der sich zeugungskräftig und ununterdrückbar in der deutschen Seele zu regen begann; war doch der Altar zu Sanssouci noch nicht errichtet, dessen Flamme klärend und läuternd in die dunkelsten Winkel Preußens hineinleuchten und die letzten Spukgestalten des Mittelalters verscheuchen sollte.

Ewald von Kleist stand bereits seit sechs Jahren in preußischen Diensten, als ihm mancherlei Heimsuchungen der Enttäuschung und Kümmerniß jenen bitteren Klageruf erpreßten.

Von der Natur verschwenderisch ausgestattet mit schöner Gestalt, lebhafter Einbildungskraft und einem von Menschen- und Daseinsfreude erfüllten Herzen, war der Knabe in's Leben getreten. Auf dem Danziger Gymnasium, später auf der Universität zu Königsberg hatte er sich lustig getummelt und der überschäumenden Kraft nicht allzu straffe Zügel angelegt, ohne jedoch an der Liebe für die Wissenschaften, an dem frischen, schon früh geschärften Blick für die Schönheiten der freien Gotteswelt etwas einzubüßen. Zum Jüngling gereift, kehrte er auf das väterliche Gut zurück, in ländlicher Stille sich zu sammeln und voll hoffnungsfroher Zuversicht auf die gewonnenen Kenntnisse, eine ehrenvolle Stellung in der Heimath zu erwarten.

Die schmeichelnden Träume sollten sich nicht erfüllen. Ihren

Letztgeborenen möglichst billig und sicher zu versorgen, sandten die mit Glücksgütern nur mäßig bedachten Eltern den kaum Einundzwanzigjährigen nach Dänemark, wo einflußreiche Verwandte ein rasches, selbst glänzendes Fortkommen zu verbürgen schienen. Zu seinem schmerzlichen Erstaunen mußte Kleist jedoch erfahren, daß die fremdländischen Herren Vettern jegliches Verständnisses für seine Wünsche und Neigungen ermangelten. Alle dringenden Vorstellungen verhallten ungehört, und rath- und mittellos wie er war, sah sich der junge, jedem brutalen Zwange abholde Feuergeist nach langem Sträuben genöthigt, statt der Feder des Beamten oder Gelehrten das Sponton des Offiziers zu ergreifen.

Hatte er sich im Laufe der Jahre in sein Schicksal ergeben, das Unabänderliche sogar mit heiterer Resignation ertragen gelernt, so begrüßte er es doch wie eine Erlösung, als Friedrich II. kurz nach seiner Thronbesteigung den Träger eines so erlauchten Namens für die eigene Armee zurückverlangte und als Lieutenant in das Infanterieregiment „Prinz Heinrich“ nach Potsdam versetzte.

Neubelebten Muthes eilte Kleist, dem Befehl des Landesherrn zu gehorchen, im heimathlichen Boden wieder Wurzel zu fassen und mitzuschaffen an dem Großen, das sich geheimnißvoll, doch nicht ungeahnt, im preußischen Staate vorbereitete.

Aber wiederum galt es, die herbe Tugend der Entsagung zu üben, denn ein rascher Krieg, der das morsche Reichsgebäude in allen Fugen beben machte und dem betroffenen Europa das Erstehen einer neuen Großmacht verkündete, war vorübergerauscht, ohne daß Kleist Gelegenheit gefunden hätte, die eingeborene Tapferkeit vor dem Feinde zu bewähren.

Angeekelt von der geistlosen Einförmigkeit des Garnisondienstes, wie dem oberflächlichen Dahinleben der Regimentskameraden, von Schulden bedrückt und tief bekümmert über die Theilnahmlosigkeit seines prinzlichen Chefs, lag Kleist gerade an einer schweren Wunde darnieder, die er, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, in mannhafter Vertheidigung beleidigter Frauenwürde davongetragen, als die Begegnung mit Gleim sein verdüstertes Gemüth auf einmal freundlich erhellte und den poetischen Keim, der bis dahin un-

verwerthet in ihm geschlummert hatte, die ersten schüchternen Blüthen treiben ließ.

Gleim hatte den Kranken aufgesucht und ihm unter anderm auch ein Gedicht „An den Tod" vorgelesen, bei dessen scherzhafter Schlußwendung Kleist von einem so anhaltenden Lachen geschüttelt wurde, daß die Wunde wieder aufbrach und ein heftiges Erbluten sich einstellte. Nach Versicherung des eiligst zu Hilfe gerufenen Arztes soll dieser unfreiwillige Aderlaß eine entscheidende Wendung zum Bessern herbeigeführt haben; wenigstens sprach Kleist noch nach Jahren die Ueberzeugung aus, nur der Dichtkunst und Gleim habe er seine damalige Genesung zu verdanken.

So wurde ein Bündniß geschlossen, wie es schöner und reiner nicht gedacht werden kann, eine Freundschaft, die der Tod nicht zu lösen vermochte, die über das Grab hinaus dauerte, um uns noch heute in ihrer anmuthigen Weihe herzerquickend zu berühren.

Dem Beispiel des erfahreneren Genossen folgend, brachte Kleist in Verse, was ihn gerade heiter bewegte; obwohl diese Versuche zunächst noch im Pulte liegen blieben, vorbereitende Übungen für reifere Tage. Es waren reimlose Spielereien in zeitgemäßer Manier, ohne tieferen Gehalt, in keiner Hinsicht eine ursprüngliche Dichternatur verrathend, aber hoch beglückend für den einsamen Offizier. Hatte doch nun sein regsamer Geist eine Beschäftigung gefunden, die ihm ein herzliches Genügen schaffte, ihn zwar noch langsam und tastend, aber mit jeder neuen Arbeit sicherer und bewußter in die wundervollen Geheimnisse der Muttersprache dringen ließ, das lange niedergehaltene Selbstgefühl allmählich steigerte und dem Zaghaften endlich sogar den Muth verlieh, mit liebenswürdig triumphirender Genugthuung seinem „kritischen Wegweiser" das erste „anakreontische Gedicht" zu übersenden.

Bald genug sollten diese fröhlichen Weisen verstummen, denn ein großer, heiliger Schmerz zog ein in die eben zu neuem Leben erwachte Seele.

Nur kurze Zeit vor der Zurückberufung in preußische Dienste hatte Kleist, als Werbeoffizier nach Danzig geschickt, bei seinen Schwestern Wilhelmine von Golz kennen gelernt, ein Mädchen von

ebenso reicher Geistesbildung als hervorragend körperlicher Schönheit. Die jungen Herzen hatten sich schnell gefunden, aber gebieterisch war der Ernst der Wirklichkeit allen schwärmerischen Wünschen, das Bewußtsein beiderseitiger Mittellosigkeit jedem Gedanken an eine baldige Vereinigung entgegengetreten. Nach vergeblichen Versuchen, am sächsisch-polnischen Hofe eine geeignete Stellung zu finden, hatte sich Kleist, zwischen Liebe, Schmerz und zweifelnder Hoffnung schwankend, seinem dänischen Joche wieder fügen müssen, Gott und der Zukunft alles Weitere anheimgebend.

Fünf lange Jahre waren die Beiden auch in der Ferne treu zu einander gestanden, als Wilhelminens Briefe plötzlich ausblieben, und Kleist die niederschmetternde Nachricht empfing, seine Braut sei von ihren Verwandten gezwungen worden, einem ungeliebten, aber wohlhabenden Bewerber die Hand zu reichen. Diese Kunde war falsch. Ein frevelhaftes Spiel wurde mit zwei guten Menschen getrieben. Eigensüchtige Ränkespinner wußten durch Auffangen aller um Erklärung flehenden Anfragen jeder Verständigung der Liebenden vorzubeugen und eine Kluft aufzureißen, die sich auch dann nicht mehr überbrücken ließ, als endlich die Lüge in ihrer ganzen Nacktheit zu Tage trat.

Wie von dumpfer Betäubung befangen, durchlebte Kleist leidvolle Wochen, und Niemand war ihm zur Seite, dem er sein Weh klagen durfte, dessen Zuspruch ihm Trost und Ruhe hätte geben können, denn der Einzige, der ihn verstand, der warmempfindende Gleim, hatte gerade um diese Zeit Potsdam verlassen. In der waffenklirrenden Stadt fühlte sich der herzkranke Mann verwaister denn je; immer öder und zweckloser erschien ihm sein ganzes Dasein, freundlos und friedlos, nur von seinem Gram begleitet, irrte er durch Wald und Feld, ein waidwundes Wild, das von den geheimen Heilmitteln der Natur Genesung und neue Sprungkraft erwartet.

Und die mütterliche Freundin blieb ihrem Jünger getreu. Sie goß lindernden Balsam in die brennende Wunde und kühlte liebkosend die erhitzten Schläfe; Kummer und Bitterkeit lösten sich zu sanfter Trauer und strömten endlich aus in melodischer Klage. Die

Wahrheit des Goethe'schen Wortes, daß ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz den Dichter mache, findet sich auch bei Kleist bestätigt. Jetzt erst rührte sich der Genius in ihm; war doch sein geprüftes Herz bis zum Springen einer Empfindung voll, der Empfindung verlorener Liebe und verfehlten Lebens.

In den beiden Elegieen „An Wilhelmine" und „Sehnsucht nach Ruhe" mit ihrer milden Wehmuth, ihrem unter Thränen lächelnden Entsagen kommt ein ächtes Gefühl zum wärmsten dichterischen Ausdruck. Die vertretenen Gleise tändelnder Modepoesie waren verlassen, von nun an bestrebte sich Kleist, eigenartig, nur dem inneren Drange gehorchend, selbstgefundene Bahnen zu wandeln. Reicher und schöner erwachte sein Geist aus beklemmendem Traume, aber der sorglose Sinn, die elastische Fröhlichkeit der Jugend waren verweht und kehrten in ihrer heiteren Anmuth niemals wieder. Wie aus weiter Ferne zittern auch in seinen späteren Gedichten die schmerzlichen Töne jener Leidenstage noch nach.

Krieg und Schlacht! Aufathmend bei diesem Rufe, hatte der tapfere Pommer im August 1744 den böhmischen Boden betreten. Die erste Probe, daß Schlesien endgiltig dem preußischen Staate gewonnen sei, sollte geliefert werden; unaufhaltsam drangen Friedrichs Kolonnen gegen die Landeshauptstadt vor, Prag fiel nach kurzer Beschießung, und weiter nach Süden führte der König seine siegreichen Schaaren. Trüben Auges sah Kleist die Kameraden von dannen ziehen, der Ehre und dem Ruhm entgegen, wie er glaubte, während er selbst zurückgehalten wurde, unter dem Kommando des Generals von Einsiedel den altgewohnten und altverhaßten Garnisondienst in der eroberten Festung zu versehen. Abermals mußte er darauf verzichten, mit einzugreifen in die großen Handlungen, die das Geschick seines Vaterlandes entschieden, und er that es traurig und treu: war er doch nun einmal gewöhnt, Entbehren und Entsagen als sein eigentliches Handwerk zu betrachten.

Nach mancherlei resultatlosen Versuchen, den Feind zur Annahme einer großen Feldschlacht zu verleiten, sah sich jedoch Friedrich durch die Unverläßlichkeit seiner französischen Bundesgenossen, durch Mangel an Nahrung und die vorgerückte Jahreszeit genöthigt,

den Rückzug über die Elbe anzutreten, der Prager Besatzung es überlassend, so gut wie möglich den Anschluß an das Hauptheer zu gewinnen. General von Einsiedel zeigte sich dieser Aufgabe nicht im entferntesten gewachsen, und nur dem Zauber von Friedrichs Namen war es zuzuschreiben, wenn das kleine, kaum dreitausend Mann zählende Corps dem Chevalier de Saxe, der ihm mit sechsfacher Übermacht den Weg verlegte, erfolgreich trotzen und unter unsäglichen Mühsalen und mit Verlust der ganzen Bagage durch das Riesengebirge nach Schlesien gelangen konnte.

Während das Regiment Prinz Heinrich zu Brieg Quartiere nahm, blieb Kleist, von den Anstrengungen des Rückzuges erschöpft, in Hirschberg liegen, wo ihn ein tölpelhafter Feldscheer durch einen unzeitigen Aderlaß hart an den Rand des Grabes brachte. Geschwächten Körpers und noch keineswegs genesen, eilte er endlich den Seinen nach, in der Hoffnung, wenigstens an den kriegerischen Ereignissen des neuen Jahres theilnehmen zu dürfen. Aber die entscheidenden Schläge fielen diesmal mit so vernichtender Schnelle, daß Kleist, in das Weichbild seines Standquartiers gebannt, Friedrichs Siegesfluge nur auf der Karte zu folgen vermochte, voll edler Eifersucht dem fernen Schlachtendonner von Soor und Hohenfriedberg lauschend.

Sich selbst zum Trost und dem abwesenden Freunde zur Lust, sang er manches Lied, das die Entwickelung seines poetischen Vermögens in überraschender Weise bekundet. Nicht der hohe Schwung der Phantasie verleiht diesen Gedichten, namentlich den Oden, ihren besonderen Reiz, sondern die Würde und Wärme des Gefühls, die flüssige, oft mit plastischer Kraft wirkende Sprache. Ein schlichter, reiner Sinn, eine für jene Zeit seltene Innigkeit sprechen aus jeder Zeile; Alles ist wahrhaftig, nichts anempfunden, Leben und Dichten gehen Hand in Hand, und es stört kaum, wenn in den Idyllen und Fabeln der Rokokoschäfer zuweilen noch sein altfränkisches Wesen treibt.

Mit Abschluß des Dresdener Friedens kehrte Kleist nach Potsdam zurück, ein kranker, tiefgebeugter Mann, welchem das Leben nichts von dem gehalten hatte, was es dem blühenden Jüngling

in überschwänglicher Fülle verheißen. Sein Verlangen nach Liebe, Freundschaft und geselliger Mittheilung sollte nach wie vor ungestillt bleiben, denn mit Ausnahme eines Lieutenants von Seydlitz, der, jung und gebildet, sich voll schöner Hingabe an den älteren Kameraden schloß, kreuzten die übrigen Gefährten nur selten den Weg des gelehrten Hypochonders, der für das, was sie Vergnügen und eigentlichen Lebenszweck nannten, so gar kein Verständniß zeigte, dessen ernster, wissenschaftlicher Sinn sie oft genug beschämte oder ärgerte, dessen mannhaftem Auftreten sie jedoch eine unwillkürliche stille Achtung nicht versagen konnten.

Dagegen erschloß sich in dem Briefwechsel mit Gleim eine Quelle ungetrübten Genusses. Alles, was in und außer ihm vorging, theilte Kleist dem Freunde ausführlich mit und wollte schier verzagen, wenn die Antworten manchmal gar zu lange auf sich warten ließen. Hin und wieder werden diese Briefe zu reimlosen Gedichten, und zahlreich sind die eingewobenen Bilder, welche sich später zu selbständigen kleinen Kunstwerken ausgestalteten. Sind es nicht die ersten keimenden Gedanken zum „Frühling", wenn es einmal heißt:

> Ich denke seit Ihrer Abreise beständig an Sie. Schon zweimal habe ich von Ihnen geträumt. Im Schlafe geh' ich wirklich mit Ihnen um. Wir spaziren am Ufer des Meeres, hören sein taubes Murmeln und sehen, wie es die blauen Wellen in sich schluckt. Bald befinden wir uns auf anmuthigen Wiesen, worin Bäche fließen, wie Silber in Smaragden. Zefyr schwingt die Flügel und weht uns Liliendust entgegen. Sie zeigen mir, wie Regentropfen in der Sonne an goldenen Narcissen schimmern. Augenblicklich sind wir in einem rauschenden Gesträuche. Wir hören die hüpfenden Gesänge der bunten Stieglitze. Der Kukuk ruft uns seinen Namen entgegen; dann sehen wir die Sonne, die kurz zuvor gleich Häuptern der Heiligen strahlte, sich hinter einem Walde in rosenfarbenen Wolken verbergen, wodurch die grünen Blätter der Wipfel das Ansehn gewinnen, als ob sie im Feuer glühten. — O kommen Sie doch bald wieder. Ich will

auch ein Gebet an den Frühling machen, daß er sich bald wieder unseren Grenzen nahe."

Diese Freude an der Natur, dieses liebevolle Sichversenken in ihre ewig wechselnde Schöne erfüllten das frostige Dunkel seines Lebens mit wärmender Helle. Oft, wenn ihm die Schwermuth gar zu trübe in die Ohren raunte, wenn Geist und Herz dem Druck armseliger Verhältnisse zu erliegen drohten, machte er sich auf und eilte hinaus, den Odem der reinen Gottesluft mit durstigen Zügen einzusaugen und den müden Blick zu erfrischen im Anschauen von See und Wald, von Feld und Flur. Allmählich glätteten sich dann die stürmischen Wogen seines Innern, eine wohlthuende Ruhe überkam ihn, und mit fröhlichem Behagen schweifte er stundenlang umher, auch die unscheinbarsten Reize der Schöpfung in seinem feinen Gedächtniß bewahrend.

Alle seine damaligen Dichtungen sind mit den Erträgnissen dieser „poetischen Bilderjagd", manchmal sogar in zu üppig wuchernder Fülle, durchzogen.

So schuf er, ohne schwächlicher Nachahmung zu verfallen, aber in bewußter Anlehnung an Thomsons, durch Brockes ins Deutsche übertragene „Jahreszeiten", sein größtes Werk, den „Frühling", als Versmaß den Hexameter mit einer Vorschlagsilbe wählend, wie er ihn einige Jahre früher in einem Gelegenheitsgedicht verwendet hatte.

Es war nicht der blitzartige Wurf einer genialen Begabung, das Resultat eines gottbegnadeten Augenblicks, es war vielmehr die Frucht mühseliger Arbeit, die, oft unterbrochen durch Krankheit und geistige Ermattung, nur langsam vorwärts rückte, drei volle Jahre von der flüchtigen Skizze bis zum Austritt in die Oeffentlichkeit gebrauchend. Denn ein kühnes Selbstvertrauen, das, mit ernstem Willen und tüchtigem Können gepaart, von vornherein die Hälfte des Erfolges verbürgt, war Kleist ein für allemal nicht gegeben. So lobbereit er sich Anderen gegenüber zeigte, so streng und mißtrauisch beurtheilte er die eigene Kraft. Dazu kam, daß der Dichter dem Ganzen keinen festgezogenen Plan zu Grunde gelegt hatte, den wilden Schuß der ersten Begeisterung zu regeln: wie es ihm aus dem Herzen quoll, so sollte es seiner Feder entströmen; nur der

Lust am Schaffen wollte er genügen, das künstlerische Abrunden und Fertigstellen aber auf gelegnere Zeit versparen. Zu spät erkannte er, daß auf diese Weise der überfluthende Reichthum des Stoffes kaum zu bändigen wäre; er wurde lässig, längere Pausen hemmten den stürmisch angetretenen Fortgang, und nur selten vermochte er die rechte Stimmung zum Ausbauen und Vollenden wiederzufinden.

Nach längerem Zögern und durch Ramler herabgestimmt, der in freundschaftlichem Verbesserungseifer das übersandte Manuscript mit Strichen, Korrecturen und willkürlichem Durcheinanderwerfen der Verse bis zur Unkenntlichkeit entstellt hatte, entschloß er sich, sein Schmerzenskind in unveränderter Form drucken zu lassen und nur in wenigen Exemplaren, ohne Nennung seines Namens, dem Publikum zu übergeben.

Der Ruf des „Frühlings" verbreitete sich rasch über Deutschland und trug dem unbekannten Verfasser enthusiastischen Beifall ein. Sein männlicher Ernst, seine ungeschminkte Empfindung stachen ergreifend ab von dem gekünstelten Frohsinn und der altklugen Lehrhaftigkeit der zeitgenössischen Dichter, denen die Natur die eigene Gemüthswelt nicht zurückspiegelte, sondern immer nur ein Aeußerliches und Unbelebtes blieb, einzig geeignet zur Anknüpfung von theologischen und moralischen Betrachtungen. Auch Kleist schlägt gegen Ende seines Gedichts tiefreligiöse Töne an, nachdem er den Lenz mit seinen Stürmen und seinem Sonnenschein, die Gegensätze zwischen dem Land- und Stadtleben, dem beseligenden Frieden des Ackerbaues und den Schrecken des Krieges in bunter Abwechselung geschildert; aber bei ihm ist es gerade — wie ein berühmter Kenner unserer Litteratur treffend ausgesprochen — „ein ganz folgerichtiger, mild beruhigender Abschluß, wenn sich zuletzt die innig erregte Andacht in jene gewaltige Grundfrage vom Ursprung des Uebels versenkt, welche damals alle Geister im Innersten auf's tiefste bewegte".

Wie nachhaltig auch der Eindruck war, den der „Frühling" auf die Mitlebenden hervorbrachte, und wie wenig verkannt werden darf, daß derselbe sich noch heute als eines der bedeutsamsten Werke jener ganzen Periode bewährt, so kennzeichnet sein Erscheinen doch keineswegs den Anbruch einer neuen Litteraturepoche. Kleist stand

noch zu sehr im Banne seiner Zeit und ihres Geschmacks, als daß er die Schranken rein beschreibender Poesie furchtlos durchbrochen, das gehäufte Nebeneinander mit einer lebendigen, stetig fortschreitenden Handlung vertauscht und die Lockungen einer maßlosen Kleinmalerei energisch abgewiesen hätte. Wahrhaft golden sind die Worte Schillers in dem Aufsatz „Ueber naive und sentimentalische Dichtung":

„Hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hierher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm; was er suchet, ist ewig außer ihm: nie kann er den üblen Einfluß seines Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig; doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu concentriren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden."

Kleists gesunder Verstand, seine unbestochene Ehrlichkeit ließen ihn bei ruhiger Betrachtung die meisten dieser Schwächen selbst erkennen und an deren baldige Abstellung denken. Ein zuverlässiger Gewährsmann, Lessing, sagt darüber im „Laokoon":

„Von dem Herrn von Kleist kann ich versichern, daß er sich auf seinen Frühling das Wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hineinzulegen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raum der verjüngten Schöpfung aufs Gerathewohl, bald hier, bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wollte. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veran-

lassung seiner Eklogen, mehreren deutschen Dichtern gerathen hat: er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben."

Für's erste jedoch freute sich der schnell Berühmtgewordene seiner Erfolge und hegte keinen heißeren Wunsch, als möglichst bald an die Ausarbeitung des „Sommers" gehen zu können. Leider schien diese auf ungewisse Zeit hinausgeschoben, seit Kleist als neuernannter Kompagniechef dem Dienste eine Aufmerksamkeit widmen mußte, die er in solcher Ausdehnung zu üben bisher nicht gewohnt gewesen war.

Im Jahre 1752 ging er auf Werbung nach der Schweiz, mit jugendlicher Empfänglichkeit die Eindrücke in sich aufnehmend, welche die im vollen Sommerschmuck prangenden Gelände des Main- und Rheinstromes seinen entzückten Augen boten. Zum Ersatz für die gestörte Freude, Gleim auf der Durchreise in Halberstadt zu überraschen, lernte er während seines Züricher Aufenthaltes die beiden Häupter der Schweizerschule, Bodmer und Breitinger, kennen, wie er auch dem zufällig anwesenden jungen Wieland näher trat. Noch schwelgend in den Wundern der Alpenwelt und lebhaft angeregt durch den Verkehr mit geistig bedeutenden Menschen, mußte er plötzlich bei Nacht und Nebel nach Schaffhausen entweichen, weil die republikanische Bevölkerung Zürichs nicht leiden wollte, daß ein kecker Eindringling Landeskinder wegfische, um sie als vielbegehrtes Kanonenfutter einem fremden Tyrannen auszuliefern.

Nach Erledigung des Werbegeschäftes traf er wieder in Potsdam ein; aber der frischere Zug, der während seiner Reise über ihn gekommen schien, wich bald der alten Melancholie. Er sehnte sich darnach, das Heer zu verlassen und in ländlicher Zurückgezogenheit ausschließlich den Musen und dem Verkehr mit der Natur zu leben; ja sein großmüthiger Sinn konnte sich einer leisen Regung des Neides nicht erwehren, wenn er von Kameraden hörte, welche die königliche Gnade mit höheren Stellen im Forstfach betraute: „zu reisen et silvis inerrare" erachtete er für den beglückendsten Beruf. In welcher Selbsttäuschung er befangen lag, wie tief ihm der Soldat

in Blut und Knochen steckte, wie das Wirken unter und neben dem großen König seinem patriotischen Herzen zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden war, alles das ahnte er damals noch nicht, und doch schrieb er von Lessing, der 1755 zu Potsdam in einem einsamen Gartenhause, allem Verkehr abgewandt, an „Miß Sarah Sampson" arbeitete: „Mich däucht, wenn ich ein Dichter wäre, ich machte hier nicht Satyren und Komödien, sondern lauter Lobgedichte. Unser großer Friedrich giebt einem Dichter mehr Stoff dazu, als je einer gehabt hat. — Warum bin ich doch kein Dichter, und warum ist mir der König zu groß!"

Sein Trübsinn wurde gesteigert durch körperliche Leiden. Die Nachwehen des letzten Feldzuges wollten nicht schwinden und warfen ihn endlich auf das Krankenlager.

Geraume Zeit schwebte sein Leben in Gefahr, erst dann stellte sich eigentliche Besserung ein, als ihn die Aerzte nach Freienwalde sandten. Hier in gesunder Luft, losgelöst von den drückenden Fesseln seines Berufs, durch Brunnen und Bad gestärkt, gewann er allmählich die verlorenen Kräfte wieder und rechnete zuversichtlich nach beendigter Kur auf vollständige Genesung.

Sie sollte ihm früher werden, als er dachte. Wie ein edles Schlachtroß beim Klange der Trompete freudig zusammenschauert, so horchte er hochauf bei dem ersten Grollen, das den Ausbruch des dritten schlesischen Krieges verkündete. Schnell waren die wenigen Habseligkeiten gepackt, alle Angelegenheiten bestellt, und noch vor Ablauf des Urlaubes meldete er sich als felddiensttüchtig bei seinem Kommandeur in Potsdam.

Krieg und Schlacht! Abermals umtönte ihn das belebende Wort, und diesmal schien es, als wäre er zu thätigem Mithandeln berufen. Gehörte doch das Regiment Prinz Heinrich zu den Truppen, welche das sächsische Heer bei Pirna eisern umklammert hielten und nach monatelangem Widerstand, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, zur Kapitulation auf Gnade und Ungnade nöthigten. Froher Hoffnungen voll, versicherte er Gleim, daß „eine besser einexercirte Armee, wie die gegenwärtige preußische, noch nie existirt habe", und wurde nicht müde, die Reize des unruhigen Lagerlebens

zu schildern, das ihn „vergnügter und jünger" mache, als er jemals gewesen. Aber wiederum trieb der Zufall sein tückisches Spiel: der nach kriegerischen Thaten Dürstende durfte an der Schlacht von Lowositz nicht theilnehmen und mußte mit Anbruch der kälteren Jahreszeit Winterquartier in Zittau beziehen. Ingrimmig schrieb er dem freundlich neckenden Gleim: „Sie spotten meiner immer wegen meiner Heldenthaten. Es ist Unglück genug für mich, daß ich nicht Gelegenheit habe, welche auszuüben; wer weiß, ob ich nicht mehr thäte, als Andere thun. — Aber zu etwas Großem werd' ich nie kommen; es sind nur Wenige, denen so etwas aufgehoben ist." —

Es war keine Ruhmredigkeit, die also sprach. Da die Stunde schlug, hat Kleist treulich Wort gehalten; das sollte die Folgezeit lehren.

Doch ehe es dazu kam, mußte er in dem düstern Drama, das sich jetzt in ganzer Furchtbarkeit entfaltete, noch lange den müßigen Zuschauer spielen. Friedrich hatte, in souveräner Geringschätzung des gemeinen Mannes, aus gefangenen Sachsen unter General von Hausen ein neues Regiment gebildet und Kleist zum Führer des zweiten Bataillons ernannt. Während nun die böhmischen Felder von stromweis vergossenem Blute dampften, während die ehemaligen Regimentskameraden von Schlacht zu Schlachten stürmten und mit der Armee des Königs an den Ufern der Saale wie auf den Ebenen Niederschlesiens unverwelkliche Lorbeeren sammelten, war dem kampflustigen Major nichts beschieden, als in Leipzig widerwillige Mannschaften zu drillen, ein größeres Feldlazareth zu leiten und sein einziges Kriegslied mit den prophetischen Schlußworten zu dichten

> Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
> Einher vor wenig Helden zieh'n:
> Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
> Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel.

Die alte Schwermuth überkam ihn wieder mit ganzer Gewalt. Grau und welk muthete die Gegenwart ihn an, und auch seine Zukunft glaubte er ohne Glück und Stern. Der Tod, in welcher

Gestalt er kommen mochte, wäre ihm jetzt ein erlösender Freund gewesen; doch ihn gewaltsam herbeizurufen lag seiner gramerfüllten, aber frommen Seele fern. „Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch, und welchen Gott faßt, denk' ich, der darf sinken!" grollte fünfzig Jahre später der mit allen Hoffnungen gescheiterte Dichter des „Prinzen von Homburg" und hub wider sich selbst die unselige Hand; der Sänger des „Frühlings" trug still ausharrend sein Kreuz, denn er war reicher als der finstre Nachfahre, einen Talisman barg er im Busen, der ihn stark machte für Leben und Sterben: die Freude an der Größe seines Vaterlandes, an der Herrlichkeit seines Königs und den Stolz, einer Armee anzugehören, die gerade jetzt einer Welt in Waffen siegreich trotzte.

In dem Gedicht „Der gelähmte Kranich" hat er wohl unabsichtlich, doch ergreifend schön das eigene trübe Schicksal geschildert.

Wie aber kein Fleckchen deutscher Erde so gottverlassen wäre, es zeitigte nicht irgend eine Frucht, so erwuchs Kleist aus der Dürre des Leipziger Lebens ein Gewinn, dessen beglückender Besitz den Rest seiner Tage mit Duft und Glanz erfüllte: die Liebe Gotthold Ephraim Lessings! Hatten die Beiden sich jüngsthin gemieden, hier fanden sie einander, um sich fürder nicht wieder zu lassen.

Den neuerworbenen Freund zu zerstreuen und zu fleißigerem Arbeiten anzuspornen, benutzte Lessing Kleists seltsame Begeisterung für Klopstocks Tragödie „Der Tod Adams" und veranlaßte den in dramatischen Dingen vollkommen Unkundigen, den Entwurf zu einem Trauerspiel „Seneca" niederzuschreiben. Daß die weitere Durchführung unterblieb, darf nicht bedauert werden: das fertige Werk würde genau so matt und schleppend, so gespreizt und unnatürlich, so wenig brauchbar für das Theater ausgefallen sein, wie die grillenhaften Versuche des bewunderten Vorbildes, welche der nüchterne Mendelssohn schlechtweg als „Gewäsch" bezeichnete. Lessing selbst hatte wohl mehr den lyrischen, als den dramatischen Dichter im Auge, wenn er an Gleim schrieb: „Was sagt der Grenadier von dem Major? Eine Kompagnie solcher Poeten, so will ich den ganzen französischen Witz damit zum Teufel jagen."

Im Mai 1758 nahte endlich die Befreiungsstunde. Das

Regiment Hausen stieß zu dem Prinzen Heinrich, der eine Armee in der Gegend von Zwickau sammelte. Vor dem Ausmarsch aus Leipzig ordnete Kleist seine Verhältnisse und beauftragte Gleim in zärtlicher Fürsorge um die bedrängten Genossen, eine größere Summe seiner Ersparnisse an Ramler und Lessing auszuzahlen, für die eigene Person nur tausend Thaler zurückbehaltend, um sich nach beendigtem Feldzuge ein Heim zu gründen und auf seinem kleinen Erbe die Landwirthschaft zu betreiben. „Wie will ich Kohl pflanzen und Alleen, Hecken und Blumen!" Die Blumen sollten seinen Garten nicht schmücken — nur ein kurzes Jahr, und sie blühten auf dem Grabe eines Helden.

Heinrichs Unternehmen richtete sich gegen die Reichsarmee, die unter dem Kommando des Prinzen von Zweibrücken in Franken ihr zerfahrenes Wesen trieb. Eines Morgens, es war auf dem Marsch nach Hof, lauschte Kleist dem Klange geistlicher Lieder, wie sie seine Leute anzustimmen pflegten, bevor sie ihre leichtfertigen Soldatenweisen sangen. Die getragenen Töne des Chorals rührten ihn tief, er ritt weit voraus, seine Bewegung zu verbergen, und dichtete, in ernste Gedanken versunken, die Hymne „Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl' sind seine Wohnungen", deren bilderreiche Pracht psalmenartig berührt.

Der Prinz von Zweibrücken wagte dem preußischen Anprall nicht zu begegnen, er wich gegen Eger aus, vereinigte sich mit einem österreichischen Corps unter Haddik und drang nun mit beinahe dreifacher Uebermacht aus Böhmen gegen Sachsen vor. Langsam ging Heinrich zurück; bezog bei Zschopau ein gut gewähltes Lager und führte von hier aus einen Plänkler- und Detachementskrieg, welcher den feindlichen Massen keine Entfaltung gestattete und die Ueberlegenheit der preußischen Kriegskunst im hellsten Lichte zeigte.

Fehlte es diesem beständigen Ringen und Marschiren an erschütternden Schlägen, die sich mit den gleichzeitigen Katastrophen von Zorndorf und Hochkirch messen könnten, so bildet doch die Behauptung Sachsens während des Jahres 1758 eines der frischesten Blätter in Heinrichs Ruhmeskranze; und Kleist, der nur einmal bei Vertheidigung des Plauenschen Grundes Gelegenheit zu selbstän-

digem Handeln fand, fühlte sich beglückt und erhoben im Anschauen solches Feldherrnthums. Die Klage, daß die Russen sein armes Gut zur Wüstenei umgeschaffen und seiner Mutter Bruder, einen ehrwürdigen Greis, in grauenhafter Weise ermordet hatten, erstarb vor dem berauschenden Klirren der Waffen.

Ein Ergebniß dieser kriegerischen Stimmung war die der älteren macedonischen Geschichte entnommene und in reimlosen Jamben abgefaßte Erzählung „Cissides und Paches". Wie geringfügig ihr poetischer Werth auch erscheinen mag, so erfreut doch das kecke Heraustreten aus den engen Schranken beschaulichen Naturlebens auf die bewegte Bühne menschlicher Thätigkeit, so mannhaft muthet der tapfre Geist, das warmherzige Vaterlandsgefühl des kleinen epischen Gedichtes an.

Zum dritten Male seit Beginn des Krieges gebot der Winter, dem Morden Einhalt zu thun, und Kleist konnte sich in Zwickau von den überstandenen Anstrengungen erholen, immer künstlerisch beschäftigt, sobald es die Sorge für die Schlagfertigkeit seines Bataillons erlaubte. Von seiner hoffnungsvollen Heiterkeit zeugen folgende Worte an Gleim: „Unser Regiment hat sich während der Kampagne sehr gut gehalten, und wir sind auch bei vielen Gelegenheiten sehr ausgezeichnet worden. Den Winter wollen wir nun brav exerciren, und auf's Jahr, will's Gott, die Feinde schlagen, daß es kracht! Der Himmel gebe mir dann nur Gesundheit, wie ich sie jetzt habe. Soubise und Fermor" — beide hatten ihre Erhebung den Niederlagen von Roßbach und Zorndorf zu danken — „sind nun zu Reichsgrafen und Marschällen geschlagen worden."

Das neue Jahr brach an, das unheilvollste des ganzen siebenjährigen Krieges. Die Feinde Preußens überboten diesmal ihre Kräfte, dem vorlauten Emporkömmling für immer den Garaus zu machen. Sie erneuerten durch Traktate und lockende Zusicherungen das alte Bündniß und gewannen es zum ersten Male über sich, nach einem einheitlichen Plane zu handeln. König Friedrich verfolgte mit gespanntem Blick ihre einzelnen Schachzüge, fest entschlossen, den bevorstehenden Feldzug nicht wieder, wie bisher,

mit einem Angriff zu eröffnen, sondern, seine Grenzen beschirmend, die Unternehmungen der Gegner abzuwarten.

Noch Mitte April lag das preußische Hauptquartier so bewegungslos, daß Kleist alle hochfliegenden Wünsche herabstimmte und ernstlich an die Gründung eines Wochenblattes dachte, dessen Ertrag den beiden Freunden, Ramler und Lessing, zugute kommen sollte. Während er in Zwickau noch eifrig mit Gleim über Förderung dieses Projektes verhandelte, warf Prinz Heinrich nach einem kleineren, aber erfolgreich geführten Stoß in's Böhmische hinein die ganze Armee Hals über Kopf nach Franken, trieb die Reichstruppen in erheiternder Flucht vor sich her und vernichtete deren Hauptmagazine, um mit namhafter Beute an Gefangenen und Kontributionsgeldern bereits am 1. Juni auf sächsischem Boden wieder anzulangen.

Bis dahin hatte Friedrich, Gewehr bei Fuß, den Feldmarschall Daun in der Gegend von Landshut beobachtet. Auf die Kunde jedoch, daß Laudon und Haddik im Begriffe stünden, Soltikof die Hand zu reichen, der mordend und brennend die Marken durchzog, den Generallieutenant Wedell bei Kay geschlagen, Frankfurt genommen hatte und sogar Berlin bedrohte, ernannte der König den umsichtigen Heinrich zum Stellvertreter und eilte, durch das Corps des Generals von Fink verstärkt, an die Oder, vermöge einer großen Schlacht Brandenburg und seine Hauptstadt vor gänzlicher Verwüstung zu bewahren.

Zu den Fink'schen Truppen gehörte auch das Regiment Hausen; Kleist hatte also endlich einmal die sichere Gewähr, einer entscheidenden Aktion beizuwohnen. Sein ganzes Wesen leuchtete von Glück und Siegeszuversicht.

Friedrich kam nicht zeitig genug, die Vereinigung Soltikofs mit Laudon zu verhindern, und konnte dem nunmehr neunzigtausend Mann starken Feinde nur achtundvierzigtausend entgegenstellen. Dennoch schritt er zum Angriff, denselben Impulsen gehorchend, die ihn einst bei Leuthen beseelten, wo er das scheinbar Unmögliche wagte, um das Außerordentlichste zu gewinnen.

Am 12. August griff er Soltikofs Lager an, welches unweit

Frankfurt in der Gegend von Kunersdorf auf dem linken Oder-ufer in einer starken Position errichtet und mit Verschanzungen befestigt war, die von einer zahlreichen Artillerie vertheidigt wurden.

Auf weiten Umwegen, von glühenden Sonnenstrahlen versengt, bis über die Knöchel im heißen Sande watend, vollführte die preußische Armee ihren Aufmarsch. Es war bereits Mittag, als das Geschützfeuer zu spielen begann, und kurz darauf die Infanterie der Avantgarde in die Gefechtslinie rückte. Trotz eines mörderischen Kugelregens durchbrach die Letztere den Verhack, erstürmte im ersten Anlauf mit gefälltem Bajonett die Verschanzungen auf dem Mühlberg, warf das feindliche Fußvolk in regelloser Flucht zurück und eroberte zweiundvierzig Geschütze. Wäre Reiterei zur Stelle gewesen, so würde dieser Theil der russischen Schlachtlinie der völligen Vernichtung nicht entgangen sein.

Inzwischen folgte der rechte preußische Flügel, dem sich das Fink'sche Corps angeschlossen hatte, der siegreichen Avantgarde nach und ging gegen Kunersdorf vor, dessen Trümmer mit verbissener Wuth vertheidigt wurden. Finks Regimenter avancirten in mehreren Treffen hinter einander am Fuße des Thalrandes, aber der Feind, gestützt durch eine mächtige Batterie, welche auf achthundert Schritte die preußischen Linien bestreichen konnte, wollte nicht weichen.

Drei Batterieen hatte Kleist an der Spitze seines Bataillons erobern helfen; jetzt galt es, die letzte und verderblichste zu nehmen. Welchem Feuer er ausgesetzt gewesen, bezeugten acht starke Kontusionen und eine Wunde an der rechten Hand, die ihn zwang, den Degen mit der Linken zu führen. Er achtete der Schmerzen nicht; Sinn und Gedanken nur auf einen Punkt gerichtet, strebte er dem winkenden Ziele entgegen. Sein König war in Noth, das Vaterland in Gefahr, nur ein großer Sieg konnte Rettung bringen, und dort oben auf der Höhe, wo die feindlichen Feuerschlünde Tod und Verderben spieen, war das sichere Unterpfand des Sieges zu finden.

Ein Kartätschenhagel streckte den Obersten und die beiden älteren Bataillonsführer nieder. Rasch entschlossen sprengte Kleist vor die Front, sammelte alle Feldzeichen des Regiments um sich

her und packte die Schulter eines Junkers, der bereits mit drei Fahnen beladen war, die Schritte des tapferen Knaben zu beflügeln und seine stutzig gewordenen Grenadiere zu neuem Anlauf fortzureißen. Eine Musketenkugel durchbohrte seinen linken Arm; Kleist faßte den Degen wieder mit der blutenden Rechten, der Fähnrich mußte den Steigbügelriemen ergreifen, und vorwärts brauste es den Hügel hinan.

Der Gang einer Schlacht bietet Augenblicke, für deren erschütternde Poesie und dramatische Wucht jedweder Kunst, auch der sprachgewaltigen Dichtung der ebenbürtige Ausdruck gebricht; Augenblicke, die, wenn wir sie nicht selbst erlebt haben, nur in der ruhig dahingleitenden Darstellung der Geschichte nachempfunden werden können.

Solch ein Augenblick war es, als Kleist mit seinem Regiment dem sicheren Verderben sich entgegenwarf: beglückend für den Mithandelnden, für uns Spätere unendlich rührend.

Wie jauchzte sein ganzes Innere auf im Gewühle des Kampfes! Wie fern, wie weit lagen die Schmerzen verlorener Liebe hinter ihm, die stillen Freuden seines einsamen Verkehrs mit der Natur! An die Stelle zärtlicher Gefühle war ein Höheres getreten, die Begeisterung für eine große Sache; und das Pfeifen der Kugeln dünkte ihn melodischer als Nachtigallenschlag, das Toben der Geschütze verheißungsvoller als frühlingskündender Märzendonner. Der empfindsame Schäfer mit Bänderhut und Blumenstab war abgethan; jetzt ritt und stritt nur noch der preußische Major mit Zopf, Schärpe und Ringkragen, tapfer und schön wie ein Held, Soldat vom Wirbel bis zur Sohle.

Noch dreißig Schritte, und Alles war gewonnen. Da schlug eine neue Kartätschenlage in die stürmenden Reihen, und Kleist sank mit zerschmettertem rechten Bein vom Pferde. Zweimal versuchte er mit fremder Hilfe wieder in den Sattel zu kommen — umsonst: der verstümmelte Leib versagte dem Willen den Gehorsam. Stöhnend brach der Verwundete zusammen, seine Sinne umwölkten sich, und mit Aufgebot der letzten Kraft rief er noch seinen betroffenen Leuten zu: „Kinder, verlaßt Eueren König nicht!“

Starb er jetzt, so wäre es ein beneidenswerther Tod gewesen. Er wäre von hinnen gegangen mit dem beseligenden Glauben an einen vollen Sieg; denn vor sich sah er brechenden Auges seine Grenadiere avanciren, hinter sich vernahm er die kurzen Schläge des preußischen Sturmmarsches: ein frisches Regiment rückte zur Unterstützung heran — die Batterie war genommen. „Victoria!" lallte er noch mit schwacher Zunge, dann fiel er in tiefe Betäubung.

Und der Sieg war errungen. Friedrichs Boten flogen bereits nach Berlin mit der Freudenkunde, daß neunzig Kanonen erobert und zwei Drittheile des russisch-österreichischen Heeres vollständig geschlagen wären. General von Fink rieth dem König, von einem weiteren Angriff abzustehen, da die Schlacht so gut wie entschieden sei, die eigene Infanterie schwer gelitten habe, und Soltikof nur die Nacht erwarten werde, um sich längs der Oder zurückzuziehen. Es wäre nicht wohlgethan, den Feind, dessen rechter Flügel noch ziemlich unberührt in trefflichen Positionen stehe, zur Verzweiflung zu treiben. Alle Generale, selbst der verwegene Seydlitz, theilten diese Ansicht, aber Friedrich wollte davon nichts hören. Sein Herz war geschwollen von Haß und Wuth, Rache wollte er üben, tausendfache Vergeltung für die Greuelthaten in Preußen, Pommern und Brandenburg. Nicht zum zweiten Male, wie bei Zorndorf, sollte der Besiegte goldene Brücken finden, um im nächsten Sommer wiederzukehren. Diese Barbarenhorden mußten vernichtet, ihre flüchtigen Reste zu Tode gehetzt oder ersäuft werden in den Seen und Moräften der Mark.

Die Schlacht hub von neuem an. Aber der König muthete seinen Truppen heute, wie bei Kolin, das Unmögliche zu. Die Erschöpfung war unbeschreiblich, das schwere Geschütz in dem grundlosen Sandboden nicht vorwärts zu bringen. Alle Angriffe wurden abgeschlagen, die noch vor kurzem siegesfrohen Regimenter dadurch entmuthigt und in Verwirrung gestürzt. Laudon, Friedrichs gefährlichster Gegner, gewahrte, daß für ihn der entscheidende Moment gekommen sei. Blitzschnell brach er mit seinen Reiterschaaren auf, durchzog unbemerkt eine tiefe Schlucht, die noch heutigen Tages der Laudonsgrund geheißen wird, und fiel der preußischen Armee in Seite

und Rücken. Das war entscheidend. Friedrich mußte sein Fußvolk wanken, die Kavallerie nach Seydlitz' Verwundung auseinander stieben sehen und hatte keine Reserven zur Hand, das Gefecht wieder herzustellen. Er bot das Ungeheuerste auf, den Tag zu retten. Mit gezogenem Degen warf er sich in das Getümmel, die Weichenden aufzuhalten und zu sammeln. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, seine Uniform hing in Fetzen, ein goldenes Etui allein schützte ihn vor gewissem Tode; aber dem Unheil war nicht mehr Einhalt zu thun, die Flucht wurde allgemein, nur mit Gewalt konnte der Verzweifelnde durch einige Getreue vom Schlachtfeld gerissen werden.

Ohnmächtig war Kleist aus dem Gefecht getragen und der Sorge eines Feldscheers übergeben worden. Erst ein heftig brennender Schmerz weckte ihn aus der Betäubung. Der Arzt hatte Spiritus in die Wunden gegossen und stand eben im Begriff, das zerschellte Bein mit einem Taschentuch zu verbinden, als ihn selbst eine Kugel todt neben dem Hilflosen niederstreckte. Gleich darauf sprengten Kosaken vorüber. Die Tressen der Uniform verriethen ihnen einen höheren, wahrscheinlich reich mit Gold und Werthsachen versehenen Offizier. Gierig fielen sie über die willkommene Beute her, plünderten Kleist bis auf's Hemde aus, warfen ihn in einen Sumpf und trabten davon, ihrem unsaubern Gewerbe nach. Während der Nacht fanden einige russische Husaren den Halberstarrten. Mitleidig zogen sie ihn auf's Trockene, schütteten ihm neben dem Wachtfeuer ein Strohlager auf und bedeckten seine bebenden Glieder mit einem alten Mantel. Die heitere Standhaftigkeit des todwunden Mannes rührte die wackern Herzen, sie theilten mit ihm ihr kärgliches Abendbrot und legten, bevor sie des andern Morgens wieder aufsaßen, einen halben Gulden auf seine Brust.

Nicht lange sollte er sich des armen Besitzes freuen. Abermals kamen Kosaken und stahlen das, was ihre Landsleute in schöner Großmuth einem Wehrlosen gespendet.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Kleist von einem russischen Offizier, den er angerufen hatte, auf einen Wagen

geladen und nach Frankfurt geschafft wurde, um in dem Hause des Professors Nicolai den ersten Verband und die hingebungsvollste Pflege zu finden. Zu spät: die eisige Hand des Todes hatte sein innerstes Lebensmark berührt!

„Herr von Brand ist bei der Armee des Königs gewesen und vorgestern Abends wieder zurückgekommen. Er hat sich genau nach unserm Freunde erkundigt und von dem Obersten von Kleist, seinem Vetter, erfahren, daß er sich in Frankfurt noch bis dato befände. Er soll nicht mehr als sechs Wunden haben. Der rechtschaffene Mann! Er hat sich, — und das hat nicht allein der Oberste, sondern das haben ihm auch noch viele andere Offiziere gesagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die ersten Wunden gar nicht geachtet, sondern ist vor seinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich gestürzt, hat er noch auf der Erde seinen Leuten zugerufen und sie auf's beste angefeuert.

„Heute ist ein Journal von Dem, was sich von Tag zu Tag während der Anwesenheit der Russen in Frankfurt daselbst zugetragen hat, hier angekommen, und in diesem Journal soll es mit angemerkt stehen, daß ein Major Kleist daselbst begraben worden.

„Nun hören Sie, womit ich mich noch tröste. Es sind mehre Majore Kleist, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein anderer Major Kleist, ich kann mich nicht gleich erinnern, von welchem Regimente, mit dem unsrigen ein gleiches Schicksal gehabt hat. Dieser wird gestorben sein, und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben: es kann nicht sein; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Post werden wir Alles erfahren. Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen?" —

Lessing sollte „seinen Major" nicht wiedersehen; der war schon längst in die großen Quartiere eingerückt. Dem dunkeln Gerücht folgte nur zu bald die Bestätigung.

„Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen anderen Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — sehen Sie, manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drei, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben *wollen*. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man: aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben!" —

In dem stillen Gelehrtenhause zu Frankfurt lag die Leiche aufgebahrt. Das gesamte russische Offiziercorps, den Kommandanten an der Spitze, war im großen Paradeanzug erschienen, vereint mit den obersten Behörden der Stadt und den Vertretern der Universität, dem gefallenen Dichter die letzte Ehre zu erweisen. Als Nicolai die Trauerrede geschlossen hatte, und der Sarg von den zwölf beorderten Grenadieren aufgehoben werden sollte, bemerkte man erst, daß den Schrein kein Degen schmücke. Ohne Zögern trat der Rittmeister von Stakelberg heran, derselbe Offizier, welcher Kleist von der Wahlstatt nach Frankfurt geleitet, schnallte das Wehrgehänge ab und legte die eigene brave Klinge auf die Bahre des Kameraden, denn „ein solcher Krieger dürfe nicht ohne dieses Ehrenzeichen beerdigt werden".

Dieses versöhnende Ausklingen eines edlen, zu früh zerbrochenen Daseins tönte in Schillers Seele wieder, als er den schwedischen Hauptmann seines Meisterwerks berichten ließ:

Ein Lorbeer schmückte seinen Sarg: drauf legte
Der Rheingraf selbst den eignen Siegerdegen.
Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht:
Denn Viele sind bei uns, die seine Großmuth
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren.
Und alle rührte sein Geschick. Gern hätte
Der Rheingraf ihn gerettet: doch er selbst
Vereitelt' es: man sagt, er wollte sterben. — — —

Neunundvierzig Kleiste haben während der drei schlesischen Kriege für die Größe ihres Königs das Leben gelassen, keiner freudiger und schöner, als der Sänger des Frühlings.

Kleists Name wird oft genannt, er hat einen guten Klang im Ohre jedes Gebildeten; seine Werke aber werden nur von Wenigen gelesen, längst haben sie aufgehört, Lieblinge eines ganzen Volkes zu sein. Darin liegt keine Undankbarkeit, kein Mangel an pietätvollem Sinn. Kleist war einer jener frühen Zugvögel, die den frostigen Nächten zum Trotz das Kommen wärmerer Tage melden, deren Weisen wir gerne lauschen, bis der hereinbrechende Lenz mit seinen tausendstimmigen Jubelchören die ersten kleinen Herolde vergessen macht.

Zu der Stunde, da er blutend auf dem Schlachtfelde lag, tummelte sich in der alten Krönungsstadt am Main ein schöner Knabe, der finster dreinschaute, wenn der preußische Fritz eine Bataille verloren hatte, und jauchzend die ambrosischen Locken in den Nacken schüttelte bei der Freudenpost, der märkische Löwe sei wieder einmal durch die umstellenden Netze gebrochen und zeige drohender denn zuvor der kläffenden Meute die gefürchteten Zähne. Und drunten am Neckar merkte eben jetzt eine beglückte Mutter auf die leisen Regungen unter ihrem Herzen, die das Nahen des Genius verkündeten, der dazu berufen war, Hand in Hand mit dem Frankfurter Patriziersohn, die goldenen Tage von Weimar heraufzuführen. Und noch waren seit der Niederlage von Kunersdorf keine zwei Menschenalter geschwunden, da kam ein anderer, größerer Kleist und nahm den Lorbeer von des Vorfahren Sarge, das geheiligte Laub um die eigne düstre Dichterstirn zu winden. Ein Frühling der Poesie hatte sich in Deutschland aufgethan, so voll von Licht und

Blüthen, so überschwänglich reich an Duft und Herrlichkeit, daß selbst die Zeiten der jungfräulichen Königin und Ludwigs von Frankreich mit all' ihrer stolzen Sommerpracht daneben erbleichen. —

Ist der Poet ihr auch fremd geworden, der Mann blieb seiner Nation vertraut und lieb. Sie erbaut sich noch heute wie vor hundert Jahren an seinem unbeugsamen Ehrgefühl, an der gemüthsweichen Hochherzigkeit, die gleich einem wärmenden Sonnenstrahl die straffe Soldatengestalt durchleuchtet. Lessing hatte voll frommen Zornes Gleims Zumuthung abgewiesen, den ersten Schmerz um den geschiedenen Freund in Reime und Versfüße zu pressen — vier Jahre später schuf er in „Minna von Barnhelm" seinem Major ein Denkmal, das dauern wird, so lange von Deutscher Art und Kunst die Rede geht.

Friedrich der Große und Wilhelmine von Baireuth während des siebenjährigen Krieges.

„Trommeln ist mir lieber als Blumen!" hatte Kronprinz Fritz erwidert, als ihm seine Schwester, des sinnbetäubenden Lärmens und Marschirens müde, ihre duftigen Blüthenschätze zum Tausch für das rasselnde Kalbfell geboten, und Friedrich Wilhelms Soldatenherz war übergeflossen vor väterlichem Stolz.

Den beglückenden Moment, dieses erste kriegerische Aufwallen seines Erben zu Nutz und Frommen kommender Geschlechter festzuhalten, überwand sich der rauhe Verächter der Musen, die bei Seite geschobene Kunst in einem ihrer berufensten Jünger um Beistand anzugehen.

Wie Antoine Pesne die gestellte Aufgabe gelöst, das können wir noch heute im Schlosse zu Charlottenburg bewundern.

Dort sucht Prinzessin Wilhelmine, deren zierlich aufgeschürztem Fürstenmantel eine Fülle farbenbunter Blumen entquillt, die beflügelte Hast des jüngeren Spielgefährten zu mäßigen, der unter schallenden Trommelwirbeln aus umschränkter Zimmerenge in die weitgedehnten Gassen grüner Taxushecken drängt.

Ein herzerquickendes Bild, mehr werth als eine ganze Galerie von mythologischen Nacktheiten und blutrünstigen Heiligen!

An dieser reizenden Knabengestalt im blausammetnen Polröckchen mit Band und Stern des schwarzen Adlers klebt nichts Sagen- oder Legendenhaftes. Eine derbe Wirklichkeit schreitet sie daher, von der wir wissen, wie sie wurde und wuchs: eine Wirklichkeit, deren

Erdenspuren die Stürme von anderthalb Jahrhunderten nicht verwehten, Manchem zum Verdruß, Unzähligen zur hellen Freude. — Wie trotzig der dreijährige Tambour den Kopf in den Nacken wirft, wie herrisch die kleine Faust mit dem Trommelklöppel nach dem Garten weist! Gebieterischer schaut nicht der eherne Vorfahre auf der Langen Brücke drein. Es ist, als wäre hier der Künstler zum Seher geworden, als hätte sein gottberührtes Auge die Wahrzeichen künftiger Heldengröße auf der heiteren Kinderstirn gelesen.

Schulter an Schulter, wie auf dem Charlottenburger Bilde, sind die Geschwister auch weiter durch das sonnen- und liebeleere Elternhaus gegangen, so Freud' als Leid kameradschaftlich theilend. Und als später ihre Wege sich trennten, Wilhelmine dem aufgezwungenen Gatten in die Fremde folgte, Friedrich ein neues Leben in Ruppin und Rheinsberg begann, konnte räumliche Entfernung den Gleichklang nicht mehr stören, den ihre Herzen unter den Hammerschlägen des Schicksals gewonnen hatten. Nach wie vor blieben die beiden Königskinder im regsten geistigen Verkehr. Briefe kamen und gingen, dem Einen vollen Einblick in das Außen- und Innenleben des Andern erschließend. Wie Wilhelmine dem Entwickelungsgange des Bruders die hingebende Theilnahme bewahrte, so folgte Friedrich mit liebevollem Verständniß den krausen Gedankensprüngen der Schwester, die je nach Augenblick und Laune von den erhabensten Fragen der Philosophie zu dem Kleinkram rein weiblicher Interessen hinübertändelten. Es war ein wechselseitiges Geben und Empfangen, ein Wettstreit, die alte Anhänglichkeit in immer neuen, bald ernsten, bald heiteren Wendungen auszusprechen und durch sinnige Aufmerksamkeiten zu bekräftigen.

Gleichwohl blieb diesem anmuthigen Verhältniß eine Trübung nicht erspart. Vorzeitig alternd und kränklich, durch ehelichen Kummer mißtrauisch gegen alle Welt, wurde Wilhelmine auch an dem Bruder irre. In dem zum Mann und Herrscher Herangereiften wollte sie den Jugendgespielen nicht mehr erkennen. Sein gehalteneres Wesen machte sie frösteln, die Verschlossenheit des Politikers galt ihr für Mangel an Vertrauen, die Rathschläge des

klugen Hausverwalters für unzarte Eingriffe in ihren ohnehin beschränkten Wirkungskreis.

Als ein Ergebniß dieser tiefgehenden Entfremdung sind ihre vielberufenen „Denkwürdigkeiten" zu betrachten, welche um die Zeit des zweiten schlesischen Krieges entstanden und von einer krankhaften Überreiztheit gegen Friedrich zeugen.

Hatte sich in dem Letzteren wirklich eine Wandlung zu ihren Ungunsten vollzogen, so war die Schuld daran nur ihr, der ehemals Auserwählten, beizumessen. Denn nicht genug, daß sie aus persönlicher Vorliebe für Maria Theresia österreichische Zettelungen am Baireuther Hofe geduldet; auf ihren Betrieb und gegen Friedrichs ausdrückliches Verbot hatte sich sogar die Bevorzugteste ihrer Hofdamen mit dem Leiter jener geheimen Ränke in einem Augenblicke vermählt, wo ein Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen Preußen und Österreich nach Minuten zu berechnen war.

Je unverhohlener sich Friedrichs Unwille äußerte, um so höher stieg Wilhelminens Verbitterung, um so zweideutiger wurde ihre Stellung zu den kriegführenden Parteien. Sie beeiferte sich, der zur Krönung des Gatten nach Frankfurt reisenden Königin von Ungarn als ihrer zukünftigen Kaiserin aufzuwarten; ja sie ließ den arglosen Friedrich ungewarnt, als im Spätherbst 1745 General Grünne ein Corps der kaiserlichen Rheinarmee durch das Baireuthische nach dem Vogtlande führte, einen überraschenden Stoß des vereinigten österreichisch-sächsischen Heeres gegen Berlin zu unterstützen. Nur des Königs kühner Vormarsch über Naumburg am Queis und des alten Dessauers Winterschlacht bei Kesselsdorf zerrissen noch in letzter Stunde die bedrohliche Umgarnung. Es folgte der Dresdner Friede, und Wilhelmine durfte sich über unverdiente Härte nicht beklagen, wenn der gekränkte Bruder spottend meinte, diese glückliche Lösung werde sie hoffentlich um so angenehmer berühren, als ihre Sympathieen für die Königin von Ungarn nun nicht mehr Gefahr liefen, mit dem Rest von Freundschaft zu collidiren, den sie ihm vielleicht erhalten habe.

Nach Monden stillen Grolls gelang es den Bemühungen des Prinzen August Wilhelm, die Beiden einander wieder zuzuführen. Guter

Wille und freimüthige Aussprache von Angesicht zu Angesicht thaten dann das Beste, auch die letzten Spuren des unholden Zwistes zu verwischen. Kein Mißton stahl sich fürder in das schöne Einvernehmen. Hatte sich Wilhelmine dem Bruder gegenüber noch vor kurzem in einer trotzigen Selbständigkeit gefallen, von nun an setzten sie ihren Stolz darein, sich ihm anzuschmiegen, sich eins mit ihm zu fühlen im Denken und Empfinden, ein treues Echo seines großen Herzens. Und so sollte es bleiben bis an's Ende, bis die Erschütterungen eines tragischen Geschicks die Kraft und den Adel dieses Seelenbundes zur vollsten Reife brachten.

Die Markgräfin war kaum von ihrer italienischen Reise zurückgekehrt, als im fernen Westen England und Frankreich zusammenprallten. Es handelte sich um den Besitz wüstliegender kanadischer Ländereien. Noch vor einer förmlichen Kriegserklärung hatte England Gewaltmaßregeln ergriffen. Daß es zum offenen Bruche kommen müsse, unterlag keinem Zweifel; es blieb nur noch die Frage, wie sich die europäischen Kabinette zu dem Kampf der beiden Seemächte verhalten würden.

Wilhelmine war von trüben Ahnungen erfüllt. Die Sorge wollte nicht weichen, der heranfluthende Krieg möchte auch den Bruder in seine Strudel reißen; Friedrich dagegen glaubte den unwillkommenen Gast noch nicht vor der Thür des eigenen Hauses, und es war auch, wie die Dinge im Herbst 1755 lagen, kaum vorauszusehen, daß jene amerikanischen Händel nach Deutschland hinüberspielen und ihre Entscheidung auf preußischen Schlachtfeldern finden könnten. Heiteren Muthes also tröstete er die Bekümmerte: „Du äußerst Befürchtungen hinsichtlich des Krieges; indessen, meine theure Schwester, ist es ziemlich weit vom Ohio bis zur Spree und von dem Fort Beau-Sejour bis Berlin. Der Krieg reist wie eine vornehme Dame. In Amerika hat er angefangen, jetzt ist er im Ocean und Kanal angelangt. Noch hat er sich nicht ausgeschifft, und wenn er im künftigen Frühjahr das Festland betritt, dann zieht er vielleicht in einer Sänfte daher, so daß man ihn von weitem wird kommen sehen."

Das besorgte Schwesterauge sollte sich jedoch schärfer als der

Blick des Staatsmannes erweisen. Nur wenige Monde, und das für undenkbar Gehaltene war zur vollendeten Thatsache geworden, der zweihundertjährige Hader der Häuser Habsburg und Bourbon hatte in dem Vertrage von Versailles seinen unnatürlichen Abschluß gefunden. Jetzt erkannte Friedrich den ganzen Umfang der Gefahr: eine Verschwörung kontinentaler Mächte stand wider ihn, wie sie seit Menschenaltern nicht gesehen worden, furchtbarer als die Liga, welche einst das meergewaltige Venedig bedroht, furchtbarer selbst als der Bund, welcher den stolzen Nacken Ludwigs XIV. gebeugt.

Nur einen Ausweg gab es für ihn: mit kluger Verwegenheit den ersten Streich zu führen.

„Sieht meine Nase danach aus, als wäre sie gemacht, Nasenstüber in Empfang zu nehmen?“ rief er dem englischen Gesandten zu; „bei Gott, die werde ich nicht dulden. Maria Theresia will den Krieg, und sie soll ihn sofort haben! Ich kann nichts dagegen thun, sondern nur meinen Feinden zuvorkommen: meine Truppen stehen bereit, und ich muß versuchen, diese Verschwörung zu brechen, ehe sie zu stark wird.“

Daß er bei einem letzten Schritt, den wankenden Frieden aufrecht zu erhalten, sich nicht mit eitlen Hoffnungen schmeichelte, vielmehr einzig bestrebt war, die Verantwortung für das erneute Blutvergießen den Gegnern zuzuwälzen, beweist sein Brief vom 28. Juli 1756:

„Ich habe eine Unterhandlung mit meinen Feinden angeknüpft, daß sie ihre Absichten darlegen und daß dadurch mein Verhalten im Angesicht der ganzen Welt gerechtfertigt sei. Wenn sie sich gegen diese Versuche unzugänglich zeigen und in ihrer Trunkenheit taub sind gegen die Stimme der Vernunft, dann werde ich thun, was Jeder an meiner Stelle thun würde, aber mit reinem Gewissen und mit vollem Vertrauen in die Gerechtigkeit meiner Sache. Laß Dich durch die Zukunft nicht beunruhigen, liebe Schwester, sie ist ungewiß und glücklicherweise unseren Augen verhüllt. Die Ereignisse sind unabhängig von unseren Hoffnungen und Befürchtungen. Als Menschen sind wir für das Glück und für das Unglück geboren;

wir müssen uns vorbereiten, mit gleichem Antlitz anzunehmen, was uns Jupiter aus seinen Urnen spenden will."

Vier Wochen später überschritt er an der Spitze seiner Garden die sächsische Grenze, wie eine Windsbraut die Wolken auseinanderzufegen, die sich verderbenschwanger über seinem Haupte ballten. Wilhelminens heißeste Segenswünsche begleiteten ihn bei diesem Gange auf Tod und Leben, recht im Gegensatze zu den Brüdern, die nicht verstehen wollten, weshalb der König von neuem den Degen zöge, und sich nur widerwillig zu ihren Regimentern stellten. Mit fieberhafter Spannung folgte sie dem Verlauf der Begebenheiten und dachte vor Ungeduld zu vergehen über die unvermutheten Hemmnisse, die sich einem Durchbruch aus Sachsen nach Böhmen entgegenstemmten, bis ihr Friedrich am 4. Oktober aus Lowositz melden konnte: „Dein Wille ist erfüllt, meine theure Schwester. Der sächsischen Zögerungen müde, setzte ich mich an die Spitze meiner böhmischen Armee und marschirte von Aussig nach — einem Namen, der mir von guter Bedeutung schien, da er der Deinige ist — nach dem Dorfe Welmina. Hier fand ich die Österreicher und zwang sie nach siebenstündigem Kampfe zur Flucht."

Wilhelmine athmete auf: noch also war der Gott des Krieges den Adlerfahnen hold!

Unter günstigen Zeichen brach der Frühling des nächsten Jahres an. Die Kunde von Prag durchflog die staunende Welt. Ein blutiger, aber voller Sieg. Noch ein Schlag solcher Art, und der Mann, über dessen Krone und Habe die Feinde schon das Loos geworfen hatten, diktirte den Frieden in der Hofburg zu Wien. Wie frohlockte Wilhelmine, als sie gerade jetzt die Ufer der Regnitz von heimathlichen Klängen widerhallen hörte, als sie die vaterländischen Feldzeichen von den Kulmbacher Höhen niederflattern sah! Mit fünfzehnhundert flinken Gesellen war einer der verwegensten Parteigänger Friedrichs in die Oberpfalz gefallen und, unter sorglicher Schonung des Baireuther Gebiets, nach Franken vorgedrungen. Gleich einem Bürgen glücklichster Verheißung begrüßte ihn die enthusiastische Fürstin, schmückte seine Brust mit ihrem Orden der Aufrichtigkeit und Treue und ließ die Erlanger

Zeitungen seinen und seiner Tapfern Ruhm in das Reich hinaus verkünden.

Es war der letzte flüchtige Sonnenblick, der den Rest ihres armen Lebens streifte.

Mit dem Tage von Kolin schien Alles verloren. Friedrich hatte sich seit Anbeginn des Krieges in einer Lage befunden, daß ihn nach menschlichem Ermessen nur eine ununterbrochene Reihe glücklicher Erfolge vom Untergange retten konnte. Jetzt war die Hoffnung dahin, den Hauptfeind überrennen und entwaffnen zu können, bevor dessen Helfershelfer auf dem Plane erschienen. Der allezeit Angreifende sah sich auf die Defensive, der Feldherr eines tief erschütterten Heeres auf einen verzweifelten Kampf mit allen Mächten des Festlandes zurückgeworfen. Der Zauber der Unbesiegbarkeit war von seinen Fahnen gewichen, gebrochen das Vertrauen auf seinen Stern, und durch die Zeltgassen seines Lagers schlich der Geist verdrossenen Widerspruchs, genährt und groß gezogen von den eigenen Blutsverwandten.

Damit an seiner Noth nichts fehle, gesellte sich zu den Sorgen des Krieges auch häusliches Weh. Wenige Tage nach der erlittenen Niederlage ereilte den König die Nachricht vom Tode der Mutter. Das war ein Stoß, der ihm an's Innerste des Lebens ging.

Hatten die Erregungen des schwankenden Spiels, die unerbittlichen Forderungen von Tag und Stunde das Bild der Schwester in ihm zurückgedrängt, jetzt, in seiner Trübsal, unter den Schauern trostloser Verlassenheit, trat es ihm wieder entgegen, liebeheischend wie in alter Zeit und nun doppelt liebenswerth. Seine Befürchtungen, Schmerzen, Entschlüsse, Alles, was ihm den Busen bis zum Springen füllte und was er doch streng in sich verschließen mußte, wollte und durfte er einem Frauenherzen anvertrauen, das sich treulich um ihn grämte und sehnsüchtig eines aufrichtenden Wortes harrte. Vermochte er auch keinen Trost zu spenden, die volle Wahrheit, die geheimsten seiner Gedanken sollte Wilhelmine erfahren, und so schrieb er ihr am 13. Juli aus Leitmeritz: „Aus Deinem Briefe, meine theuerste Schwester, ersehe ich Deinen Schmerz über den unersetzlichen Verlust der besten und würdigsten aller Mütter,

den wir erlitten. Ich bin so erschüttert von all' diesen Schlägen, daß ich mich in einer Art von Betäubung befinde.

„Die Franzosen haben sich soeben Frieslands bemächtigt und werden über die Weser gehen. Sie haben die Schweden angestiftet, mir den Krieg zu erklären; dieselben senden siebzehntausend Mann nach Pommern. Die Russen belagern Memel. Lehwaldt hat sie vor der Front und im Rücken. Die Reichstruppen sind gleichfalls im Begriff zu marschiren. Alles das wird mich zwingen, Böhmen zu räumen. Ich bin fest entschlossen, das Äußerste zu thun, um mein Vaterland zu retten, und lasse es darauf ankommen, ob das Glück sich anders besinnen oder mir gänzlich den Rücken kehren wird. Glücklicher Augenblick, da ich mich der Philosophie befreundet habe! Nur sie vermag die Seele in einer Lage, wie die meinige, aufrecht zu erhalten. Ich setze Dir, theure Schwester, meine Leiden umständlich auseinander: beträfen diese Dinge nur mich persönlich, so könnte ich sie mit Ruhe tragen; aber ich muß über die Sicherheit und das Glück eines mir anvertrauten Volkes wachen. Das ist die Hauptsache, und ich werde mir den kleinsten Fehler vorzuwerfen haben, wenn ich durch Zögerung oder Übereilung den geringsten Unfall verursachte, um so mehr, da im gegenwärtigen Augenblicke jeder Fehler tödtlich werden kann. Die Freiheit Deutschlands und des Protestantismus, für den so viel Blut geflossen ist, diese beiden großen Interessen stehen auf dem Spiele, und die Krise ist so gewaltig, daß eine unglückliche Viertelstunde für immer die tyrannische Herrschaft des Hauses Habsburg im Reiche begründen kann! Ich gleiche einem Wanderer unter einer Bande von Bösewichtern, die ihn zu ermorden und seine Habseligkeiten zu theilen gedenken.

„Hat man je gesehen, daß drei große Fürsten sich verschwören, einen vierten zu verderben, der ihnen kein Leid gethan? Weder mit Frankreich, noch mit Rußland, noch weniger mit Schweden habe ich den mindesten Streit gehabt. Wenn drei Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft sich unterfingen, über ihren lieben Nachbar räuberisch herzufallen, so würden sie, wie gebührlich, von Rechtswegen gerädert werden. Was! Sollen Monarchen, die Hüter von

Ordnung und Gesetz, ihren Unterthanen mit solchem Beispiel vorangehen?!

„Glückselig, meine Schwester, ist der unbekannte Mann, der von Jugend auf jeglichem Ruhme entsagte, der keinen Neider hat, weil er im Dunkeln lebt, und dessen Reichthum nicht die Habgier der Verbrecher stachelt! Aber diese Betrachtungen nützen nichts. Wir müssen das sein, wozu die Geburt, welche darüber entscheidet, uns beim Eintritt in die Welt gemacht hat. Ich habe geglaubt, daß es mir, einem Könige, gezieme, königlich zu denken, und habe es zum Grundsatze erhoben, daß einem Fürsten sein Ruf höher als das Leben gelten müsse."

Auf Wilhelminen wirkte dieser trübe Erguß um so beklemmender, als sie Augen- und Ohrenzeugin der lärmenden Rüstungen war, die in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zu des Bruders Verderben betrieben wurden. Zwischen Fürth und Farrenbach, auf denselben Gefilden, wo noch jüngst die preußische Streifschaar scharmutzirte, suchte der Prinz von Hildburghausen die buntscheckigen, von einigen hundert reichsunmittelbaren Ständen aufgebrachten Kontingente zu einem geregelten Heerkörper zusammen zu schweißen. Wie wenig ihm das gelingen, wie Recht jener lustige Druckfehler behalten sollte, der aus einer „eilenden" eine „elende Reichsexekutionsarmee" gemacht, konnte die Kriegsunkundige nicht ermessen. Sie zählte nur die Tausende neugeschaffener Bajonette und zählte sie immer wieder, angstvoll der Stunde gedenkend, da diese Massen, mit den Schlachthaufen Soubises vereint, auf Friedrichs decimirte Bataillone stoßen würden.

Dem bedrängten Bruder wenigstens auf dieser Seite Luft zu schaffen, leistete sie nach Kräften den Desertionen Vorschub, welche die Reihen der Reichsarmee in bedenklicher Weise lichteten. Als unter anderem die protestantischen Bestandtheile des Badisch-Durlachischen Aufgebots sich weigerten, gegen Friedrich zu fechten, und fünfhundert Mann auf einmal die Fahne verließen, um über Fürth zu den preußischen Glaubensgenossen zu entweichen, öffnete Wilhelmine ihre Privatschatulle und ließ jedem derselben einen reichlich bemessenen Zehr- und Reisepfennig zahlen. Den scheinbar gefähr-

lichsten Feind aber noch vor seinem Eintritt in die Aktion unschädlich zu machen, griff sie zu diplomatischen Künsten. Während sie durch den am Baireuther Hofe beglaubigten Chevalier Folard, durch Voltaire und den Kardinal Tencin auf König Ludwig und dessen Minister einzuwirken suchte, reiste ihr Oberkammerherr, Graf von Mirabeau, mit dem Auftrage nach Paris, der Marquise von Pompadour für Vermittelung eines billigen Friedens fünfmalhunderttausend Thaler zu bieten. Kurze Zeit gab sich Wilhelmine wirklich dem beglückenden Traume hin, Friedrichs Haupt vor dem Vernichtungsschlage wahren zu können, wie sie es einst vor der Faust des zürnenden Vaters beschützt; bald aber ließen die langsam fortschreitenden Unterhandlungen sie auf's neue erzittern.

Die zarte Frau durfte wohl kleinmüthig werden, wo selbst der wetterharte König an einer Wendung zum Bessern verzagte. Oder hätte sie in den Worten Beruhigung finden sollen, die seinen Abmarsch nach Sachsen meldeten? „Das schlechte Verhalten meines Bruders von Preußen nöthigt mich, Leitmeritz zu verlassen: ich hoffe, seine Dummheiten wieder gut zu machen, wenn dies menschenmöglich ist. — Ich spotte der Reichstruppen, der Franzosen, der Schweden, der Österreicher, sobald sie einer nach dem andern folgen wollten; aber hätte ich auch so viele Arme wie Briareus, so könnte ich doch nicht ausreichen, diese wiedergebärende Hydra abzuthun, die, tagtäglich sich vervielfältigend, mich von allen Seiten umlagert."

Friedrich hatte die schweren Verluste dieses Rückzuges noch nicht verwunden, als ihn das verhängnißvolle Zerwürfniß mit dem Bruder, das vergebliche Bemühen, in der Lausitz eine Entscheidungsschlacht zu erzwingen, Cumberlands Niederlage bei Hastenbeck und der bis jetzt verzögerte Aufbruch der Reichstruppen in ein Meer von neuen Sorgen stürzte. Kein Zweifel, das Trauerspiel eilte dem Ende zu; aber der Demüthigung, seine Ehre oder den Untergang des Staats überleben zu müssen, wußte er sich enthoben. Schon schwelgte seine allezeit fertige Muse im Vorgenuß naher Grabesruhe, denn nur ein Griff, und der Tod, den die feindliche Kugel versagte, war so rasch als sicher in der goldenen Kapsel zu finden, die ihm verborgen vom Nacken hing.

Zunächst aber galt es, der Pflicht zu genügen und dem Verhängniß bis auf's Äußerste Stand zu halten. Zum Zug nach Thüringen schon den Fuß im Bügel, richtete er an Wilhelminen einen poetischen Scheidegruß. Nicht viele seiner früheren oder späteren Dichtungen dürfen sich mit dem „Sendschreiben an meine Schwester von Baireuth" vergleichen. In leidenschaftlich bewegten Rhythmen, wie im lautgeführten Selbstgespräch, schildert hier der Schwergeprüfte das Hoffnungslose seiner Lage, führt alle feindlichen Mächte vorüber, welche die „höllenentstiegene Zwietracht" wider ihn entfesselt, schmilzt dann nach kurzem heroischen Aufschwunge in Wehmuth um die Mutter dahin und schließt, an der Vorsehung und seinem Geschick verzweifelnd, mit dem düsteren Bekenntniß, daß ihm einzig der Tod die ersehnte Freistatt, den bergenden Hafen gewähren könne.

Diese greifbare Andeutung, freiwillig und für immer vom Schauplatz abtreten zu wollen, fiel auf empfänglichen Boden. Auch Wilhelmine war müde geworden. Das Gefühl ihrer Ohnmacht, das folternde Bewußtsein, dem Bruder nichts als Thränen bieten zu können, hatte ihre Widerstandskraft erschöpft. Was auch sollte sie in einer Welt des Aberwitzes, wo tollwüthige Weiberrache über den zu triumphiren drohte, der ihr das Theuerste auf Erden, der Inbegriff aller Ehre und Seelengröße war? Die hochgemuthe Tochter Brandenburgs spürte etwas vom Geiste Portias in sich, auch sie gedachte altrömisch zu enden.

Den Dichter im Voraus zu dem „schönen Tragödienstoff" beglückwünschend, vertraute sie sich zunächst Voltaire an, dem sie trotz seines Zwistes mit Friedrich noch immer die alte Freundin war: „Mir bleibt nichts übrig, als dem Schicksal meines Bruders zu folgen, wenn dies unglücklich ist. Ich habe mir nie etwas darauf zugute gethan, Philosophin zu sein; aber ich habe mir Mühe gegeben, es zu werden. Die geringen Fortschritte, die ich darin gemacht, haben mich gelehrt, Glanz und Reichthum zu verachten: doch für die Wunden des Herzens habe ich in der Philosophie kein anderes Heilmittel gefunden, als durch Verzicht auf das Leben unsere Leiden los zu werden. Der Zustand, in dem ich mich befinde, ist

schlimmer als der Tod! Ich sehe den größten Mann des Jahrhunderts, meinen Bruder, meinen Freund, in der entsetzlichsten Lage. Ich sehe meine Familie Noth und Gefahren preisgegeben, mein Vaterland von unversöhnlichen Feinden zerrissen, das Fleckchen Erde, wo ich lebe, vielleicht von gleichem Unglück bedroht. Wollte der Himmel, ich allein wäre mit all dem Weh beladen, das ich Ihnen geschildert habe. Ich würde es und gewiß mit Festigkeit ertragen!"

Dem König selbst aber antwortete sie zwei Tage später: „Welche verhängnißvollen Entschlüsse! Großer Gott! Ach, mein theurer Bruder, Du sagst, daß Du mich liebst, und Du drückst mir den Dolch in's Herz. Über Dein »Sendschreiben« habe ich Ströme von Thränen vergossen. Jetzt schäme ich mich dieser Schwäche. Mein Unglück würde so groß sein, daß ich ein würdigeres Auskunftsmittel als Thränen finden werde. Dein Loos entscheidet das meinige; ich werde weder Deinen noch unseres Hauses Sturz überleben. Du kannst darauf rechnen, daß dies mein unerschütterlicher Vorsatz ist."

Und doch war die Schale des Unheils erst zur Hälfte geleert! Als ob es an den Jammerberichten aus Preußen und Pommern nicht genug gewesen wäre, mußte Friedrich auf seinem Marsche gegen die vereinigten Franzosen und Reichsvölker auch noch den Abschluß der Konvention von Kloster Zeven, Richelieus Einbruch in das Halberstädtische und den traurigen Ausgang des Gefechts bei Mons erfahren. Westfalen war verloren, der Weg nach Magdeburg den Franzosen, die Straße nach Berlin den Österreichern offen, und Winterfeldts Tod ließ den Verlust des schwachbeschützten Schlesiens befürchten.

Fürwahr, die Aufgabe, in solcher Bedrängniß an Thatkraft nicht zu ermatten, niemals entmuthigt zu erscheinen, vielmehr durch eine geflissentlich zur Schau getragene Zuversicht das Heer und seine Führer frischen Sinnes zu erhalten, stieg über menschliches Maß hinaus. Aber Friedrich war ihr gewachsen. Ihn schien das Mißgeschick nur größer und stolzer zu machen, als wollte er Clausewitz' Worte im Voraus bekräftigen: „Ein starkes Gemüth ist nicht ein solches, welches blos starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige,

welches bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß, trotz den Stürmen in der Brust, der Einsicht und Überzeugung, wie der Nadel des Kompasses auf dem sturmbewegten Schiff, das freieste Spiel gestattet ist." Im preußischen Hauptquartier wußte Niemand von seinen durchseufzten Tagen und schlummerlosen Nächten; nur wenigen Vertrauten in der Ferne waren die Tiefen seiner ringenden Seele erschlossen.

Denn nach wie vor blieb es ihm Bedürfniß, Alles, was ihn innerlich bewegte, in Vers oder Prosa auszusprechen; und vielleicht war der Trieb, seine Empfindungen in Worte zu kleiden und womöglich zum Kunstgebilde zu formen, das heilsame Gegengift, das ihn vor dem letzten, unwiderruflichen Schritt bewahrte. Während er dem Marquis d'Argens gestand, daß es eiserner Eingeweide und eines Herzens von Stahl bedürfe, die Qualen der Gegenwart zu ertragen, klagte er der Schwester: „Seit meinem letzten Briefe hat sich mein Unglück nur noch gesteigert. Es scheint, als wollte das Schicksal seinen ganzen Zorn, seine ganze Wuth auf den armen Staat entladen, den ich zu regieren hatte. Die Schweden sind in Pommern eingefallen, die Franzosen im vollen Marsche, um das Halberstädtische und Magdeburgische zu überschwemmen. Aus Preußen erwarte ich täglich die Nachricht von einer Schlacht: das Zahlenverhältniß ist fünfundzwanzigtausend gegen achtzigtausend. Die Österreicher stehen in Schlesien, wohin ihnen der Prinz von Bevern gefolgt ist. Ich bin nach dieser Seite vorgegangen, um auf das Corps der verbündeten Armee zu fallen, welches entflohen ist und sich im Thüringer Walde verschanzt hat. Dort aber dasselbe aufzusuchen, verbieten mir alle Regeln des Krieges. Ich bin fest entschlossen, mich auf dasjenige Heer des Feindes zu stürzen, das mir am nächsten kommt, werde daraus, was da wolle. Ich will noch Gott für seine Barmherzigkeit danken, wenn er mir die Gnade gewährt, mit dem Degen in der Hand zu sterben.

„Sollten mir diese Hoffnungen fehlschlagen, so wirst Du mir zugeben, daß es zu hart wäre, einer Rotte von Verräthern zu Füßen zu kriechen, denen gelungene Verbrechen den Vortheil gewähren, mir Gesetze vorzuschreiben. — Wie kann ein Fürst seinen

Staat, den Ruhm seines Landes, seinen eigenen Ruf überleben?! Sollte die Freiheit, dieses kostbare Vorrecht, Fürsten im achtzehnten Jahrhundert minder theuer sein, als sie es ehedem Roms Patriziern war? Und wo ist gesagt, daß Brutus und Cato die Großherzigkeit weitertreiben müßten, als Fürsten und Könige? Die Festigkeit stemmt sich dem Unglück entgegen, und nur Feiglinge beugen sich dem Joch, tragen geduldig ihre Ketten und schmiegen sich unter den Druck. Niemals, meine theure Schwester, könnte ich mich zu solcher Schmach entschließen! Die Ehre, die mich getrieben hat, im Kriege hundert Mal mein Leben auf's Spiel zu setzen, hat mich geringerer Ursachen wegen als diese dem Tod in's Antlitz blicken lassen.

„Die Dankbarkeit, die zärtliche Liebe, die ich fühle, jene felsenfeste Freundschaft, die sich nie verleugnet, zwingt mich, offen mit Dir zu sein. Nein, meine göttliche Schwester, ich werde Dir keinen meiner Schritte verbergen, werde Dich von Allem benachrichtigen; meine Gedanken, das Innerste meiner Seele, meine Entschlüsse, Alles soll Dir rechtzeitig offenbar und bekannt sein. Ich werde nichts übereilen, aber es wird mir auch unmöglich sein, meine Gesinnungen zu ändern.

„Was Dich betrifft, meine unvergleichliche Schwester, so habe ich nicht das Herz, Dich Deinen Entschlüssen abwendig zu machen. Wir denken gleich, und ich kann Dir Gefühle nicht verübeln, die ich täglich selbst empfinde. Das Leben ist uns von der Natur als eine Wohlthat verliehen; sobald es aufhört, das zu sein, erlischt der Vertrag, und jeder Mensch hat das Recht, sein Unglück in dem Augenblicke zu endigen, den er dafür geeignet hält. Man zischt den Komödianten aus, der auf der Scene bleibt, wenn er nichts mehr zu sagen hat. Im ersten Momente beklagt man die Unglücklichen, indessen wird das Publikum seines Mitgefühls bald müde; die menschliche Bosheit kritisirt. Man findet, daß sie selbst Alles verschuldet haben; man verdammt sie und endet damit, sie zu verachten. Wenn ich dem gewöhnlichen Laufe der Natur folge, so werden Gram und schlechte Gesundheit meinen Tagen in kurzem ein Ziel setzen. Das aber hieße mich selbst überleben und feige hinnehmen, was zu vermeiden in meiner Macht steht. Ich habe

nur noch Dich, die mich an das Leben fesselt. Meine Freunde, meine liebsten Verwandten ruhen im Grabe; kurz, ich habe Alles verloren. Wenn Du den Entschluß fassest, den ich gefaßt habe, so enden wir gemeinschaftlich unser unglückseliges Geschick. Diejenigen, die auf der Welt bleiben, mögen dann die Sorgen zu Ende bringen, die auf ihnen lasten, um die Bürde zu tragen, die so lange unsere Schultern bedrückt. Dies, meine anbetungswürdige Schwester, sind traurige, aber meiner gegenwärtigen Lage angemessene Betrachtungen. Wenigstens soll man nicht von mir sagen können, daß ich die Freiheit meines Vaterlandes und die Größe meines Hauses überlebt habe, und von meinem Tode wird man die Tyrannei des Hauses Habsburg datiren." — —

Mitte Oktober war herangekommen, als neue Schrecknisse Wilhelminens Gemüth bestürmten.

Durch Überraschung hatte sich der österreichische General Haddik Berlins bemächtigt, war aber nach Verlauf weniger Stunden auf das Gerücht: Friedrich kommt! Hals über Kopf wieder davongeeilt. Der Ruf dieses Husarenstreichs verbreitete sich unter allerhand schmückenden Zuthaten rasch über das Reich und kam in wahrhaft ungeheuerlicher Gestalt der geängstigten Markgräfin zu Ohren. Nicht nur Österreicher, so hieß es, sondern auch Schweden und Franzosen wären in hellen Haufen von Osten, Norden und Westen gegen die Höhle des europäischen Störenfrieds gezogen, der irgendwo in Thüringen verwundet oder krank darnieder liege, jeden Augenblick des Gnadenstoßes von Soubise gewärtig. Man wollte von unerschwinglichen Brandschatzungen wissen, von Gewaltthaten grausiger Art. Über dem wirren Gerede verlor Wilhelmine die mühsam behauptete Fassung. Schon sah sie die Heimath zur Wüstenei verwandelt, das Schloß ihrer Väter in Schutt und Asche; die Königin, ihre Schwester Amalie, den ganzen Hof gefangen fortgeführt!

Ihre Erregung bekunden die hastig hingeworfenen Zeilen, die sie am 15. des Monats dem Bruder sandte: „Der Tod und tausend Qualen kommen nicht dem entsetzlichen Zustande gleich, in dem ich mich befinde. Es laufen Gerüchte um, die mich schaudern machen. Einige sagen, Du wärst schwer verwundet, andere, krank.

Vergebens habe ich mich gequält, Nachricht von Dir zu erhalten — ich kann nichts erfahren. O mein theurer Bruder, möge Dir, was da wolle begegnen, ich werde Dich nicht überleben. Bleibe ich länger in dieser grausamen Ungewißheit, so unterliege ich, und dann wird mir wohl sein! Ich war im Begriff, einen Eilboten an Dich zu senden, habe es aber nicht gewagt! Um Gotteswillen, laß mir ein Wort zukommen! — Ich weiß nicht, was ich geschrieben habe. Mein Herz ist zerrissen, und ich fühle, daß ich durch Unruhe und Schrecken den Verstand verliere. O mein theurer, mein anbetungswürdiger Bruder, habe Mitleid mit mir! Gebe der Himmel, daß ich mich irre, und daß Du mich ausschiltst; aber das Mindeste, das Dir widerfährt, durchbohrt mir das Herz und bereitet meiner Liebe unerträgliche Pein. Möchte ich doch tausendmal zu Grunde gehen, wenn Du nur lebst und glücklich bist!

„Ich vermag nichts mehr zu sagen. Der Schmerz erstickt mich, und ich kann Dir nur wiederholen, daß Dein Schicksal auch das meinige sein wird."

Seine Hauptstadt zu entsetzen, war Friedrich in der Nähe von Torgau angelangt, als er die zwiefache Meldung erhielt, daß sich Haddik mit einigen Dutzend unbrauchbarer Damenhandschuhe beladen, bereits aus dem Staube gemacht, Soubise aber samt der Reichsarmee die granitnen Schanzen des Thüringer Waldes verlassen und den Weg nach Sachsen eingeschlagen habe. Augenblicklich machte er Kehrt, denn ihn gelüstete darnach, Abrechnung mit Denen zu halten, an deren maßlosen Zumuthungen Wilhelminens Friedensmühen gescheitert waren. Der Druck auf Herz und Hirn war plötzlich verschwunden, sein ganzes Wesen athmete wieder Heiterkeit und Unternehmungslust. „Ich bin jetzt in Bewegung" — schrieb er am 17. Oktober aus Eilenburg — „und da ich einmal darin bin, so darfst Du darauf rechnen, daß ich nicht eher an Ruhe denken werde, als unter guten Vorzeichen. Wenn der Schimpf selbst die Feigen empört, welche Wirkung muß er auf die muthigen Herzen haben?! — Es giebt keine Krone, keinen Thron, den ich durch eine Niedrigkeit erkaufen möchte. Lieber hundertmal zu Grunde

gehen, als mich nur einer solchen während meines Lebens schuldig machen. Wenn denn die Franzosen so stolz sind, so überlasse ich sie ihrer Verkehrtheit und bin jetzt im vollen Marsche, um zwischen hier und December das Geschick zu zwingen, mir ein anderes Gesicht zu zeigen. Die Franzosen sollen nichts weiter von mir hören — ich gedenke jedoch durch Thaten zu ihnen zu reden, daß sie ihre Ungebühr und ihren Hochmuth bereuen sollen."

Und durch Thaten hat er zu ihnen geredet, kurz und verständlich.

Eine frühe Novembernacht hatte sich bereits über das Blachfeld von Reichardtswerben gebreitet, als noch ein preußischer Feldjäger mit der Botschaft gen Franken preschte: „Siehe da, nach so vielen Unfällen, Dank dem Himmel, ein glückliches Ereigniß! Und man wird davon sagen, daß zwanzigtausend Preußen fünfzigtausend Franzosen und Reichstruppen geschlagen haben. Nun werde ich in Frieden in's Grab steigen, da der Ruf und die Ehre meines Volkes gerettet sind. Wir können Unglück erfahren, aber wir werden nicht entehrt sein." —

Am 5. December, gerade vier Wochen nach dieser Schlacht „en douceur", gab es ein heißeres Ringen. Siegreich an der Saale, hatte Friedrich seine Waffen gegen Schlesien gewandt, wo die Dinge so übel wie möglich standen. Bevern war geschlagen und gefangen, Breslau in Feindes Hand. Karl von Lothringen, auf eine dreifache Übermacht trotzend, spottete des heranziehenden Königs und seiner „Potsdamer Wachtparade", bis ihm der Tag von Leuthen die weinselige Laune verdarb. Siebenundzwanzigtausend Österreicher wurden getödtet, verwundet oder gefangen genommen. Fünfzig Fahnen und Standarten, mehr als hundert Kanonen, viertausend Kriegsfahrzeuge fielen in Friedrichs Hände. Breslau öffnete seine Thore — Schlesien war zurückerobert.

Wundervolle Wendung des Geschicks! Als das Jahr 1757 zur Rüste ging, sah sich der König, der noch im Herbst am Rande des Abgrundes gestanden, wieder im Vollbesitz aller seiner östlichen Provinzen. Die Russen hatten Preußen geräumt, die Franzosen mußten sich mit einigen westfälischen Gebieten begnügen, die Reichs-

völker waren in alle Winde gestoben, die Schweden nach Stralsund und Rügen getrieben, und von der Elbe bis zum Pregel sang ein siegesfrohes Volk:

> Es lebe durch des Höchsten Gnade
> Der König, der uns schützen kann,
> So schlägt er mit der Wachtparade
> Nach einmal hunderttausend Mann.

Und nicht nur auf Preußen blieb dieser Enthusiasmus beschränkt; allüberall, wo deutsche Herzen pochten, wurde Friedrichs Ruhm ein Gegenstand wechselseitiger Beglückwünschung. Dem knorrigen Sohne der nördlichen Tiefebene wie den leichtlebigen Kindern des Neckars und Rheins, dem Katholiken wie dem Protestanten ging die Seele auf vor stolzer Freude, sich eines Stammes und Bluts mit dem Sieger von Roßbach zu wissen, mochten auch die Truppen des Landesfürsten in den Gliedern der Reichsarmee gefochten haben. Buntseidene „Vivatsbänder" schmückten die Brust des Lübecker Handelsherrn, wie Schulter und Kopfputz der Frankfurter Patrizierin. Volkslied und Kunstdichtung schlugen ihre hellsten Weisen an; Friedrichs Bild hing in jeder Hütte, sein Name war in Aller Munde, an seinen Thaten richtete sich das Selbstgefühl von Millionen auf.

Aber nur gedämpft hallte das allgemeine Frohlocken unter dem Dach der „Eremitage" wider. Fern der Welt, siechte Wilhelmine langsam dahin. Was jahrelange Angst und Sorge ihr an Lebenskraft gelassen, das hatte der herzfressende Jammer der letzten Monde zerstört. Wohl wußte sie von den großen Ereignissen des Tages und lauschte ihnen mit innigem Entzücken, aber in die brütende Stille ihres Krankenzimmers drang kein heller Ruf der Begeisterung, der sie hätte ahnen lassen, daß endlich auch Deutschland den langersehnten nationalen Helden gefunden.

Nach trüber Winterruhe brachte ihr der anbrechende Frühling noch eine letzte Freude. Auf Baireuther Gebiet, gleichsam unter ihren Fenstern, hatte sich schon seit Ende April der Prinz von Zweibrücken, Hildburghausens würdiger Nachfolger, mit der Neubildung der zerschellten Reichsarmee geplagt, als plötzlich der preußische Schrecken zum zweiten Male über die Oberpfalz und Franken

brauste. Eilends entwich Zweibrücken nach Böhmen unter General Haddiks schützende Flügel, freiwillig seinen Platz dem Prinzen Heinrich räumend, der von Bamberg her die kranke Schwester zu begrüßen kam. Hochbeglückt hieß Wilhelmine den Unerwarteten willkommen; aber, war es die Ueberraschung, war es das bange Vorgefühl, daß dies ein letztes Wiedersehen sei, der Ausbruch ihrer Freude mischte sich mit einem Strom von Thränen.

Inzwischen hatte sich Friedrich nach verschiedenen ergebnißlosen Operationen in Mähren und Böhmen gen Schlesien aufgemacht, den Russen Einhalt zu gebieten, die, sengend und verheerend, bis in das Herz seines Staates vorgedrungen waren. Einen Brief des Prinzen Heinrich, der ihn unterwegs erreichte und von dem hoffnungslosen Zustande Wilhelminens in Kenntniß setzte, beantwortete er von Skalitz, der ersten Station seines Marsches, aus: „Was Ihr mir über meine Schwester von Baireuth geschrieben, macht mich zittern. Nach unserer Mutter habe ich sie am zärtlichsten auf Erden geliebt. Sie ist eine Schwester, die mein ganzes Herz, mein ganzes Vertrauen besitzt, deren Charakter alle Kronen dieser Welt überwiegt. Von meinem zartesten Alter an wurde ich mit ihr erzogen. Ihr könnt also begreifen, wie uns ein unauflösliches Band gegenseitiger lebenslänglicher Liebe und Ergebenheit verknüpft, dergleichen unter allen andern Umständen, sei es auch nur wegen Verschiedenheit des Alters, unmöglich ist. Möchte es doch der Himmel fügen, daß ich vor ihr sterbe — und daß nicht schon dieser Schrecken allein mir das Leben raube, ohne daß ich sie wirklich verloren."

Hatte er hier seiner ersten Bestürzung Ausdruck verliehen, so redete er wenige Tage später mit der Schwester selbst. Aber welch ein Unterschied zwischen diesem und den vorhergegangenen Briefen! Vor dem drohenden Verlust des Lieblings ist seine ganze Philosophie zu Schanden geworden. Jetzt ergeht sich der Jünger der Stoa nicht mehr in erhabenen Aussprüchen, in Beispielen römischen Heroenthums, jetzt zagt und klagt er wie eine Mutter um ihr krankes Kind und sucht durch zärtliches Kosen die im Leben zurückzuhalten, mit der vereint er noch vor kurzem eines antiken Todes zu sterben gedachte. Von Kloster Grüßau aus beschwört er sie: „O Du,

die Liebste mir von meiner Familie, Du, die ich von Allen in dieser Welt am meisten im Herzen trage, — um Alles, was Dir theuer ist, erhalte Dich und laß mir wenigstens den Trost, Thränen an Deinem Busen zu vergießen. Fürchte nichts für uns; so verzweifelt Dir unsere Lage auch erscheinen mag, gieb acht, wir werden uns schon herauswickeln. Daß ich so lange nichts von Dir gehört, macht mich für Dein Leben zittern. Um des Himmels willen, laß mir durch einen Deiner Leute schreiben: »Die Markgräfin befindet sich wohl« oder — »dieselbe war leidend« — das wird mir wohler thun als die gegenwärtige tödtliche Ungewißheit. Beruhige mich durch ein flüchtiges Wort und sei versichert, daß mein Dasein untrennbar von dem Deinen ist."

In und um Wilhelminen war es still und stiller geworden. Langsam zwar, fast zögernd, aber unabwendbar nahte der Tod. Seit Monaten hatte sie das Bett nicht mehr verlassen, ihre kurzen Liebesgrüße an die Geschwister nicht mehr eigenhändig niederschreiben können. Kein Hauch der Außenwelt durfte sie berühren, er hätte denn eine Freudenkunde wie die von Zorndorf gebracht. Das trübselige Ende ihres Bruders August Wilhelm, der im Juni zu Oranienburg gestorben war, blieb ihr sorglich verschwiegen, bis der bleiche Gott sie selbst in der Nacht des 14. Oktobers von hinnen führte, zu derselben Stunde, da Daun, die Lausitzer Berge niedersteigend, das schlaftrunkene Hochkirch beschlich.

Friedrich, größer in Noth, Flucht und Gefahr als auf den Feldern seiner strahlendsten Siege, nahm Dauns „glupischen Streich" mit beinahe heiterer Gelassenheit hin. Verstand er doch wie kaum ein Zweiter vor oder nach ihm, eine Niederlage wieder gut zu machen, indessen der Mann mit dem geweihten Hut und Degen keinen seiner Erfolge auszunützen wußte. Im Handumdrehen war die preußische Armee wieder so schlagbereit, daß der König an eine Umgehung des Gegners und einen Gewaltmarsch nach Schlesien zum Entsatz der Festung Neisse denken konnte. Inmitten der dazu nöthigen, voll Feuereifers betriebenen Vorbereitungen fand er noch Zeit zur Vollendung eines rührenden Gedichts, worin er die Gottheit beschwur, sein eigenes Leben als Opfer für der Schwester

Genesung anzunehmen; wo nicht, sie beide wenigstens gemeinsam sterben zu lassen, auf daß eine Gruft ihren Staub umschlösse. Dieses Gedicht lag zur Absendung fertig auf seinem Schreibtisch, als er Wilhelminens Heimgang vernahm.

Obschon durch Heinrichs Berichte auf eine nahe Katastrophe vorbereitet, traf ihn der Eintritt derselben doch mit betäubender Wucht. Diesmal schien es, als müsse er erliegen. Das alte Trost- und Heilmittel, sein Leid poetisch auszuströmen, wollte nicht mehr verfangen; sein Bedürfniß nach vertraulicher Mittheilung war für den Augenblick erloschen. Nur ruckweise, wie ein verhaltenes Schluchzen, brach die innere Qual hervor. „Großer Gott, meine Schwester von Baireuth!" — blieb Alles was er dem Prinzen Heinrich zu schreiben vermochte. Es war das Stammeln unsäglichen Schmerzes, ein Aufschrei der gequälten Kreatur, markerschütternd in seiner beredtsamen Kürze.

Die einsamen Tage, die er jetzt durchlebte, rührten ihm auch die finsteren Gedanken des vorigen Jahres wieder auf. Sein Vorleser, de Catt, fand ihn eines Abends in Bossuet's berühmte Leichenreden vertieft. Einen darauf bezüglichen Scherz würdigte der König keiner Antwort, überreichte jedoch dem bald darauf Wiederkehrenden eine Rolle schwarzgeränderten Papiers. Es war eine von ihm selbst verfaßte Predigt, die Anwendung einer Bibelstelle über das jüngste Gericht auf seine gegenwärtige Lage. De Catt versuchte den Gebieter zu trösten. Der dankte ihm für seine Theilnahme und versicherte, daß er nichts verabsäumen werde, die Scharte wieder auszuwetzen, fügte aber dann bedeutungsvoll hinzu, wie er auf alle Fälle gerüstet sei, die Tragödie mit Ehren zu beschließen, denn

„Wenn Alles uns verließ, wenn jede Hoffnung bricht,
Dann ist das Leben Schmach, der Tod Gebot der Pflicht!" — —

Der Wunsch, seiner Schwester ein weithin leuchtendes, alle Zeiten überdauerndes Denkmal zu errichten, bewog ihn, sich an den Genius des Jahrhunderts, an Voltaire, zu wenden; und Dieser, der Freundschaft eingedenk, die ihm die Verblichene unverbrüchlich gehalten, flocht gleich seinem nächsten Briefe ein Klagelied von acht

Strophen ein. Friedrich aber wollte davon nichts wissen, weil er selbst darin lobend erwähnt worden sei. Er müsse sich nicht deutlich ausgedrückt haben, schrieb er dem Dichter zurück; er wünsche etwas Erhabeneres, für die Öffentlichkeit Bestimmtes; ganz Europa sollte mit ihm weinen. Sein eigener Name dürfe Wilhelminens Ruhm nicht theilen. Wie nur Apelles würdig gewesen wäre, Alexander den Großen zu malen, so sei auch Voltaire allein dazu berufen, der geliebten Todten die verdiente Unsterblichkeit zu sichern.

Angespornt durch die Hoffnung, die verscherzten Ehren und Würden am Hofe von Sanssouci zurückzugewinnen, ging der geschmeichelte Poet sogleich an's Werk und lieferte schon nach wenigen Wochen eine langathmige Ode, worin er mit Aufgebot seiner ganzen Kunstfertigkeit den Wünschen des Königs gerecht zu werden suchte. Friedrich war entzückt, so matt auch diese prunkhaft einherstolzirende Trauer neben den ächten Herzenstönen wirkt, die er selber angeschlagen, als er sich in einem Briefe an seine mütterliche Freundin, die Gräfin Camas, einer Tanne verglich, die, vom Sturme schon entzweigt, nur noch an den Wurzeln zu haften schiene, um die Verwüstung des heimathlichen Waldes, den Sturz ihrer schönsten Gefährten mitanzusehen. — —

Vier blutige Sommer, fünf sorgenschwere Winter mußten noch kommen und gehen, bevor der König heimkehren konnte, in Frieden seinem Volke zu leben. Aus dem Gewühl der Schlachten folgte ihm der Schwester Bild in die Waldeinsamkeit von Sanssouci, und, verklärt, wie es ihm vor der Seele stand, hat er es in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges der Nachwelt hinterlassen. „Die Fürstin" — sagt er — „besaß einen ausgebildeten, mit den schönsten Kenntnissen geschmückten Verstand, einen Geist zu Jeglichem geschickt und ein seltenes Talent für alle Künste. Indessen durfte sie sich noch ganz anderer Eigenschaften als dieser glücklichen Naturgaben rühmen. Ihre Herzensgüte, ihr Wohlthätigkeitstrieb, der Adel und die Hoheit ihrer Gesinnung, die Sanftmuth ihres Charakters vereinigten in ihr die glänzendsten Vorzüge des Geistes mit einer tiefeingewurzelten, sich niemals verleugnenden Tugend. Die zärtlichsten, die festesten Bande der Freundschaft umschlangen den König

und diese würdige Schwester; Bande, welche sich von ihrer Kindheit an geknüpft, welche gleiche Erziehung und Denkungsart enger zusammengezogen und eine nie verletzte gegenseitige Treue unauflösbar gemacht hatten. Diese Fürstin nahm sich die Gefahren, welche ihre Familie bedrohten, so sehr zu Herzen, daß der Gram ihre an sich schon schwache Gesundheit vollends zerstörte. Sie starb mit einem Muthe und einer Standhaftigkeit der Seele, welche des unerschrockensten Weltweisen würdig gewesen wäre." —

Die Jugendgespielin, die Genossin seiner geistigen Freuden, die Vertraute seiner dunkeln Stunden immer von neuem in Rede und Reim zu feiern, blieb ihm fortan ein schmerzlich süßer Genuß; und je einsamer es um ihn wurde, um so lieber wallfahrtete der weltmüde Greis, nur von seinen Windhunden begleitet, nach dem runden, Wilhelminens Andenken geweihten Tempel des Parks, zu Füßen ihres Marmorbildes in die Zeiten sich zurückzuträumen, da sie noch Glanz und Wärme über sein herbes, an Frauenhuld verödetes Dasein goß.

Prinz Heinrich von Preußen und seine Stellung zur Tradition und Geschichte.

Theodor Fontane sagt in seinen trefflichen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg":

„Historische Gestalten theilen ganz das Schicksal von Statuen. Die scheinbar begünstigteren stehen durch Jahrtausende hin, immer leuchtend, immer bewundert, auf dem Postamente des Ruhmes; andere werden verschüttet oder in den Fluß geworfen. Aber es kommt der Moment der Wiedererstehung, und nun erst, neben den glücklicheren neu aufgerichtet, erwächst der Nachwelt die Möglichkeit des Vergleichs."

Zu diesen verschütteten, fast verloren gegangenen Statuen gehört auch der Erlesensten einer unter den Paladinen Friedrichs des Großen.

Prinz Heinrich von Preußen hat das unverdiente Schicksal erfahren, daß sein Name nur noch dunkel fortlebt im Bewußtsein des Volkes, daß sein Bild die Menge kalt und befremdend anmuthet, wo andere Helden der drei schlesischen Kriege noch heute gemeinverständliche, jedem märkischen Bauernjungen geläufige Erscheinungen sind, als wären sie noch vor kurzem leibhaftig unter uns gewandelt. Und was die Tradition an dem Andenken des Prinzen verabsäumt, die Geschichtsschreibung hat es nicht gut gemacht. Wohl wird seiner rühmende Erwähnung gethan — ist doch die Rolle, die ihm während des siebenjährigen Krieges an=

vertraut war, zu gewichtig, für den Gang der Ereignisse von zu einschneidender Bedeutung, als daß man den Träger derselben mit Stillschweigen übergehen könnte — aber die liebevoll sich vertiefende Art der historischen Behandlung, wie sie einem Schwerin und Winterfeldt, einem Zieten und Seydlitz zu theil geworden, blieb Heinrich hartnäckig versagt; ja es hat sich bis zur Stunde noch kein eigentlicher Biograph für den Sieger von Freiberg gefunden. Man hat sich, wie ein geistvoller Militärschriftsteller unserer Tage klagt, daran gewöhnt, in der preußischen Heldengalerie eine Hauptfigur, in unserem vaterländischen Geschichtsbuche ein wichtiges Kapitel fehlen zu sehen.

Und doch, auch dem Prinzen Heinrich kann sein gutes Recht auf die Länge nicht vorenthalten werden, seine gegründeten Ansprüche auf eine erschöpfende Würdigung dürfen nicht für immer ungehört verhallen; auch diesem Feldherrn, dem Preußens Geschick eine der schwerwiegendsten Aufgaben übertrug, die je die Schultern eines Hohenzollern belastet, dessen mühseligem Arbeiten und Ringen die Laune des Zufalls jedoch den bestechenden Reiz versagte, welcher die Phantasie der Mitlebenden gefangen nimmt, um im Gedächtniß der Nachwelt zauberkräftig weiterzuwirken — auch diesem Feldherrn wird und muß, wenn schon nicht sein Dichter, doch der bisher vermißte Geschichtsschreiber erstehen. Es kommt eine Zeit, daran ist nicht zu zweifeln, welcher der Mangel an Ehrfurcht und verständnißvoller Liebe für solch bewährtes Heldendasein kaum begreiflich scheinen wird.

Friedrich Heinrich Ludwig, der zweitjüngste Bruder Friedrichs des Großen, war noch ein Kind, als die erschütternde Katastrophe zwischen dem König und dem Kronprinzen zum Ausbruch kam. Ohne ihn persönlich zu berühren, zogen die schweren häuslichen Stürme über seinem kleinen Haupte dahin, früh aber wurde er durch die Verschiedenartigkeit in den Naturen seiner nächsten Angehörigen, die wieder und immer wieder in offene Feindseligkeiten auszuarten drohte, zum Nachdenken und stillen Beobachten erzogen. Unter dem Druck des wohlmeinenden, aber gewaltsamen Vaters, in der schwülen Atmosphäre des preußischen Königsschlosses erwarb er

sich schon als Knabe jene Eigenschaften, die ihn wesentlich von Friedrich unterscheiden: er lernte seine nervöse Reizbarkeit zu zügeln, da zu schweigen, wo der geniale Bruder Unwillen, Schmerz und Alles, was ihm die Seele bewegte, in leidenschaftlichen Worten ausströmen ließ; er lernte vor allen Dingen zu warten, dann aber zur rechten Zeit den günstigen Augenblick zu erfassen und mit der ganzen Zähigkeit des Geistes und Herzens auszubeuten.

Dagegen fand sein künstlerisch angelegtes Naturell während Friedrich Wilhelms Lebzeiten nur geringe, so gut wie gar keine Nahrung. Es waltete ein ernster, arbeitsamer, aber schwungloser Geist in dem mit höchster Sparsamkeit eingerichteten Vaterhause. Künste und Wissenschaften wurden als verweichlichender Tand verächtlich bei Seite geschoben, nur das durchaus Nützliche, dem Tagesbedürfniß Entsprechende durfte auf Gnade hoffen vor dem Richterstuhl des brandenburgischen Lykurgs. Den urgesunden Kern, die staatenbildende Größe des Königs und Kriegsherrn zu ermessen, war der jugendlichen Seele selbstverständlich noch nicht gegeben; so weit das Auge des regsamen Knaben streifte, nichts bot sich seinen suchenden Blicken, als puritanische Strenge, die Herrschaft des Korporalstocks, der Kultus des Zopfes.

Was also mußte es ihm bedeuten, als endlich der hausbackene Vater, der einen Leibniz, Sophie Charlottens großen Freund, für einen selbst zum Schildwachtstehen unbrauchbaren Kerl erklärte, der Natur den schuldigen Tribut entrichtete, und der Gewaltigste seines Jahrhunderts, leuchtend von Geist, den preußischen Thron bestieg!

Mit kühner Hand, doch mit weiser Schonung des Ächten und Bewährten, rührte Friedrich an das bisher Giltige, für unantastbar Gehaltene. Die morschen Überbleibsel eines absterbenden Geschlechts verschwinden, und weit werden die Thore aufgethan für Jugend, Schönheit, Talent und Alles, was das Leben verklärend schmückt. Frankreichs bestrickende Geistesbildung zieht triumphirend in die Marken ein, die noch vor kurzem ausgewiesene Philosophie schlägt wieder ihre Lehrstühle auf, und Jeder kann nach seiner Façon selig werden. Auch im deutschen Gemüthe fängt es an, sich verheißungsvoll zu regen, ein augusteisches Zeitalter scheint

heraufzuziehen und den Künsten des Friedens die duftigsten Kränze zu bieten — da plötzlich zuckt aus unbewölkten Höhen ein greller Blitz. Mitten in das Gelächter, in die fröhlichen Weisen einer heitern, nur sich und dem ungetrübten Genusse lebenden Welt hinein ertönt der scharfe Klang der Trommel, und die preußischen Kolonnen wälzen sich gegen die schlesische Grenze. Eine überraschende Kunde drängt die andere, tritt in athemloser Hast der vorangehenden gleichsam auf die Fersen, das Unglaubliche scheint wahr zu werden, das Unerhörte ist nicht länger mehr zu bezweifeln: der kleine Marquis von Brandenburg hat es gewagt, der schönen Königin von Ungarn, Österreichs mächtiger Beherrscherin, den Fehdehandschuh hinzuwerfen!

Heinrich hatte damals kaum das vierzehnte Jahr zurückgelegt, aber voll glühenden Eifers begleitete er die Armee, an der Seite des königlichen Bruders die Lehr- und Wanderjahre zu beginnen. Bei seiner Jugend konnte ihm füglich kein Kommando anvertraut werden, wie er denn überhaupt auf eine selbständige Thätigkeit während der beiden ersten schlesischen Kriege verzichten mußte; die reichste Gelegenheit jedoch ward ihm geboten, mit eigenen Augen zu schauen und die Güte dessen zu prüfen, was er sich daheim auf dem Wege der Arbeit und strengen geistigen Zucht erworben hatte. Sein Urtheil wurde durch praktische Erfahrungen frühzeitig geschärft, und unbefangen wußte er bald die schweren Mängel auf feindlicher, die reichlichen Irrthümer auf vaterländischer Seite abzuwägen.

Friedrich aber verfolgte mit steigender Theilnahme die schnelle Entwickelung dieser viel versprechenden Gaben. Hatte er Heinrichs persönlichen Muth bei der Vertheidigung Tabors, vor allem in der Schlacht von Hohenfriedberg würdigen gelernt, so erfuhr er am Tage von Soor, wo der neuernannte Generalmajor zum ersten Male eine Infanteriebrigade führte, daß ihm hier ein künftiger Feldherr erwüchse, und konnte dem Grafen Rothenburg, seinem schwer verwundeten Freunde, berichten, wie die Fähigkeiten des Bruders, von denen er ihm so oft gesprochen, nun auch anfingen, in der Armee bemerkt zu werden.

Welch hohen Gewinn Heinrich in seiner geräuschlosen Weise

aus diesen ersten Eindrücken gezogen, das hat die Folgezeit erwiesen; denn durch sie ward der Grund zu jenem Wissen gelegt, das später der rücksichtslosen Energie Friedrichs so glücklich ergänzend zur Seite stand, das den Prinzen selbst zu einer der eigenartigsten Erscheinungen macht, welche die brandenburgisch-preußische Kriegsgeschichte kennt.

Diesen Gewinn auszubeuten und wuchern zu lassen, benutzte Heinrich die Windstille, die den verheerenden Stürmen des siebenjährigen Krieges voranging. In dem freundlichen Rheinsberg am Grienericksee, einem Geschenk des Königs, vertiefte er sich in wissenschaftliche Studien. Mit emsiger Sorgfalt, mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit strebte er, die Lücken seiner militärischen Kenntnisse zu ergänzen und durch stets erneute Versuche auf den Exercir- und Manöverplätzen eine Sicherheit zu erlangen, die seine langgehegten Wünsche erfüllen, ihn dereinst zur Führung eines größeren Truppencorps berechtigen möchte. In ununterbrochenem Verkehr und geistigem Austausch mit dem großen Bruder, künstlerisch angeregt von den blendenden Erscheinungen der französischen Litteratur reifte er allmählich zu dem Manne besonnener Überlegenheit heran, den wir im Verlauf des siebenjährigen Krieges schätzen, zuletzt bewundern lernen. Denn, wie beklommenen Herzens er auch dem dritten Waffengang um Schlesien entgegensah, hier erst konnte er die aufgespeicherten Reichthümer verwerthen, hier erst beweisen, daß er sich einem Friedrich wahlverwandt an die Seite stellen dürfe.

Carlyle bezeichnet den nunmehr zum Generallieutenant Beförderten als eine Persönlichkeit von schwer verständlichem Temperamente, scharf wie Nadeln, dünnhäutig, launenhaft und dem König durch seine Eifersüchteleien und zänkischen Grillen oft sehr unbequem. Es ist wahr: Friedrich hat des Bruders Schwächen bitter empfunden, sein „Mucksen" häufig genug und mit herben Worten gerügt; niemals aber ist er an Heinrichs Werth und Bedeutung irre geworden; wie es denn überhaupt keinem Zweifel unterliegt, daß er in neidloser Größe den Schüler allezeit gerechter beurtheilte als dieser den königlichen Meister. Der Blick des Genius hatte in Heinrich

den Feldherrn erkannt, der mit bescheidenen Mitteln und mäßigen Opfern entscheidende Resultate zu erzwingen weiß, der sich nicht leicht zu einem Wagniß hinreißen läßt, dem aber auch die verzweifeltste Lage nichts von seiner Fassung zu rauben vermag; dessen Bedächtigkeit im Angriff nur durch die zähe Ausdauer im Gefecht überboten wird.

Schrieb er doch am 17. September 1757 aus Thüringen an seine Schwester Wilhelmine: „Ich bin so von Schmerz überhäuft, daß ich meinen Gram lieber für mich behalten und mein Unglück nicht zur Schau tragen will. Ich habe Ursache, mir zu meinem Bruder Heinrich Glück zu wünschen; er hat sich als Soldat wie ein Engel und als Bruder sehr gut gegen mich benommen. Unglücklicherweise kann ich nicht dasselbe von dem älteren sagen. Er schmollt mit mir und hat sich nach Torgau zurückgezogen, von wo er, wie man mir meldet, nach Wittenberg abgegangen ist. Ich werde ihn seinen Launen und seinem schlechten Betragen überlassen und weissage nichts Gutes für die Zukunft; es wäre denn, daß der jüngere ihn leite.“ — Und wenige Tage später, als der Verlust Winterfeldts seine Seele bedrückte, als er auch den letzten Hoffnungsschimmer erloschen glaubte, begrüßte er in einer Ode den Prinzen mit folgender Strophe:

> O Du, auf den mit Lust hinblicket unsre Jugend,
> Für künft'ge Thaten Du, in Deiner holden Tugend,
> Ihr Vorbild, Schmuck und Schild:
> Erhalte diesen Staat, deß Ruhm so hell gefunkelt,
> Mein Bruder, und der jetzt, von Wolken rings umdunkelt,
> Sich schon in Nacht verhüllt! — —

„Mein Bruder hat sein Schiff in ausgezeichneter Weise geführt. Das ist doch noch ein Steuermann, mein Lieber!“ äußerte der König unter den frischen Eindrücken des Unglücksjahres 1759 zu seinem Vorleser de Catt und schloß bei dem Friedensbankett 1763 eine längere Ansprache, worin er den geladenen Generalen die wichtigsten Begebenheiten des überstandenen Krieges noch einmal vorüberführte und seine eigenen Leistungen, wie die jedes einzelnen Kommandeurs einer rückhaltslosen Kritik unterzog, mit den berühmten

Worten: „Lassen Sie uns nun, meine Herren, unser Glas auf das Wohl des einzigen Generals leeren, der während des ganzen Feldzuges keinen Fehler gemacht hat: auf das Wohl meines Bruders Heinrich!" — In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges aber, in welcher die Erregungen des Kampfes längst einer leidenschaftslosen Betrachtung des Geschehenen gewichen sind, sagt der unbestochene Richter der eigenen Vorzüge und Schwächen: „Das schönste Lob, das man dem Prinzen Heinrich spenden kann, ist, seine Thaten zu erzählen. Kenner werden darin leicht jene glückliche Mischung von Klugheit und Kühnheit finden, die so selten und doch so wünschenswerth ist, da sie die wichtigsten Eigenschaften vereinigt und bindet, welche die Natur zur Bildung eines großen Kriegsmannes verleihen kann."

Mag auch diese nie ermüdende Anerkennung Heinrichs spätere Selbstüberschätzung mitverschuldet haben, verdient war sie vollauf. Denn Friedrich, nach dem Mißerfolge von Kolin aus Böhmen zurückgeworfen und von allen Seiten umstellt wie ein gehetztes Wild, bedurfte für die Fortführung des Krieges eines festen Halts, um von ihm, wie von einem unverrückbaren Angelpunkte aus, seine zersplittert auftretenden Gegner einzeln anzufallen und womöglich zu vernichten. Diesen Halt fand er in Sachsen, und bei seiner Behauptung entwickelte Heinrich eine Beharrlichkeit, eine Fülle der Erfindungsgabe in Wahl von gesicherten Stellungen, täuschenden Märschen und verblüffenden Demonstrationen, daß kein Geringerer als Napoleon diesen Vertheidigungskrieg mit seinen gelegentlichen Ausfällen nach Böhmen und Franken für ein Meisterstück ersten Ranges erklärte. Während Friedrich in die Weite stürmte, bald in Schlesien, bald auf den Haiden der Mark oder am Elbgestade die Entscheidung zu suchen, hütete Heinrich, scharf ausspähend wie ein Falke und stoßbereit, die sächsischen Berge, einen Horst in Bereitschaft haltend, wo der Königsadler seine Wunden heilen und die müden Schwingen zu neuem Ausfluge stärken konnte.

Ein Virtuos der Verwaltung, wußte er auch unter den schwierigsten Verhältnissen seine Truppen vor Mangel zu schützen. Die Härten des Krieges mildern und das Ganze dauernd versorgen zu

können, trat er der Selbsthilfe des Einzelnen mit strafendem Ernst entgegen, frühzeitig begreifend, daß Sachsen nicht völlig ausgesogen werden dürfe, sollte diese letzte Zufluchtsstätte dem Bruder auf Jahre hinaus gesichert bleiben. Sah er auch den Freibataillonen, die bei guter Laune erhalten werden mußten, kleinere Ausschreitungen nach, so galt doch im Bereiche seines Kommandos die Unverletzlichkeit fremden Eigenthums als oberstes Gesetz, und die weise Regelung seines kriegerischen Haushalts, die strenge Mannszucht seines Heerverbandes erwarben ihm allenthalben den Ruhm, daß in seinem Lager Handel und Wandel wie auf dem Markte einer friedlichen Stadt gediehen.

Bei den karg bemessenen Mitteln, die ihm zur Führung des langwierigen Behauptungskrieges zu Gebote standen, gewöhnte er sich daran, Wagnissen so viel als möglich aus dem Wege zu gehen. Die Gelegenheit zu einem Vernichtungsschlage bot sich ihm selten oder nie, und, um sie aufzusuchen, gebrach es ihm einerseits an Friedrichs kampffroher Unternehmungslust, die Siege erringt, weil auch die Möglichkeit einer Niederlage sie nicht schreckt; andererseits erachtete er eine gewaltsame Zertrümmerung des Gegners nicht für die erste und hauptsächlichste Aufgabe jeglicher Kriegführung. Weit höher schien ihm der Gewinn, durch zähes Festhalten gewisser Punkte den Gegner an die Scholle zu nageln, ihm durch aufgezwungene Unthätigkeit physischen wie moralischen Abbruch zu thun; ganz im Sinne des Theoretikers Lloyd, der da meint, ein General von gleichen Grundsätzen könne seine Unternehmungen mit geometrischer Strenge einleiten und beständig Krieg führen, ohne jemals in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, in dem ungewissen Ausgange einer Schlacht sein Heil zu suchen.

Gleichwohl konnte dieses Muster der Um- und Vorsicht, wenn es der Augenblick einmal erheischte, so unwiderstehlich aus dem Bereiche behutsamster Abwehr in den des energischen Angriffs überspringen, wie es keiner der Fridericianischen Generale besser verstanden hätte; nur daß ihm die Gabe verliehen war, noch starrend vom Staub und Qualm des Gefechts, in die alten Gleise zurück-

zukehren, als ob selbst der Sieg keine berauschende Macht über die kühlbedächtige Seele besäße.

Von diesem Ungestüm, das nur zu Zeiten, dann aber mit elementarer Gewalt sich offenbarte, zeugt schon sein Verhalten bei Prag, wo sich der kleine Mann im verhängnißvollsten Momente der schwankenden Schlacht angesichts einer feindlichen Batterie in das sumpfige Gewässer eines Grabens wirft und die zaudernden Seinen zum entscheidenden Draufgehen mit den Worten spornt: „Keiner ist unter Euch, der nicht größer wäre als ich; und wo mir das Wasser kaum an den Kragen reicht, geht es den Meisten von Euch noch nicht an die Hosenschnalle — also vorwärts!“ —

Friedrich würde die Folgen des Überfalls von Hochkirch minder leicht überstanden haben, wäre Heinrich nicht zur Hand gewesen, ihm Geschütz und Mannschaft zuzuführen, ihm seine Verwundeten und Kranken abzunehmen; er würde den zermalmenden Schlägen von Kay und Kunersdorf erlegen sein, hätte nicht sein Bruder die über ihre Siege selbst betroffenen Feinde so lange in Athem gehalten, bis er an der Spitze eines schnell zusammengerafften Heeres auf's neue zum Angriff schreiten konnte.

Heinrich hat in diesen wechselvollen Jahren Thaten vollbracht, die durch ihren Glanz nicht blenden oder gar überwältigen; Thaten aber, die den Beschauer lehren, was nüchterne Besonnenheit mit höchstem Kriegsgeschick im Bunde zu leisten vermag. Und so wahr es ist, daß der Prinz seiner Natur und Anlage nach nicht großartig genug gewesen wäre, aus eigener Kraft einen solchen Verzweiflungs- und Rettungskampf zu bestehen, ebensowenig ist es zu bestreiten: Friedrich hätte nach Winterfeldts Tode des kunstfertigen Bruders nicht entbehren können, oder er würde das ungleiche Ringen von Einem gegen Fünf, von denen jeder Einzelne der dreifach Überlegene war, mit dem Verluste Schlesiens, wenn nicht der Königskrone bezahlt haben. Ermangelte Heinrich Friedrichs elastischer Frische, so hatte er mit diesem die nachhaltige Willenskraft gemein, die zu jeder, auch der höchsten Leistung sich berufen fühlt, weil ihr Glaube an die eigene Stärke wie auf Felsengrunde ruht.

So erscheint es denn als eine zart und sinnig aufgesparte Belohnung des Schlachtengottes, wenn er dem Helden, den er sieben lange Jahre zu der undankbaren Rolle eines Schachspielers verdammte, noch kurz vor Schluß des Krieges den Siegeskranz von Freiberg um die Schläfe legte.

In die folgenden Friedenszeiten, welche Heinrich meist zu Rheinsberg verlebte, fällt ein Ereigniß, das, so schnell es auch vorüberging, eine Mißstimmung in dem Prinzen erweckte, die niemals ganz wieder weichen wollte. Durch den Tod Augusts III., Kurfürsten von Sachsen, war der polnische Thron erledigt worden. Katharina von Rußland begünstigte ihren Freund, den Grafen Stanislaus August Poniatowski, während eine große Partei im Lande den preußischen Prinzen zum Herrscher begehrte. Eine Gesandtschaft eilte nach Potsdam, dem König ihr Verlangen vorzulegen. Der aber war nicht der Mann, solchen Hirngespinsten ein geneigtes Ohr zu schenken. Zu lebhaft fühlte er, daß ein Hohenzoller, sein nächster Blutsverwandter, eine andere als diese Schaumgoldkrone tragen müsse; zu sicher war er sich bewußt, daß er durch Billigung der polnischen Wünsche Rußland tödtlich verletzen, dem unversöhnten Österreich einen Vorwand zu erneutem Vorgehen wider das nimmersatte Preußen bieten würde. Kurz und bündig also wies er die Deputation samt ihrem Antrag ab.

Heinrich hat die Kränkung, welche darin zu liegen schien, daß er in dieser für ihn bedeutungsvollen Angelegenheit unbefragt geblieben war, nie verwinden können: ein bitterer Stachel haftete seitdem in dem ohnehin zur Eifersucht geneigten Gemüthe. Leider fehlte es nicht an Solchen, welche diese herben Empfindungen zu nähren verstanden. Ein Kreis mißvergnügter Offiziere und Staatsmänner hatte sich um den Prinzen gesammelt und redete ihm ein, wie der König ihn von jeher zurückgesetzt, seine Verdienste geflissentlich verdunkelt habe, um die eigenen in desto helleres Licht zu stellen; derselbe König, dessen Vabanquespielen, dessen Sünden gegen alle geheiligten Regeln des Krieges den preußischen Staat mehr als einmal ins Verderben gestürzt hätten, wäre Heinrich im Augenblicke höchster Gefahr nicht als Retter dazwischen getreten. Und so ver-

wirrend wirkten diese Einflüsterungen auf den für Schmeicheleien nur zu Empfänglichen, daß er schließlich Friedrichs Bedeutung als Feldherr in die schwer begreiflichen Worte zusammenfaßte: „Mein Bruder wollte immer bataillиren, das war seine ganze Kriegskunst!"

Längere Reisen führten ihn nach Schweden und wiederholt nach Petersburg an den Hof der Zarin Katharina. In Stockholm galt es, die Schwester wieder aufzurichten, die er sechsundzwanzig Jahre nicht gesehen, in deren Herzen noch immer der Gedanke schmerzhaft nachzitterte, daß ihr mißleitetes Volk gegen Preußen in Waffen gestanden habe. Diese peinlichen Verhältnisse auszugleichen, die jahrelange Spannung zu lösen und neue, freundlichere Beziehungen zwischen den beiden Reichen anzubahnen, war Niemand geeigneter als Prinz Heinrich, der die Empfindungen der Schwester, wie die Beklemmungen ihres niedergebeugten Gemahls zarter zu schonen und gelinder zu behandeln verstand, als der sarkastische, skrupellos durchgreifende Friedrich.

In Petersburg, wo es sich um die ersten Anregungen zur Theilung Polens, später um die abermalige Verheirathung des Großfürsten Paul handelte, wurde durch Heinrich, der in dem ganzen Schimmer seines jungen Feldherrnruhmes auf den männlichen Geist Katharinens den lebhaftesten Eindruck machte, der Grund zu jener Freundschaft gelegt, welche Rußland und Preußen seit länger als einem Jahrhundert verbindet und selbst durch die Prüfungsstunden von 1807 und 1812 nicht wesentlich erschüttert werden konnte.

Fünfzehn Jahre waren seit dem Hubertusburger Frieden ins Land gegangen, als Heinrich noch einmal das Schlachtroß besteigen sollte; denn der kaum verharrschte Groll der Häuser Habsburg und Hohenzollern war aufs neue zum Ausbruch gekommen, da Österreich zur Behauptung seiner wenig begründeten Ansprüche auf die bairische Erbschaft Niederbaiern und die Oberpfalz mit Gewalt in Besitz genommen hatte. Auf beiden Seiten standen sich die erlesensten, von altersher einander bekannten Feldherrn gegenüber; es war, wie wenn die verderbenschwangeren Tage des siebenjährigen Krieges wiederkehren wollten.

Friedrich schrieb: „Der König soll aus Schlesien, und Prinz Heinrich aus Sachsen in das Land der oberen Elbe und Moldau rücken. Diejenige Armee, welche auf des Feindes Hauptmacht trifft, wird sich defensiv, die andere desto offensiver verhalten. Man findet den Vereinigungspunkt, siegt in einer Hauptschlacht, erobert Prag, Brünn und dann die Donau."

Dieser Plan blieb auf dem Papier — neun Jahrzehnte später trat er dafür um so rascher und pünktlicher ins Leben —, wie denn der ganze Krieg ohne größere Resultate verlaufen ist. Joseph II. ließ sich daran genügen, dem größten Könige und Feldherrn des Jahrhunderts eine Weile getrotzt und einige herausfordernde Briefe geschrieben zu haben; Heinrich aber fand Gelegenheit, durch seinen Marsch über das Lausitzer Gebirge und sein plötzliches Erscheinen vor der Front des überraschten Laudon die Bewunderung von Freund und Feind nicht weniger zu erregen, als durch den meisterhaften Rückzug, den er unter den schwierigsten Umständen und mit dem glücklichsten Gelingen vollführte.

Seit dem Frieden von Teschen ruhte sein Degen thatenlos in der Scheide. Zu Rheinsberg in dem Schatten des Boberowwaldes, an den lachenden Ufern des Grienericksees suchte er der üblen Eindrücke ledig zu werden, die ihm in der Königsstadt auf Schritt und Tritt den Athem versetzten. Der Philosoph von Sanssouci schlief in seiner engen Gruft zu Potsdam, scheu ging der königliche Neffe dem überlegenen Oheim aus dem Wege, ein Möllendorf und Braunschweig führten in Angelegenheiten des Heeres das große Wort, seiner Dienste schien man entrathen zu können; und er, der geistige Zwilling des großen Königs, war zu stolz, um sich aufzudrängen, die neue Ordnung der Dinge fraglos anzuerkennen und vor einer Rietz, der allmächtigen Favoritin, in dienstbeflissener Unterwürfigkeit den Nacken zu beugen.

In seiner grünumsponnenen Einsiedelei, fern der Maitressen- und Pietistenwirthschaft des gutherzigen, aber sinnlichen Leidenschaften ergebenen Monarchen, führte er das Dasein eines freiwillig Verbannten, von wenigen Vertrauten umgeben, den Kriegswissenschaften und der schönen Litteratur obliegend, sogar Reime schmiedend, die

sich des zweifelhaften Ruhmes erfreuen, lebhaft an die poetischen Leistungen des großen Bruders zu erinnern. Besuche kamen und gingen: seine Schwester Amalie, alte Kriegsgefährten, die Offiziere der Ruppiner Garnison und vor allem sein Neffe und Liebling. Ein Strahl der Freude überglänzte seine ernsten Züge, wenn sich der preußische Alcibiades, Prinz Louis Ferdinand, in lachender Jugendfrische aus dem Sattel schwang, Hilfe für die klaffenden Schäden seiner Kasse von dem gütigen Oheim zu erschmeicheln.

Welche Liebenswürdigkeit, welch eine Fülle von Geist und Wissen der sonst wenig Mittheilsame dann zu entfalten wußte, davon können die nicht genug erzählen, denen es vergönnt war, unter dem gastlichen Dache von Rheinsberg zu verweilen. Kein Zuhörer, den der Zauber seiner Unterhaltung nicht fortgerissen hätte, wenn sie in anmuthigem Wechsel Dinge der Politik, die Beziehungen der europäischen Mächte zu einander, die Ursachen und wichtigsten Ereignisse der letzten Kriege, Sitten und Gebräuche, Handel und Gewerbefleiß der großen Kulturnationen mit staatsmännischem Ernst behandelte, oder in spielender Grazie die Neuigkeiten des Tages, die Skandalchronik des Hofes und der Hauptstadt streifte. „Man findet," — ruft einer seiner fremdländischen Bewunderer aus — „daß dieser Prinz nicht nur viel gelesen, viel beobachtet und nachgedacht hat, sondern daß es schwer sein möchte, über Alles mit mehr Einsicht und Unparteilichkeit zu urtheilen."

Aber tiefer und immer tiefer ward seine Verstimmung über die heimischen Verhältnisse. Er fühlte ein wachsendes Verlangen, den Herbst des Lebens außerhalb Preußens, womöglich in Frankreich zu genießen, dessen Bildung und Sitte seine Seele in noch höherem Maße als die Friedrichs gefangen genommen hatte, dessen Freiheitsideen gerade jetzt die Welt zu bewegen begannen, wo des Bruders Aussaat von den plumpen Füßen der Berliner Dunkelmänner niedergetreten wurde. Im Juni 1788 zog er wirklich nach dem Lande seiner Sehnsucht. Schon war ein Palast der Hauptstadt käuflich in seine Hände gelangt, schon glaubte er sich als französischen Grundbesitzer betrachten zu dürfen, als ein unterirdisches Rollen, ein unheimliches Wetterleuchten, die Vorboten furchtbarer Umwäl-

zungen, eindringlich zur Rückkehr in die Heimath mahnten. Schweren Herzens brach er die eben erst angeknüpften und schon liebgewonnenen Beziehungen ab und eilte, seine brandenburgische Einsamkeit wieder aufzusuchen, um ihr von da ab, auch nach Friedrich Wilhelms III. Thronbesteigung, ganz und ausschließlich anzugehören.

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er noch die Zuckungen der großen Revolution, von deren Feldherren Moreau sein ganz besonderes Interesse erregte. Mit den neuerstehenden Rivalen in offener Feldschlacht sich zu messen, war ihm versagt, denn Andere führten, nicht zum Besten Preußens, in der Rheinkampagne den Oberbefehl. Man glaubte, ohne ihn fertig werden zu können, und hatte Recht: man ist gründlich fertig geworden ohne ihn! Bonapartes staatenzertrümmernde Siegesflüge entzogen sich seinen Blicken, nur Marengo erlebte er noch; Schmach und Sturz von Jena und Tilsit mit ansehen zu müssen, ersparte ihm ein freundliches Geschick: seit 1802 ruhte der Sieger von Freiberg in seiner Backsteinpyramide am Grienericksee. — —

Wie aber ist es gekommen, daß solch inhaltsvolles Leben keine liebendere Beachtung fand? Wie durfte es geschehen, daß dieses fertige, in sich abgeschlossene Menschenbild seinem doch nicht undankbaren Volke so fremd bleiben, daß es im Gedächtniß der Mit- und Nachwelt so wenig Wurzel fassen und wachsen konnte?

Der Gründe sind mancherlei!

Von ihnen führt der liebenswürdige Wanderer durch die Mark den ersten und hauptsächlichsten an. „Das Loos, das dem Prinzen schon bei Lebzeiten fiel, das Geschick, durch ein helleres Licht verdunkelt zu werden, verfolgt ihn auch im Tode noch.“ — Friedrichs Erscheinung ist zu gewaltig, zu riesengroß, als daß die stattliche, aber sterbliches Maß kaum überschreitende Gestalt des Bruders nicht wesentlich zurücktreten sollte. Während Friedrich mit Flügelsohlen ging und in dämonischem Wagemuth, nur das weitgesteckte Ziel im Auge, die Hindernisse und Zufälle des Moments tollkühn verachtend, mehr als einmal bedenklich strauchelte, schritt der korrekte, allen Abenteuern abholde Prinz gelassen seines Weges, nur dann zu

einem Schlage ausholend, wenn der Erfolg mit mathematischer Gewißheit im Voraus zu berechnen war.

Das sind gewiß unschätzbare Eigenschaften, aber sie reichen nicht hin, das Bild ihres Besitzers in das Herz des Volks zu schmeicheln. Das dramatische Element geht ihnen ab, sie machen nicht populär, weil sie unsere Einbildungskraft nicht beschäftigen, weder Entzücken noch Grauen, höchstens jenen schweigenden Respekt erregen, welchen der Deutsche keiner tüchtigen Arbeit vorenthält.

Wie der Kriegsmann, so war der Mensch.

Heinrichs Äußere bot wenig oder nichts, was die Blicke theilnahmsvoll angezogen hätte. Seine Gestalt war klein, und das Antlitz entbehrte in der Jugend jeglicher Anmuth, im Alter der charakteristischen Schärfe; nur in den blauen Augen wohnte ein Strahl von dem Feuer, das unter Friedrichs Brauen sonnenähnlich hervorblitzte. Kurz an Worten, verschlossen, meist einen mürrischen Ernst auf der Stirn, dem Wein und den Weibern ein abgesagter Feind, blieb der Prinz sogar seinen Soldaten unnahbar und schwer verständlich. Sie glaubten an ihn, aber sie beteten ihn nicht an, wie es der letzte Packknecht in dem großen Heere that, der mit einer bis zur Schwärmerei gesteigerten Bewunderung zu seinem König „Fritz" emporblickte und in Stunden freudiger Erregung oder schmerzlicher Trauer den Monarchen mit dem vertraulichen „Du" anzureden wagte.

Heinrichs ausgesprochen französische Bildung hatte ihn dem deutschen Wesen weit mehr entfremdet, als den königlichen Freund Voltaires; sie erlaubte ihm nicht, mit dem gemeinen Mann gut brandenburgisch zu verkehren. Einen kräftigen Fluch, ein derbes Kernwort, einen elektrisirenden Scherz suchen wir vergeblich auf diesen Lippen; während die für höhere Töchterschulen nicht immer geeigneten Späße Friedrichs begierig aufgefangen und mit herzlicher Freude weitergetragen wurden, um noch heute als das treugehütete Gemeingut eines kriegsfrohen Volkes fortzuleben. Jener göttliche Humor, der dem König auch in den verzweifeltsten Lagen ein nie versagender Begleiter blieb, der ihm eine zauberische Macht über die Gemüther verlieh, war Heinrich nicht gegeben; nicht gegeben

war ihm vor allem die strömende Beredtsamkeit, mit welcher Friedrich seine aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Truppen zu patriotischen Wunderthaten aufzustacheln wußte. Eine Rede, wie die vor der Leuthener Schlacht, wäre für den geistvollen Prinzen ein Ding der Unmöglichkeit gewesen.

Dem Volke aber in seiner großen Masse ergeht es wie den Kindern: es will starke Erschütterungen, der Rührung sowohl wie der Freude. Wenn es nicht rechtschaffen lachen kann, so will es bitterlich weinen: Alles, was einer gesammelten Betrachtung, eines prüfenden Nachdenkens bedarf, was nicht spielend sich aufdrängt und durch irgend eine schlagende Pointe in der Erinnerung haften bleibt, alles das ist ihm ziemlich gleichgiltig, ein dumpfes Wissen, welches nutzlos das Gehirn belastet. Wehmüthig hört es von dem greisen Marschall Schwerin, wie er bei Prag an der Spitze seiner wankenden Grenadiere voranstürmt und, von fünf Kartätschenkugeln durchbohrt, lautlos vom Pferde sinkt, überbreitet von den Falten der zerfetzten Fahne; und mit tiefer Bewegung sieht es Winterfeldt auf der Höhe des Holzberges todeswund zusammenbrechen, den Mann mit dem klaren Herzen und der hellen Stirn, den Ersten bei Mollwitz, der die eisernen Ladestöcke ihre rasselnde Schuldigkeit verrichten ließ und im Gleichtritt des alten Leopold von Anhalt, unter klingendem Spiel die Kerntruppen aus der Schule Eugens über den Haufen warf.

Und wiederum, wie fühlt die Seele des Volks sich fröhlich angeweht, wenn sie den Namen Zietens vernimmt! „Zieten aus dem Busch“, der alte, findige Husar mit dem ächt lutherischen Gottvertrauen, der, seinem in erbeutete österreichische Mäntel gehüllten Regimente vorauf, eine ganze feindliche Armee durchreitet, ohne daß ihm ein Haar auf dem struppigen Haupte gekrümmt worden wäre. Und vor allem Er, der jugendliche Centaur, der Reiterführer, wie ihn die Welt zum zweiten Male nicht gesehen: Seydlitz! Wie steigert sich da der Frohsinn zur lauten Freude, wenn er bei Roßbach den günstigen Augenblick erlauernd, vor den gepanzerten Schwadronen hält und dann zum Zeichen des Angriffs die Tabakspfeife jubelnd in die Lüfte schleudert. Wie wechseln Stolz, Bewunderung und Grauen, wenn ihm Friedrich in der Mordschlacht

von Zorndorf Boten über Boten mit der Mahnung sendet, bei Gefahr seines Kopfes zu attackiren, und er, ohne sich von der Stelle zu rühren, dem Herrn und Meister in siegesgewisser Ruhe die Antwort ertheilt: „Nach der Bataille steht mein Kopf dem König zu Diensten, in der Bataille muß er mir noch erlauben, Gebrauch davon für ihn zu machen."

Hier ist Bewegung, blutwarmes Leben, volle dramatische Handlung; Gefühl und Phantasie werden gleichmäßig angeregt — bei Heinrich hohes Wissen, tiefsinnigste Berechnung, das vollkommenste Gleichgewicht zwischen Wollen und Vollbringen, aber nichts, was das Herz in seinem Innersten packte und widerstandslos mit sich fortrisse.

Von ihm hatte man nie gehört, daß die Muse der Poesie an seinem Feldbett Wache hielte, daß er gewohnt sei, mitten im Kriegsgetümmel schmelzende Oden auf die Freundschaft und ein genügsames Landleben zu dichten und, ringsumgeben von Tod und Verderben, die kranke Seele wieder gesund zu baden in den melodischen Wellen der Töne. Indessen sich um Friedrich reich und immer reicher ein Kreis von Sagen und Anekdoten wob, die deutsche Dichtkunst sich des Siegers von Roßbach in selbstloser Begeisterung bemächtigte, den sie, noch lallend in rührender Unbeholfenheit, den „Einzigen" nannte, wußte man von dem Sieger von Freiberg, von seiner Art und seinen Thaten nichts zu singen und nichts zu sagen: wortarm, wie er selbst, blieb ihm gegenüber auch Herz und Mund des Volkes. Selbst in Rheinsberg, das er doch länger als fünfzig Jahre besessen, wo er nach den Stürmen des Krieges die ersehnte Ruhe, nach den Enttäuschungen des Lebens ein stilles Grab gefunden hat, selbst hier ist der Prinz ein Halbvergessener; höchstens daß man von den Wunderlichkeiten und Excentricitäten erzählt, die in seinen älteren Tagen besonders auffallend hervortraten und der volksthümlichen Vorstellung von einem Helden wenig entsprechen.

Und doch liegt in dieser scheinbaren Ungerechtigkeit eine gewisse Vergeltung. Der gesunde Sinn des Volkes läßt sich nicht spotten! Im Juli 1791 hat der verbitterte Heinrich an dem seinem Schlosse gegenüberliegenden Seegestade einen Obelisken zum Ruhm und Andenken August Wilhelms, Prinzen von Preußen, errichtet, der 1758 an gebrochenem Herzen gestorben war, nachdem ihn der

erzürnte Friedrich ein Jahr zuvor seines Kommandos enthoben. Die Namen aller Tapfern der drei schlesischen Kriege, bis auf die Adjutanten des Prinzen herab, sind da in goldenen Zügen zu lesen — und mit vollem Recht, denn sie Alle hatten bis zum letzten Mann Außerordentliches geleistet — nur vier derselben fehlen, unter ihnen die beiden leuchtendsten und herrlichsten: Friedrich und Winterfeldt! Auf dem größeren Obelisken, den eine dankbare Nation dem „Alten Fritz“ in ihrem Herzen gegründet, fehlt Heinrichs Name nicht, aber die Inschrift ist verblaßt und halbverwaschen. —

Ist es somit erklärlich, wie das Bild des Prinzen keine Heimstätte finden konnte im Bewußtsein der Menge, wie Poesie und Kunst mit geringen Ausnahmen kühl, fast abweisend an ihm vorübergehen mußten, so hat die Geschichtsschreibung keinen stichhaltigen Grund für ihre Versäumniß anzuführen. Denn mag die leichtbeschwingte Jugend, die vor allen Dingen überraschende Thaten fordert, mag der Dichter, der eine bewegte Handlung verlangt, mag endlich der bildende Künstler, der einer gemeinverständlicheren Figur bedarf, mögen sie Alle einen Cornelius Scipio zum Gegenstand ihrer Begeisterung erwählen und auf ihn die vollsten Kränze des Entzückens und der Liebe häufen — der Blick des kundigen Forschers wird sich durch den Glanz des Afrikaners nicht beirren lassen, sondern mit Wohlgefallen und gerechter Würdigung auch bei der schlichten Gestalt des alten Quintus Fabius verweilen.

Und wenn es wahr ist, daß jedem Verdienste früher oder später der Tag des gebührenden Lohnes erscheint, so dürfen wir hoffen, daß in unserer Zeit, die der historischen Specialforschung einen so vielverheißenden Aufschwung gegeben, auch dem märkischen Cunctator der langentbehrte Geschichtsschreiber erstehen werde. Möge es dann eine würdige Feder sein, die uns die Bedeutung des einsamen Mannes schildert; möge uns vor allem der gute Genius des deutschen Volkes die Beschämung ersparen, daß abermals erst ein Fremder kommen mußte, um uns die Augen zu öffnen und zu zeigen, was wir Großes und für alle Zeiten Ächtes schon lange unser eigen nennen konnten, was wir bis heute aber in unholder Flüchtigkeit nicht zu schätzen verstanden.

Ein märkischer Junker.

Im Hause Derer von der Marwitz geht die Sage, es wäre einmal die Zeit gekommen, da von dem ganzen Geschlecht nur eine einzige Jungfrau übrig blieb. Als sich endlich ein Freier genaht, der ihren Augen wohlgefiel, sei die Jungfrau in tiefe Kümmerniß versunken, weil ihr Stamm und Name nun für immer erlöschen müsse. Nach langem Sinnen habe sie sich aber aufgemacht, des Kaisers Kniee zu umfassen und unter strömenden Thränen, mit allen Zeichen verzweifelnden Herzeleids den Herrn zu bitten, er möge, wenn der Himmel ihre Ehe mit Söhnen segnen würde, denselben gestatten, das Wappen und den Namen Derer von Marwitz auch fürderhin zu führen. Der Kaiser, durch so inbrünstiges Flehen gerührt, habe eingewilligt und befohlen, die Nachkommen des treuen Mädchens sollten fortan von der Marwitz heißen und das alte Familienwappen nur in soweit abgeändert weiter tragen, daß der goldene Baumstamm im blauen Felde neue Sprossen triebe, während über dem Schild als Helmschmuck zwischen den Flügeln des Reichsadlers die Jungfrau zu stehen käme, die sich zu seinen Füßen einst die Haare ausgerauft.

Gepriesen sei er noch im Grabe, dieser ungenannte Kaiser! Hat er doch, einer sanften Regung folgend, ein Geschlecht erhalten, das von je zu den edelsten der Mark gehörte, das im Laufe der zwei Jahrhunderte, seit es eine brandenburgisch-preußische Militärmacht giebt, dem Vaterlande eine Reihe glänzender Offiziere, unter ihnen jenen Friedrich August Ludwig schenkte, der alle über seine

Vorfahren verstreuten Tugenden, wie in einem gemeinsamen Brennpunkte, auf seinem wackern Haupte vereinigte.

Am 29. Mai 1777 zu Berlin geboren, wo der Vater als Kammerherr des Prinzen Ferdinand, später als Hofmarschall des neuen Königs den Winter über hauszuhalten pflegte, erhielt August Ludwig in seinem vierten Jahre eine sogenannte „französische Mamsell", ein bösartiges Weib, das ihn und seine beiden jüngeren Schwestern oft grausam mißhandelte, sonst aber zu Fleiß und Ordnung drängte und nicht ohne Erfolg im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtete.

Auf seine früheste Kindheit fiel ein seltener Glanz, die mehrfache Begegnung mit Friedrich II.

Nachdem er den großen König auf der Durchreise am Predigerhause zu Dolgelin, dann im Palais des Prinzen Heinrich am Berliner Opernplatze von Angesicht zu Angesicht gesehen, führte ihn ein günstiges Geschick dem greisen Monarchen ein Jahr vor dessen Tode noch einmal in den Weg. Der Eindruck auf Marwitz' empfängliches Gemüth war unauslöschlich. Trotz seiner Jugend fühlte er sich umrauscht von den Schauern heldischer Größe und in seiner schlichten, aber Herz und Nieren packenden Weise hat er uns diese Begegnungen selbst geschildert. „Schöne, kleine Gemälde", sagt Carlyle, „gebadet in Morgenlicht und treu nach dem Leben."

Nur das letzte und reizvollste von ihnen möge hier eine Stelle finden.

„Das dritte Mal sah ich ihn in demselben Jahre (1785) von der Revue zurückkommen. Mein Hofmeister war deshalb mit mir nach dem Hallischen Thor gegangen, weil man schon wußte, daß er an dem Tage allemal seine Schwester, die Prinzessin Amalie, besuchte. — Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde — ohne Zweifel der alte Condé, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrot auf der école vétérinaire bekam, denn er hat seit dem Bayernkrieg beinahe kein anderes Pferd mehr geritten. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser conditionirt, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorn, ächt militärisch aufgesetzt war. Hinter ihm waren eine

Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondel (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellenbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und so wie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom hallischen Thor bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen.

Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde, und das Geschrei der Berlinischen Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen, oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Ich und mein Hofmeister hatten soviel Platz gewonnen, daß wir mit den Gassenjungen, den Hut in der Hand, neben ihm herlaufen konnten.

Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen, war die Menge noch dichter, denn sie erwartete ihn da; der Vorhof gedrängt voll, in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter.

Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stufen hinab ihm entgegen. So wie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang vom Pferde, zog den Hut (den er nun mit herabhängendem Arm ganz unten hielt), umarmte sie, bot ihr den Arm, und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügelthüren gingen zu. Alles war verschwunden und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er ver-

schwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein Jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, kein Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereigniß! Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber Jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren auch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. — Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeit, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz, alle edleren Gefühle des Menschen." —

Frühzeitig suchte der Kammerherr in seiner ruhig freundlichen, wenn auch bestimmten Art auf den Charakter des achtjährigen Knaben einzuwirken. Nicht mit todtem Wissen sollte der kleine Kopf belastet werden, um zuletzt vor lauter Gelehrsamkeit Gott und die Welt zu verkennen. Lust an der Arbeit, ein rasches und klares Erfassen der Dinge, namentlich aber ein straffes Pflichtgefühl waren die Eigenschaften, welche der Vater von dem Sohne heischte, immer bereit, durch Wort und belebendes Beispiel nachzuhelfen.

Der Unterricht in Religion, Geschichte, Geographie, in der deutschen wie lateinischen Sprache blieb dem Hofmeister Rosa überlassen, einem rechtschaffenen, vom besten Willen beseelten Manne, dessen Weisheit jedoch schmählichen Schiffbruch erlitt, sobald es galt, die knappen Regeln des Lehrbuchs aus dem Schatze eigener Kenntnisse zu ergänzen und in Anwendung zu bringen. So kam das Lateinische über die dürftigsten Anfänge nicht hinaus, und erst nach Jahren gewissenhafter Selbsterziehung ward Marwitz zu seiner Verwunderung inne, daß die deutsche Muttersprache kein wild in Samen geschossenes Gewächs, sondern ein auf unumstößlichen Gesetzen beruhendes, organisch entwickeltes Gefüge sei.

Wie stümperhaft aber auch des Hofmeisters Methode war, sie zeitigte doch ihr Gutes. Im historischen Unterricht nämlich beschränkte sie sich auf das Vorlesen von Schröckhs allgemeiner Welt-

geschichte. Jeden Sonnabend hatte der Schüler das während der abgelaufenen Woche Gehörte in freier Erzählung zu wiederholen; und war dann binnen Jahresfrist das ganze Werk glücklich durchgepeitscht, so verstand es sich von selbst, daß die eben beendete Lektüre samt ihren Repetitionen von neuem aufgenommen wurde. Was Wunder also, wenn das Gedächtniß des heranwachsenden Knaben bei diesen unausgesetzten Uebungen merklich erstarkte, die großen Umrisse der Weltbegebenheiten bald fest gezeichnet in seinem Kopfe standen? Eines aber, woran der ehrliche Schulmeister wohl am wenigsten gedacht, erwies sich als fruchtbringendster Gewinn des seltsamen Verfahrens: Marwitz errang spielend die glückliche Fertigkeit, aus dem Stegreif zusammenhängend reden zu können, ein Vorzug, der ihm noch treffliche Dienste leisten sollte.

Als August Ludwig das dreizehnte Jahr erreicht hatte, das bequeme Kinderwams dem französischen Kleide gewichen war, und ein zierlicher Zopf bereits den Nacken schmückte, erklärte Herr Rosa nicht ohne Genugthuung die ihm übertragene Aufgabe für gelöst, die wissenschaftliche Ausbildung seines Zöglings für vollendet. Nun handelte es sich darum, einen Beruf zu wählen, der der Geburt und Neigung eines Marwitz entspräche; und welch' anderer konnte dafür gelten, wie der des Soldaten? „Hatte es doch niemals eine Institution gegeben, in welcher das Ritterthum ähnlicher wieder aufgelebt wäre, als in dem Offizierstande Friedrichs des Zweiten. Dieselbe Entsagung jedes persönlichen Vortheils, jedes Gewinnstes, jeder Bequemlichkeit, ja, jeder Behaglichkeit, wenn nur die Ehre blieb! Dagegen jede Aufopferung für diese, für den König, für das Vaterland, für die Kameraden, für den Ruhm der preußischen Waffen! Im Herzen Pflichtgefühl und Treue, für den eigenen Leib keine Sorge."

Marwitz trat also 1791 als Junker in das Regiment Gensd'armes, das, zu Berlin garnisonirend, mit den von Friedrich dem Großen errichteten Gardes du Corps eine Brigade bildete, stolze Geschwader, von denen einst Seydlitz versicherte, keine Bataille wäre verloren, bevor nicht Sr. Majestät getreue Eliteregimenter eingehauen.

Noch hatten die Gensd'armes unter ihrem berühmten Chef, General von Prittwitz, dem Retter Friedrichs aus dem Kunersdorfer Gemetzel, nichts an ihrem alten Glanze eingebüßt, noch rühmte sie Jedermann als die erlesensten Reiter des preußischen Heeres, und Marwitz würde sich nicht für voll betrachtet haben, hätte er das weiße Koller, das viele seines Geschlechts, am ruhmreichsten zwei Vatersbrüder getragen, mit einer anderen Uniform vertauschen müssen.

Doch die Freude an des Königs Rock sollte bald genug eine Trübung erfahren. So regsam der Geist war, mit der körperlichen Entwickelung des jungen Kriegers wollte es lange nicht vorwärts gehen, seine Gestalt blieb auffallend klein, die Muskelbildung gering; erst im siebzehnten Jahre fing er an zu stattlicher Manneshöhe heranzuwachsen. Der anstrengende Dienst in Stall, Kaserne, auf dem Exercierplatz überstieg fast die karg bemessenen Kräfte, und die schwache Kinderfaust, die kurzen Beinchen reichten nicht hin, den mächtigen Gaul zu bändigen, der ihrer Führung von regimentswegen übergeben war. Zu wiederholten Malen brach Marwitz bei der Attacke aus und raste unter dem Gelächter der Kameraden zügel- und bügellos in die Weite.

Das Beschämende dieser hilflosen Lage wurde nur wenig gemildert, als man ihm gestattete, das eigene Pferd zu reiten. Der schmächtige Junker mit seinem zierlichen Schwarzbraunen spielte eine klägliche Figur auf dem Flügel des zweiten Gliedes neben einem Riesen von sechs Fuß auf einem wahren Elephanten.

Doch so übel die ersten kavalleristischen Versuche ausfielen, Marwitz ließ sich nicht abschrecken. Was die Natur ihm versagte, das mußten Kunst, Fleiß und zäher Wille ersetzen; und vom Morgen bis zum Abend von einem Pferd auf's andere, immer fragend, versuchend, offenen Ohres für jede sachkundige Belehrung, ward er nach und nach ein Meister seines Handwerks, eine unbestrittene Autorität in der Wissenschaft des Sattelns und Zäumens, einer der letzten Vertreter der Seydlitz'schen Schule.

Vor Einseitigkeit bewahrte ihn der tägliche Verkehr mit einem nahen Verwandten des Vaters. Oberst Baron v. Goltz, ein Mann

von gediegenem Urtheil und reicher Erfahrung, war 1792 in die Heimath zurückgekehrt, nachdem er den preußischen Staat beinahe dreißig Jahre lang am Hofe von Versailles vertreten hatte. Im Vaterlande fremd geworden, wo er nur die Gräber seiner Lieben wiederfand, schloß sich Goltz dem Haus des letzten Jugendfreundes innig an, mannigfaltigere Interessen, neue Anschauungen von Zeit und Welt und das anmuthige Geplauder der Pariser Salons in die gastlichen Räume tragend. Aus seinen eingehenden, von scharfer Beobachtung und genauester Ortskenntniß zeugenden Mittheilungen lernte Marwitz die Ursachen und geheimen Triebfedern der französischen Revolution, die schweren Sünden des Hofes wie die grauenhafte Verwilderung des Volkes und seiner Führer weit eher kennen, als die meisten der Zeitgenossen, denen erst die sichtende Hand der Geschichte, und nur allmählich, klareren Einblick in die vom Unkraut beschönigender Lüge überwucherten Verhältnisse gewährte. Hatte ihn von jeher das gährende Treiben an der Seine unheimlich angemuthet, jetzt erschien es ihm ebenso unsinnig als verabscheuenswerth, eine frevelhafte Auflehnung wider göttliche Ordnung und menschliches Recht.

Diesen Haß gegen die Revolution übertrug er auf das ganze Franzosenthum und ist ihm treu bis zum Tode geblieben.

Zu seiner Bethätigung fand er jedoch fürs erste keine Gelegenheit, da beim Ausbruch der Rheinkampagne nur ein Theil der Armee in's Feld rückte, die Gardes du Corps und Gensd'armes aber bis auf Weiteres in der Garnison zurückblieben.

Die Hoffnung, sich in Westpreußen dafür schadlos halten zu können, wo die neuentbrannten polnischen Händel den König zu energischem Einschreiten nöthigten, sollte gleichfalls zu Schanden werden. Statt Lorbeeren zu ernten, mußte sich Marwitz mit Kälte, Nässe, endlosen Märschen und dem unergründlichen Schmutz höhlenartiger Quartiere begnügen, so daß die ganze kriegerische Ausbeute des Heimkehrenden in einem erfrorenen Ohr und dem erhebenden Bewußtsein bestand, während der letzten Monate um fünf Zoll gewachsen zu sein.

Zu Hause warteten seiner ernste Pflichten. Die schon seit

längerer Zeit erschütterte Gesundheit des Vaters hatte sich in dem aufreibenden Hofdienst allmählich verzehrt, und an August Ludwig, als den Erstgeborenen, trat die Frage heran, ob er, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, Friedersdorf im Kreise Lebus übernehmen oder das schuldenbelastete Lehngut den unmündigen Brüdern, Alexander und Eberhard, überlassen solle? Von einem Schwanken konnte bei ihm nicht die Rede sein, er übernahm die Erbschaft und forderte nach vergeblichen Versuchen, den alten Beruf mit der Thätigkeit eines Gutsherrn zu vereinigen, obendrein verstimmt durch den seit Prittwitz' Tode um sich greifenden Verfall des Regiments Gensd'armes, im Jahre 1802 den Abschied.

War er früher ganz Soldat gewesen, jetzt wollte er nichts anderes als Landwirth sein; und wie er sich einst mit eisernem Willen die rohe Kraft des Pferdes unterworfen hatte, so gedachte er sich von nun an die Ackerscholle dienstbar zu machen. Doch so rasch auch sein Mühen Früchte trug, so fröhlich Alles um ihn grünte und blühte, zu schwere Lasten ruhten auf dem väterlichen Erbe, als daß der Reinertrag in dem gehofften Maße gestiegen wäre: den höheren Gewinn verschlangen die vermehrten Ausgaben.

Heiteren Muthes ertrug er die Zeit der Sorge, aber die Tage der Trübsal standen vor der Thür, und ihnen erlag fast der starke Mann. Nach einem kurzen Jahr, im Vollgenuß traulicher Häuslichkeit, mußte er zu der Stunde, da er sein erstes Kind auf den Armen wiegte, dem Weibe seines Herzens die müden Augen schließen und den Kampf um das Dasein ohne den lieblichen Bundesgenossen weiterführen.

Zu dem eigenen Leid gesellte sich noch der Gram über sein Vaterland. Schon längst hatte Marwitz mit Beklommenheit wahrgenommen, wie Preußen unter fortgesetzten Demüthigungen und diplomatischen Niederlagen zu unförmlicher Größe angeschwollen war, wie das Wachsthum an Landgebiet und Seelenzahl gleichen Schritt mit dem Niedergange seines Ansehens in Europa hielt; aber die Befürchtungen des Patrioten hatten sich immer wieder zu freundlichem Hoffen gelöst, so lange das Glück ihm unter dem eigenen Dache lächelte. Jetzt, wo er sein Glück begraben, wo ihm

von allen Seiten, daheim wie außerhalb, öde Trostlosigkeit entgegenstarrte, jetzt drohte Gefahr, er werde in erschlaffender Trauer hinsiechen, um endlich ganz dem finstern Dämon der Schwermuth zu verfallen. Nur eine große Erschütterung konnte die ersterbenden Lebensgeister zu neuem Flügelschlag erwecken, und diese Erschütterung blieb zu des Kranken Heil nicht aus.

Die dritte Koalition gegen Frankreich war in's Leben getreten. Halb Europa hatte sich zu gemeinsamem Handeln verbunden, nur der Staat der Hohenzollern widerstand dem dringenden Lockruf, wie sehr auch die Berliner Kriegspartei, an ihrer Spitze die hochherzige Königin und der Abgott des Heeres, Prinz Louis Ferdinand, sich bemühte, den friedliebenden, der eigenen Kraft allezeit mißtrauenden Monarchen mit sich fortzureißen.

Nichts konnte Napoleon, der die Aussichtslosigkeit seiner englischen Unternehmung bereits erkannte, gelegener kommen, als neue Verwickelungen auf dem Festlande. Mit grimmiger Freude begrüßte er die Rüstungen der Gegner und führte, indeß die Welt noch gespannten Blicks nach der Westküste Frankreichs schaute, seine Legionen geräuschlos von Boulogne nach dem Rhein, schlug an der oberen Donau, ehe Kutusow zur Stelle war, alle vorgeschobenen österreichischen Corps, zwang den unfähigen Mack bei Ulm zu schmachvoller Kapitulation und stürmte unaufhaltsam in das offene Reich.

Um die Sache der Koalition schien es trotz des Seesiegs von Trafalgar verzweifelt zu stehen, als ihr Napoleons brutaler Uebermuth selber den langumworbenen Bundesgenossen in die Arme trieb.

Preußen hatte eine tödtliche Beleidigung erfahren: mitten im Frieden waren seine Grenzadler unter den Axthieben französischer Sappeurs gefallen. Auf dem Zuge von Hannover nach dem großen Rendezvous vor Ulm mußte Bernadotte auf ausdrücklichen Befehl des Gebieters durch das Fürstenthum Ansbach marschiren, so leicht es auch gewesen wäre, das neutrale Ländchen zu umgehen. Es kitzelte den französischen Kaiser, das zu thun, wovor der allmächtige Zar noch jüngst zurückgeschreckt: war doch seiner Meinung nach Preußen längst in die Reihe der Mächte zweiten Ranges

herabgesunken, ein Staat ohne Würde und Kraft, dem man Alles bieten dürfe.

Ein Schrei der Wuth ging durch die Armee, auch des Königs brandenburgisches Herz schwoll vor bitterem Zorn. Die sofortige Marschbereitschaft des ganzen Heeres ward befohlen, den Russen der Durchzug durch Schlesien gestattet, und in der Nacht zum 4. November 1805 beschwur Friedrich Wilhelm am Sarge seines Ahnherrn den Potsdamer Vertrag.

Marwitz athmete auf. Der Soldat in ihm rührte sich mit ganzer Macht. Krieg, womöglich ein rascher Reitertod, das war es, wonach seine Seele lechzte. Wie wenn er zu spät zu kommen fürchtete, ließ er sein Gut wie es ging und stand, flog nach Potsdam, erbat vom König den Wiedereintritt in die Armee und wurde mit dem Range eines Rittmeisters dem Fürsten von Hohenlohe zum Adjutanten beigegeben. Aber schon jetzt lagerten sich erkältende Schatten über seine Begeisterung. Allen kriegerischen Vorbereitungen zum Trotz glaubte in Berlin kein Mensch an blutigen Ernst; ja, der Chef des Generalstabes, der unheilvolle Massenbach, schrie dem dienstlich sich Meldenden entgegen: „Was wollen Sie hier? Krieg führen? Es wird kein Krieg. Gegen die Russen müßten wir Krieg führen, aber hier nicht! Ich sage Ihnen, es wird kein Krieg, oder der König müßte toll geworden sein!“ Als Marwitz, starr vor Staunen, erwiderte, wenn es toll sein hieße, Ehrgefühl zu haben, so hoffe er, der König wäre schon toll und alle seine Unterthanen möchten so toll sein, ihm zu helfen, lachte Massenbach hämisch auf: „Ehre?! Ehre ist ein Hirngespinst, das kann man nicht fressen. Unsere Ehre wäre, mit Napoleon gemeinschaftliche Sache zu machen, aber er wird schon früher fertig werden. Ich sage Ihnen, es wird kein Krieg!“ —

Er behielt nur allzu Recht. Napoleon wurde mit seinen Gegnern fertig, bevor noch die preußische Streitmacht im Felde erscheinen konnte. Die Schlacht von Austerlitz nöthigte Oesterreich zum Frieden, Kaiser Alexander eilte, die russischen Grenzen wiederzugewinnen, Haugwitz unterzeichnete am 15. December den entwürdigenden Traktat von Schönbrunn, und Prinz Louis Ferdinand rief

verzweifelnden Hohnes: „Wenn Bonaparte ein Gericht Prinzenohren haben will, so sind meine in Gefahr, denn bekommen wird er sie!" — Marwitz nahm zum zweiten Male den Abschied und kehrte nach Friedersdorf, an das Grab seiner Frau zurück, um manche Erfahrung bereichert, an Hoffnungen und Gelde desto ärmer.

Mit tiefem Ekel hatte ihn der Geist erfüllt, der in der Hauptstadt, unter den Augen des Königs selbst, sein unsauberes Wesen trieb. Diesem in seichter Schöngeisterei und liederlicher Humanität aufgepäppelten Geschlecht war all' und jedes Gefühl für vaterländische Ehre abhanden gekommen; gedankenlose Marionetten, die lustig nach den Tönen der Aufklärungs-Drehorgel tanzten, indeß am Horizonte schon die Blitze züngelten, welche ihre Drähte schmelzen, die gleißenden Flitter ihnen von den Gliedern sengen sollten. Der Theaterrausch aus „Wallensteins Lager" war schnell verdampft. In einem heillosen, von unseren großen Dichtern gepredigten Weltbürgerthume schwelgend, pries man voll Salbung die Segnungen des Friedens und sah halb mitleidig, halb spöttelnd auf den knirschenden Grimm herab, der die mittleren und unteren Schichten des heimziehenden Heeres schüttelte. Die Scham über jene Tage blieb untilgbar in Marwitz' Gedächtniß haften, selbst die Sühne der Befreiungskriege vermochte nicht sie auszulöschen. Ihm, der eine Trübung des preußischen Ehrenschildes wie eine eigene persönliche Kränkung empfand, erpreßte die Erinnerung daran nach Jahren noch die zürnenden Worte: „Was redet man von dem edlen Enthusiasmus von 1813? 1805 war es Zeit, edlen Enthusiasmus zu zeigen. Damals galt es, noch ehe man selbst etwas verloren, Schmach und Verderben vom Vaterlande abzuwenden. Wie nachher zur gerechten Strafe ein Jeder in seinem Hause geplagt und gepeinigt, und ihm das liebe Geld aus der Tasche genommen war, und wie zum Ueberfluß Gott in seinem ungeheueren Strafgericht die französische Armee in Rußland vernichtet hatte, — da war es keine Kunst, Enthusiasmus zu zeigen."

Nur ein starkes Gottvertrauen und die Überzeugung, daß früher oder später ein Gewitter ohne Gleichen kommen müsse, die faule Luft zu reinigen ließ ihn die erbärmliche Zeit ertragen, mit bluten-

dem Herzen aber schrieb er es nieder: „Der Glaube an meines Vaterlandes Größe und Kraft ist dahingeschwunden, und ich sehe deutlich seinen herannahenden Fall. Solche Anschauungen machen ein durch Unglück schon geläutertes Gemüth noch reifer und führen es dem Ziele näher, wo denn endlich die Wahrheit vor die Seele tritt, daß alle weltlichen Bestrebungen durchaus eitel sind, und der Mensch nur für jenes Leben geschaffen ist. Dennoch soll Keiner sich dadurch abhalten lassen, immer und überall seine Schuldigkeit zu thun, sie möge leicht oder schwer, angenehm oder widerwärtig, Ehre verheißend oder durchaus unfruchtbar sein.“

Diese Schuldigkeit that er, als er die Schwelle von Friedersdorf wieder betrat und das eben erst aufgeblühte Gut durch die Unzulänglichkeit des stellvertretenden Inspektors im Zustande ärgster Verwahrlosung fand; er that sie, als ruchlose Hände Feuer in sein Gehöfte warfen, und mit sämtlichen Wirthschaftsgebäuden ein Kornvorrath von vielen Tausenden verloren ging; er that sie vor allem, als Napoleon die Zeit gekommen glaubte, das vereinsamte Preußen mit einem tückischen Schlage zu zertrümmern.

Nicht kampfesfreudig, wie im vorigen Jahre, sondern gepreßten Herzens, auf das Äußerste gefaßt, nahm er zum dritten Male Dienste; er hoffte nichts, aber er war zur Stelle, den Untergang des Vaterlandes nach Kräften abzuwehren oder zu rächen.

Der Einblick, der dem vertrauten Adjutanten Hohenlohes in die inneren Angelegenheiten des Heeres offenstand, war nicht geeignet, die quälenden Ahnungen zu verscheuchen. Mit schmerzlicher Verwunderung fand Marwitz den Fürsten noch immer von Massenbachs gelehrten Faseleien befangen, die Stimmung der Truppen und jüngeren Führer tief herabgedrückt, Unordnung, veralteten Plunder, bettelhaften Mangel an allen Ecken und Enden, indeß die Generalität sich sorglos im Dünkel Fridericianischer Unbesiegbarkeit wiegte. Trotz der Anwesenheit dreier Feldherrn und zweier General-Quartiermeister fehlte das Unentbehrlichste: Mäntel, Bespannung der Geschütze. Nur ein fliegendes Feldlazareth von geringer Bedeutung folgte Hohenlohes dreiundvierzigtausend Mann starkem Corps. Artillerie wie Fußvolk mußten mit einer einzigen Chargirung aus-

marschiren, denn erst an dem Tage, da Alles zusammenbrach, ging die Reservemunition von Breslau ab — kurz, ein Afterbild der alten Armee schickte sich an, mit einem, in allen Künsten der Neuzeit geübten und von dem größten Kriegesfürsten des Jahrhunderts geführten Nationalheer den entscheidenden Gang zu wagen.

Der 14. Oktober dämmerte empor. Als ein frischer Morgenwind die dunstenden Nebel auseinanderfegte, entrollte sich vor Marwitz' Augen das sonnenerhellte Bild einer verlornen Schlacht. Hätten sich Alle gleich ihm gehalten, der Name Jena stünde im Verzeichniß preußischer Waffenehre nicht an letzter Stelle. Der brave Rittmeister war aller Orten, hier aufhaltend, dort ermunternd oder befehlend. Ältere Offiziere, sogar Regimentskommandeure fügten sich seinen Anordnungen und baten um Rath. Reiterei, Fußvolk, Artillerie führte er auf eigene Faust in die Gefechtslinie zurück; seinen Hut durchlöcherten mehrere Kugeln, sein Pferd sank tödtlich getroffen unter ihm zusammen, er eilte zu Fuß weiter, mit Bitten oder Drohungen auf Hoch und Niedrig einzustürmen — Alles vergebens! Das auf den Lorbeeren Friedrichs eingeschlummerte Preußen sollte furchtbar erwachen.

Im Wirrsal des Rückzuges bewährte sich Marwitz nicht weniger als im Toben des Gefechts. Der Noth des Augenblicks gehorchend, setzte er sich über die Regeln der militärischen Etikette, über alle kleinliche Bedenken hinweg und durchbrach rücksichtslos die enggezogenen Schranken seiner Befugnisse, immer bemüht, der einreißenden Auflösung zu steuern und Massenbachs Tollheiten die Spitze zu biegen. So unverwüstlich aber auch die Spannkraft seines Geistes wie Leibes war, was konnte der Einzelne ausrichten in dem Jammer jener trostlosen Tage? Am 28. Oktober erfüllte sich zu Prenzlau Hohenlohes tragisches Geschick. Die makellose Laufbahn eines Helden schloß mit der Kapitulation, welche den Kern des preußischen Heeres, darunter die königlichen Garden, dem Feinde kriegsgefangen in die Hände lieferte.

Auch Marwitz theilte das allgemeine Loos. Ohne Vorwurf und mit besseren Gründen als die meisten der auf Ehrenwort entlassenen Offiziere hätte er nach Hause gehen und für das Seinige

sorgen dürfen; aber ein solcher Gedanke lag seinem Empfinden fern. Wo sein König stand, und wäre es auf der letzten Erdscholle des Staats, auf einem elenden Brett in den Strudeln des Riemen gewesen, da war für ihn Preußen, sein Vaterland, seine Welt. Wie oft er auch dem unglücklichen Monarchen gezürnt, sein Glaubenssatz lautete von je, kein Mißmuth über das herrschende System könne Unterthanen davon entbinden, sich in Zeiten der Bedrängniß um ihren Fürsten zu schaaren, denn nicht seine Pflichten hätten sie ihm vorzuhalten, sondern den ihrigen Genüge zu thun.

Nach Ueberwindung vielfacher Hindernisse und dem weiten Umwege über Stralsund, Kopenhagen und Danzig gelang es Marwitz, am Abend des 17. Decembers das Hoflager in Königsberg zu erreichen; doch die beiden ersten Monate des neuen Jahres mußten vergehen, die Schlachten von Pultusk, Morungen und Preußisch-Eylau vorüberrauschen, ehe die sehnlich erwartete Auswechselung des Kriegsgefangenen erfolgen konnte.

Kaum aber war er seines Worts entbunden, so eilte er, in Königsberg, Wehlau, Tilsit und Memel Werbeplätze für ein Freicorps aufzuschlagen. Dem Klang seiner Trommel zogen von allen Seiten Versprengte und Ranzionirte zu. Die tüchtigeren Bestandtheile der Armee, welche den Niederlagen von Jena und Auerstädt, den Kapitulationen von Prenzlau und Lübeck entronnen waren; namentlich Offiziere, die sich tapfer durch die Feinde einen Weg gebahnt, strömten unter die Fahne des neuernannten Majors, der in kurzer Frist trotz tausenderlei Hemmungen und Verdrießlichkeiten über ein Kavallerieregiment von fünfhundert Pferden und zwei Jägerkompagnien, jede von hundertundfünfzig Mann, verfügen konnte.

So wackerem Bemühen schien der verdiente Lohn zu winken, als Marwitz Befehl erhielt, zu Blücher in Stralsund zu stoßen und, mit englisch-schwedischen Hilfstruppen vereint, an einer größeren Unternehmung in Napoleons Rücken theilzunehmen. Bevor jedoch Blücher Gelegenheit fand, seine schlaglustigen Haufen gegen den nur fünfzehntausend Mann starken Marschall Brune loszulassen, waren an der Weichsel die entscheidenden Würfel gefallen. Der Niederlage von Friedland folgte der Verrath von Tilsit, und es wurde wahr,

was Marwitz so früh geahnt, so lange befürchtet: Preußen wand sich, verstümmelt und geschändet, unter des Imperators Füßen.

Nach dreizehn Monaten zog der Gutsherr wieder ein in das väterliche Erbe. Noch ragte die schwarze Brandstätte in die Lüfte, die Ackerpferde waren geraubt, das Zugvieh geschlachtet, die Kornkammern standen so leer wie der ehemals wohlgefüllte Keller — eine Wüstenei starrte dem Eintretenden entgegen. Obendrein spreizte sich noch ein Jahr lang der Übermuth französischer Einquartierung in den Räumen des Schlosses, in Hof und Stall. Aber mit glücklichem Humor wußte sich Marwitz in das Unvermeidliche zu schicken, Degen und Pistolen immer zur Hand, äußersten Falles sein gutes Hausrecht, die Ehre des märkischen Edelmannes zu wahren.

Anders verhielt es sich, wenn er den Blick nach Berlin und den größeren Städten des Landes richtete. Zu ihnen schien die blutige Lehre des Jahres 1806 umsonst geredet zu haben.

Mit Schmerz sah er die Pest französischer Frivolität um den Herd des deutschen Hauses schleichen, die Phrase von der Erhabenheit eines freien Weltbürgerthums immer weitere Kreise vergiften, und aus der Mitte der sogenannten „Gebildeten" ein Gezücht erstehen, das allen Schmutz, den ganzen Kehricht der alten Monarchie geschäftig zusammenscharrte, um mit kecker Stirne zu beweisen, wie nur die Raufluft des preußischen Militäradels im Bunde mit englischem Krämergeist Gottes Strafgericht herabbeschworen habe, um Seydlitz' Marmorbilde auf dem Wilhelmsplatze hämisch zuzurufen: „Versinke, muthiger Mann; in den Umgebungen von Jena und Auerstädt rächte jenes Volk den durch dich ihm abgerungenen Triumph bei Roßbach, und Du stehst jetzt nicht gut da. Versinke! Versinke!"

Sie Alle, die sich auf Lessings armselige Lehre: Patriotismus sei nichts als eine heroische Schwachheit, beriefen; die da fragten: was darf uns Preußen gelten, wenn über seinen Trümmern die Kulturnationen Europas zu einer großen Völkerfamilie verschmelzen? — waren ihm wie die Ratten, die dem lecken Schiff entweichen, wie das ungetreue Hausgesinde, das den Herrn in Todesnoth verläßt, weil er nicht mehr zahlen und lohnen kann.

Dieser Groll gegen die „Gebildeten", der sich bei Beurtheilung eines ihrer Hauptrepräsentanten, Johannes Müller, bis zum Hasse steigerte, streifte, wenn auch noch so leise, das gesamte preußische Bürgerthum. Nicht als ob Marwitz demselben aus verrotteten Standesvorurtheilen gram gewesen wäre; aber er konnte es nicht verwinden, daß die Berliner Stadtgemeinde den triumphirenden Franzosenkaiser mit lautem Jubelruf begrüßt, die gefangenen, von dem ungroßmüthigen Sieger durch die Straßen geschleppten Gardeoffiziere dagegen mit Hohn und Schmähungen überschüttet hatte; daß aus einer ehrsamen Schützengilde ein Corps junger Kaufleute hervorgegangen war, welches seinen Stolz darein setzte, in kunstreiterartigen Uniformen Soldat zu spielen und Ordonnanzdienste bei dem Marschall Victor zu thun. Hatte überdies die vaterlandslose Bildung der Neuzeit im Schoße dieses Bürgerthums nicht begeisterte Pflege gefunden? Hatte nicht gerade hier die Aufklärungsepoche den zersetzenden Lehren der Revolution den günstigsten Boden bereitet, die Köpfe so verwüstend, daß die Katastrophe von Jena wie etwas Erfreuliches gefeiert werden durfte?

Unter solchen Umständen, meinte Marwitz, könne von einem wahren Bürgerthum erst dann wieder die Rede sein, wenn es auf dem Wege der Umkehr und weisen Selbstbeschränkung das Verständniß seiner eigentlichen Bestimmung zurückgewonnen habe, wenn es, der seit Jahrzehnten beliebten „Gleichmacherei" zum Trotz, dem Einsehen nicht länger Ohr und Herz verschlösse, daß in der strengen Scheidung der Stände die hauptsächlichste Bedingung zum Wiedergenesen des darniederliegenden Staatslebens beruhe.

Den Vorwurf, die trennenden Schranken bis zur Unkenntlichkeit verwischt zu haben, mußten übrigens Aristokratie wie Bürgerthum in gleichem Maße tragen. Rügte er an diesem, daß es sich in fremde, seiner Natur und Begabung ewig verschlossene Sphären dränge, so schalt er jene, daß sie ihre durch Geschichte und Tradition geheiligte Sonderstellung gegen die Übergriffe der Neuerer nicht eifersüchtiger hütete. Denn so fern ihm krautjunkerliche Anwandlungen lagen, Marwitz hatte doch den höchsten Begriff von der Würde und Bedeutung des Adels. Wie er von den Standes-

genossen eine Treue und Aufopferungsfähigkeit ohne Grenzen für das Vaterland verlangte, so lebte er auch der Überzeugung, daß nur sie als die berufenen Vertreter ächten Heldensinns, politischer Bildung und ritterlicher Sitte, diesen Pflichten in vollem Umfang nachzukommen vermöchten. Solche Tugenden aber heischten in seinen Augen auch besondere Rechte. Da sich der ahnen- und wappenlose Mittelstand niemals aus den Banden kleinlicher Spießbürgerei zu der überlegenen Sicherheit erheben könne, welche die Natur dem Edelgeborenen in der Wiege schon entgegenbringe, so sollten jene Stellen des Staats, die einer gewissen Wucht, einer heitern Zuversicht des persönlichen Auftretens bedurften, ohne Ausnahme den erbgesessenen Geschlechtern gehören. Erschien doch seinem aristokratischen Vorurtheil selbst Goethe, dem er als weimarischem Verpflegungskommissar 1806 in Hohenlohes Hauptquartier begegnete, als „ein großer, schöner Mann, der, stets im gestickten Hofkleide, gepudert, mit einem Haarbeutel und Galanteriedegen, die Würde seines Ranges zwar gut repräsentirte, den natürlich freien Anstand des Vornehmen jedoch vermissen ließ". Der peitschenknallende Doktor in der Werthertracht auf dem Marktplatz zu Weimar hätte ihm sicherlich besser gefallen, wie die besternte, kaum erst geadelte Excellenz an der Tafel eines Fürsten.

War es zu verwundern, wenn sich der also Befangene den Stein'schen Reformplänen gegenüber kühl, selbst abweisend verhielt?

Auch auf ihn verfehlten die gewaltige Persönlichkeit, der hohe sittliche Schwung des Reichsfreiherrn ihren Eindruck nicht. Wie Stein war auch er davon durchdrungen, daß das Volk wieder vaterländischer gemacht, frische, eisenhaltige Säfte in die blutleeren Adern, neuer geistiger Inhalt in die verödeten Seelen gegossen werden müsse; aber er wollte nicht den ganzen Organismus zerstören, um ein völlig fremdes, künstlich geschaffenes Gebilde an dessen Stelle zu setzen. Der Tempel, den die Weisheit der großen Hohenzollernfürsten in jahrhundertelanger Arbeit aufgeführt hatte, sollte, in seinen Grundmauern unangetastet, nur von der Fäulniß der Frivolität und Selbstsucht, von dem Ungeziefer der Glaubenslosen und Pflichtvergessenen gesäubert werden, dann aber zu früherer

Herrlichkeit erstehen. Steins erträumter Staat hatte für Marwitz mit dem Preußen Friedrichs nichts als den Namen gemein, und der Brandenburger erblickte in dem eingewanderten Rheinländer einen „Revolutionär, der den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigenthum, der Industrie gegen den Ackerbau, des krassen Materialismus gegen die von Gott eingeführten Satzungen, des Augenblicks gegen die Vergangenheit und Zukunft" proklamire, obendrein zu einer Zeit, da alle Staatskunst ausschließlich in Ordnung, Einigkeit und Festhalten am Bewährten gipfle. Denn sei es an sich schon gefährlich, bestehende Gesetze durch Machtsprüche aufzuheben, anstatt aus den veralteten auf dem Wege des Rechts sich neue entwickeln zu lassen, und zum Ersatz dafür eine Verfassung zu bieten, die nicht der Natur des Landes und seiner Bewohner, sondern einzelnen Köpfen entsprungen wäre, so müsse ein jäher Umsturz alles Vorhandenen im gegenwärtigen Momente doppelt verhängnißvoll erscheinen, wo ein habgieriger und rachsüchtiger Feind die mit jeder Übergangsperiode verknüpften Wirren nur benutzen würde, seine Forderungen in's Unermeßliche zu steigern.

So wenig sich Marwitz mit den tiefgreifenden Änderungen in der Civilverwaltung befreunden konnte, so theilnahmsvoll sah er Scharnhorst, prunklos, unermüdet, von keinerlei Hemmniß beirrt, die Wehrbarmachung der Nation betreiben und aus chaotisch durcheinandergeworfenen Elementen eine Schöpfung in's Leben rufen, deren jugendfrische Gewalt fünf Jahre später Europa mit Bewunderung erfüllte.

Ganz unvergällt sollte ihm aber auch diese Freude nicht bleiben. Schon der Werth, der plötzlich auf schriftliche wie mündliche Prüfungen gelegt wurde, erweckte seine ernsten Bedenken. Das Wissen, fürchtete er, werde damit über das Können gesetzt, und zu vieles Lernen ertödte den Charakter. Rascher Blick, Entschlossenheit, kalter Muth und Ausdauer kämen nirgend anders als im Kriege zum Vorschein und ließen sich nicht wie Verstandeskräfte durch Examina erproben. In hellen Zorn aber schlug das Maßvolle dieser Ausstellungen um, wenn Marwitz seiner Lieblingswaffe, der Kavallerie, gedachte. Während das Geschützwesen unter dem Schüler

des genialen Bückeburgers eine nie geahnte Vollkommenheit erlangte, das Krümpersystem den Bestand der trefflich' geschulten Infanterieregimenter um das Zwiefache verstärkte, mußte die Reiterei, einst der Stolz der Armee, gleich einem Stiefkind bei Seite stehen und zuschauen, wie alle zärtliche Sorge, aller Fleiß, der letzte Thaler an die begünstigten Geschwister verschwendet wurde. Das tolle Vorurtheil, als könne die Kavallerie der Reitkunst entbehren, fing an, allgemeinere Geltung zu gewinnen. Die souveräne Herrschaft über das Pferd, hieß es, verschaffe dem Reiter nur Gelegenheit zum Ausweichen; frischer Muth, die Zügel auf den Hals, und ein Paar Sporen hinterdrein genügten vollauf, den Feind zu überrennen. Umsonst suchte Marwitz rechtzeitig zu warnen, umsonst erklärte er den der Willkür eines unvernünftigen Thieres preisgegebenen Soldaten für beklagenswerth und außer Stande, seine Waffe mit Vortheil zu gebrauchen — Seydlitz' Vermächtniß war auf Jahrzehnte hinaus über Bord geworfen. Das hat der alte Reiterführer nie vergessen. Noch am Abend seines Lebens nannte er Scharnhorst „den Mörder der preußischen Kavallerie" und König Friedrich Wilhelm dessen Helfershelfer.

Durchaus abweisend verhielt er sich gegen den Tugendbund. An Versuchen, auch ihn dafür zu gewinnen, hatte es nicht gefehlt — allein vergebens! Nicht als ob der feurige Patriot dem politischen Grundgedanken des Vereins die Vollberechtigung abgesprochen hätte, nur die damit verbundene Geheimnißkrämerei widerte ihn in tiefster Seele an. Marwitz glaubt man zu hören, wenn Kleists rachebrütender Cheruskerfürst ingrimmig spottet

> Die Schwätzer, die! Laß' sie zu Hause gehn —
> Die schreiben, Deutschland zu befreien,
> Mit Chiffern, schicken mit Gefahr des Lebens
> Einander Boten, die die Römer hängen.
> Versammeln sich um Zwielicht, essen, trinken,
> Und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen.
> Die Hoffnung: morgen stirbt Augustus!
> Lockt sie, bedeckt mit Schmach und Schande,
> Von einer Woche in die andere.
> Es braucht der That, nicht der Verschwörungen! —

Unterdessen war eine neue Hausfrau in Schloß Friedersdorf eingezogen. Marwitz hatte 1807 in Memel unter den Hofdamen der Königin eine Gräfin Moltke kennen gelernt. In schwerer Zeit, bedrückt von gemeinsamem Weh und durchglüht von gleichem patriotischen Enthusiasmus, waren sich die Beiden rasch näher getreten und hatten zu der Stunde, da sich Marwitz zur Übernahme seines Freicorps rüstete, den Schwur der Treue ausgetauscht. Aber erst jetzt, nach zwei Jahren des Harrens, wo die Wunden des Krieges zu vernarben begannen, wo das Land, vom Druck der Feinde befreit und sich selbst zurückgegeben, unter einer leidbelehrten Regierung den vorigen Wohlstand wiederzugewinnen hoffte, erst jetzt hielt sich Marwitz für berechtigt, die Erwählte unter sein Dach zu führen, auf daß es lebendig werde in der einsamen Halle.

So lustig aber auch das neuentzündete Herdfeuer flackerte, ein scharfer Luftzug von außen her stahl sich doch in das häusliche Behagen.

Stein hatte Napoleons Argwohn weichen müssen, und nach einem kurzlebigen Ministerium „der kleinen Künste und kleinen Mittel" war Hardenberg an den verwaisten Posten getreten, die gestörte Mission des bahnbrechenden Vorgängers wieder aufzunehmen.

Marwitz begrüßte das neue Gestirn mit unverhohlenem Mißtrauen. Hatte er sich vor Steins Charaktergröße in grollender Ehrfurcht geneigt, so empörte sich sein innerstes Gefühl gegen des Staatskanzlers Gebaren. Er bestritt ihm nicht den hellen Blick, die vielseitige Begabung, das einnehmende Wesen, aber er hielt ihn für leichtsinnig, liederlich, für einen Menschen, der die Art und Unerfahrenheit der Jugend in sein graues Alter hinübergetragen habe, dem Ordnung, Strenge gegen seine Untergebenen, hauptsächlich Wahrhaftigkeit der Überzeugung mangle. Konnte er sich auch nicht verhehlen, daß die verzweifelten Zustände verzweifelte Mittel verlangten, er nannte es doch ein frevelhaftes Spiel, Preußens Existenz auf *eine* Karte zu setzen und vom *Gelde* Rettung zu erwarten, wo nur moralische Hebel den verfahrenen Staatswagen ins rechte Gleis zu bringen vermöchten.

Ausgestattet mit einer Macht, ied sich über alle Zweige des Ministeriums wie den erst zu errichtenden Staatsrath erstreckte,

ging Hardenberg an die Arbeit. Er gedachte gründlich aufzuräumen. Das Heimlichthun und Leisetreten, das kein rechtes Vertrauen aufkommen lasse, müsse einer herzhaften Öffentlichkeit Platz machen; keine falsche Milde dürfe walten, wo es sich darum handle, eingefressene Mißbräuche auszurotten. Von Provinzialunterschieden wollte er nichts mehr wissen, dagegen allen Landestheilen und allen Klassen der Bevölkerung gleiche Lasten auferlegen, dem Bauer Eigenthum und Schutz gegen gutsherrliche Willkür sichern, die Grundsteuerbefreiungen, den Zunftzwang, die Bann- und Zwanggerechtigkeiten beseitigen und den Gewerben freiere Bewegung schaffen. Große Anleihen, sowie die Erträgnisse aus den verkauften Domänen und eingezogenen geistlichen Gütern sollten die Mittel liefern, den Verpflichtungen gegen die Staatsgläubiger nachzukommen und das Schuldenwesen der Provinzen und Gemeinden zu regeln. Selbst vor Gewaltschritten schreckte des Staatskanzlers reformatorische Kühnheit nicht zurück: die Noth mußte eben Alles entschuldigen. Domänen, welche die Stände für theures Geld erworben hatten, ließ er an Dritte verkaufen, wie wenn sie noch freies Eigenthum der Krone wären; Wächter der öffentlichen Sicherheit brachen unter einem höheren Regierungsbeamten in die Gewölbe des Landschaftshauses zu Berlin, die Kasse des Landarmeninstituts hinwegzuführen; und ein ständischer Fonds, vor langer Zeit von patriotischen Männern zur Tilgung landesherrlicher Schulden gegründet, wurde plötzlich eingezogen, die darauf fundirten, für den Staat übernommenen Verbindlichkeiten aber bei den Ständen belassen.

Das bedeutete nichts Geringeres als eine allgemeine Umwälzung. Aller Orten rührte sich der Widerspruch, am ungebärdigsten im Kreise der Privilegirten. Marwitz insbesondere ließ sich hören. Er beschuldigte die Art der neuen Besteuerung, All und Jedes über einen Kamm scheeren zu wollen, statt das örtlich und geschichtlich Eigenthümliche mit weiser Schonung zu berücksichtigen; er klagte über den Untergang der alten, wenn auch noch so mangelhaften ständischen Ordnung, ohne daß etwas Anderes an deren Stelle träte, als die Allgewalt eines Ministers, höchstens beschränkt durch einen noch nicht gebildeten Staatsrath und eine erst ver-

heißene Repräsentation des Landes. Sein ganzer Stolz bäumte sich auf bei dem Gedanken, daß er ein Unterthan sein solle wie Hinz oder Kunz, ohne den mindesten Anspruch auf Souveränetät, während er doch ein grundbesitzender Herr mit verfassungsmäßigen Rechten wäre, ein Vasall, der seinem Fürsten Treue, seinem Vaterland den Schutz des Schwertes schulde, übrigens aber auf seinem Grund und Boden zu befehlen habe.

Als Hardenberg eine Versammlung von Notabeln, die aus ständischen Abgeordneten aller Provinzen gebildet war, im Februar 1811 nach Berlin beschied, lag ihm weniger daran, ihren Rath zu hören, als sie über die neuen Institutionen aufzuklären und ihre Bedenken zu beseitigen. Doch bald genug mußte er das Vergebliche dieser Bemühungen erkennen. Von einer Verständigung war keine Rede, vielmehr sah er sich in buntem Gewirr umtobt von knorrigem Trotz, weinerlichen Klagen über verlorene Privilegien, leidenschaftlichen Beschwerden wegen verübten Rechtsbruchs und zuguterletzt genöthigt, nach monatelangen Verhandlungen und endlosen Debatten die Gerufenen wieder auseinandergehen zu lassen.

Aber es wurde noch schlimmer. Aus den engen Wänden des Berathungssaales war nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen; jetzt trugen die heimgeschickten Deputirten ihr Mißvergnügen in die Provinzen und begannen von dort aus den Monarchen mit Vorstellungen über seinen Minister und dessen Neuerungen zu bestürmen.

Wieder war es Marwitz, der den Krieg mit den schneidigsten Waffen führte. Die Stände von Lebus, Storkow und Beeskow hatten ihm und dem aus dem Müller Arnold'schen Proceß bekannten Grafen Finkenstein die Vertretung ihrer bedrohten Sache übertragen. Voll Feuereifers, nicht bittend, sondern heischend nahete Marwitz dem königlichen Thron. Er bezeichnete die ganze Grundlage der neuen Staatseinrichtung als eine Vergewaltigung des Rechts, nur geeignet, des Vaterlandes Verderben zu beschleunigen. Landeskundige Männer müßten Fremdlingen weichen, welche Preußen als Versuchsstation für ihre dem Auslande entnommenen Theorieen betrachteten. Ginge das so weiter, würden die Gewerbefreiheit, die Gleichheit aller Stände, die Mobilisirung des Grundeigenthums zur

wirklichen Thatsache, so stünde zu befürchten, daß „das alte, ehrliche, brandenburgische Preußen zum neumodischen Judenstaat heruntersinke“.

Hardenberg riß die Geduld. Dieses geschlossene Auftreten der Ritterschaft glich ihm allzusehr einem Komplott, die Art und Weise, wie es sich äußerte, einer Verhöhnung der königlichen Majestät. Die Zeit der Quitzows und Rochows war vorüber, Wall, Thurm und Graben schirmten nicht mehr die entlegenen Edelsitze; jetzt bedurfte es nicht der faulen Grete, widerhaarige Junker zu bändigen, jetzt genügte eine Verfügung des Kammergerichts, und hinter Marwitz und Finkenstein schlossen sich die Thore der Festung Spandau.

Bei alledem war dem Staatskanzler unheimlich zu Muthe. Er mochte wohl fühlen, daß sein an sich berechtigter Zorn über das Ziel hinausgeschossen und den höchsten Gerichtshof des Landes zu einem Akt äußerster Willkür gemißbraucht habe. Keine Klage war erhoben, keine Vertheidigung gehört, kein Urtheil gesprochen worden, eine kurze Verfügung hatte ausgereicht, zwei Ehrenmänner der Freiheit zu berauben. Diesen Fehler sobald als möglich vergessen zu machen, wurden die Gefangenen bereits nach einigen Wochen ihrer Haft wieder entlassen.

Statt fröhlichen Kinderlallens, wie er erwartet, empfing den erlösten Marwitz an der Pforte seines Hauses eine tiefgebeugte Mutter, welche Sohn und Tochter innerhalb weniger Tage zur ewigen Ruhe bestattet hatte. Trauer daheim, draußen das allgemeine Elend — fast wollte es ihn wie vor sieben Jahren beschleichen, aber mannhaft kämpfte er die quellende Wehmuth durch gedankenschwere Arbeit am Schreibtisch nieder, in zahlreichen Abhandlungen rückhaltlose Kritik an dem mächtigen Gegner übend. Schmerzhaftere Wunden sind der Hardenbergischen Verwaltung kaum geschlagen worden, als durch diese scharfsinnigen, von einem angeborenen polemischen Talente zeugenden Denkschriften.

Auch die allgemeine Theilnahme trug dazu bei, sein bedrücktes Gemüth zu erheben. Das Ansehen des Mißhandelten von Spandau wuchs von Tag zu Tage, und mit gutem Grunde durfte er sich später noch rühmen, seit seiner Gefangenschaft habe er eine weit verbreitete Achtung genossen und sei von allen Erbärmlichen geflohen

worden, wie einer, in dessen Nähe man sich leicht verbrennen könne.

Einförmig schlich das Leben in Schloß Friedersdorf dahin. Wie auf dem ganzen Lande, so lagerte auch über seinem Dache nach dem Durchmarsch der großen Armee die bleierne Ruhe tiefster Erschöpfung. Nur dann und wann kam Kunde von dem russischen Kriegsschauplatz, von neuen Siegen des Unüberwindlichen — und ein heller Ton in dunkeln Tagen — von dem tapfern Verhalten des York'schen Corps. Das Neujahr 1813 brach an. Ein früher Winter hatte Strom und Feld in eisige Bande geschlagen, des Schneiens wollte kein Ende werden. Plötzlich liefen seltsame Gerüchte von Mund zu Mund, wie die goldene Zarenstadt zu Asche verbrannt, die französische Heeresmacht vernichtet, und der Kaiser selbst in athemloser Hast über die Grenze nach Paris geflogen sei.

Das Unglaubliche wurde wahr. Zu Skeletten herabgemagert, mit erfrorenen Gliedern, ohne Waffen, Geschütz und Pferde, in schmutzige Lumpen gehüllt, ein zuchtloser Bettlerhaufen, betraten die Reste der großen Armee denselben Boden, den sie vor kurzem in prahlerischem Uebermuth verlassen hatten. Das Volk jauchzte auf und harrte ungeduldig des Augenblicks, da man ihm gestatten würde, über die verhaßten Eindringlinge herzufallen und furchtbare Vergeltung zu üben. Auch Marwitz wollte nichts von Mitleid wissen. Ob diese „Schandbuben" nun todtgeschlagen oder in die Kasematten preußischer Festungen geworfen würden, war ihm gleichgiltig, unschädlich aber mußten sie gemacht werden um jeden Preis. Und er hatte Recht. Eine scheinbare Härte wäre hier die höchste Menschlichkeit gewesen. Wie hätte es Napoleon gelingen können, ohne seine Marschälle, Generale und altgedienten Offiziere, die nun mit Extrapost, mit Vorspann, zu Roß und Fuß nach Frankreich strömten, ein neues Heer zu schaffen? Das Blut von Hunderttausenden wäre nicht geflossen.

Mit feuriger Beredtsamkeit drängte Alexander von der Marwitz den älteren Bruder, Hardenberg, dessen Franzosenhaß außer allem Zweifel stünde, aufzusuchen, die Lage der Dinge mit ihm zu besprechen. Ein entgegenkommender Schritt seinerseits müsse nach

der unwürdigen Behandlung, die er erfahren und würdig getragen habe, den Staatskanzler beschämen und den leicht Bestimmbaren ihrem und des Volkes Wunsch geneigter machen. Marwitz theilte diese Hoffnung nicht, aber er that, wie Jener verlangte, weil er nichts unterlassen wollte, was die gute Sache zu fördern verhieße.

Er erzählt: „Ich kann nicht beschreiben, welchen Eindruck mein Eintritt auf Hardenberg machte. Erinnerung dessen, was er sonst und mir so oft versprochen und nicht gehalten hatte, Scham über sein Betragen gegen das Land und mich, und das Bestreben, in diesem hochwichtigen Moment mir nicht abermals nichtswürdig zu erscheinen, brachten in seinem Benehmen eine seltsame Mischung von Verlegenheit und zuvorkommender Höflichkeit hervor. Ich sagte, der gegenwärtige Augenblick müsse jeden Preußen und Deutschen ergreifen; jetzt käme es darauf an, alle den Schaden wieder gut zu machen, den man dem Lande gethan hätte; wenn die Regierung sich jetzt würdig betrage, würde alles Vergangene vergessen werden. Ich käme also, um zu vernehmen, wie er dächte, und zu allem Vaterländischen die Hand zu bieten."

Der geschmeidige Minister wich aus. Daß etwas geschehen müsse, entspräche auch seiner Meinung, schon längst habe er auf einen solchen Zeitpunkt gerechnet und zu diesem Behufe mit Großbritannien und Rußland geheime Verbindungen angeknüpft. Gewaltmaßregeln aber wären überflüssig, denn mit Napoleon sei es vorbei: durch Demonstrationen und Traktate könne man Alles gewinnen.

Indeß der ernüchterte Alexander zu York nach Preußen eilte, kehrte Marwitz nach Friedersdorf zurück, schier verzweifelt, daß kostbare Wochen, wie sie die Gunst des Schicksals nur einmal gewähre, unbenutzt vorübergehen sollten. Da schlug Ende Februar ein erlösendes Wort in seinen brütenden Unmuth. Hardenberg schrieb ihm von Breslau, jetzt sei es Zeit, jetzt möge er kommen. Und der ewig Pflichtgetreue kam. Die Bedenken zu beseitigen, die sich gegen ihn, den bestraften Rebellen, erhoben, demüthigte er sich zum ersten und letzten Male in seinem Leben, indem er schriftlich um Verwendung im Kriege gegen den Erbfeind bat. Sein Gesuch fand williges Gehör, und ihm ward die Genugthuung, daß seine

Brigade, gebildet aus dem kurmärkischen dritten Landwehr-Infanterie-regiment und vier Schwadronen Landwehrkavallerie, die erste im preußischen Staate war, welche diesseits der Weichsel mit vollem Bestand an Mannschaft und Pferden ausmarschiren konnte. Die Truppen scherzten und sangen, ihrem Führer zerbrach fast das Herz. Ließ er doch ein armes Weib am Grabe des dritten Kindes, eines blühenden Knaben, zurück, „gleichsam als wäre er dazu erlesen, Haus, Hof, Familie und alles Eigene hintan zu setzen, um nur an das Vaterland zu denken".

Die primitive Bewaffnung, das unansehnliche Äußere seiner Brigade erregte allenthalben ein verlegenes Lächeln, und es schien keinem Zweifel unterworfen, daß sich die kriegerischen Thaten dieser „Versammlung von Spießbürgern auf Wachestehen und Davonlaufen" beschränken würden. Bald aber brachte Marwitz die unberufenen Kritiker zum Schweigen, denn schon am 7. Juni warfen seine Reiter vor Wittenberg im wüthenden Ansturm ein Eliteregiment polnischer Ulanen, die Geschlagenen bis unter die Kanonen der Festung verfolgend.

Der unmittelbar darauf eintretende Waffenstillstand bot die erwünschte Gelegenheit, den ungeübten Haufen, vorzugsweise den Berittenen, die nothdürftigste Unterweisung zu geben. Marwitz' gesunder Sinn bewährte sich auch hier. Er, der alte Kavallerist aus Seydlitz' Schule, entschlug sich aller Reminiscenzen früherer Reiterherrlichkeit und nahm die Sachen, wie sie eben lagen. Es fiel ihm nicht ein, aus rohen Naturalisten kunstgerechte Rossebändiger erziehen zu wollen. Da es ihm an Zeit gebrach, seinen Bauernknechten das Richtige einzuprägen, so ließ er sie bei ihren alten Gewohnheiten, schon zufrieden, daß sie sich wenigstens im Sattel zu halten verstanden, und, von Jugend auf gewohnt, mit ihrem Gaule zu verkehren, eher an diesen als an sich selber dachten. Statt der Sporen, deren Verwendung ihnen fremd war, gab er den Mannschaften einen Kantschu und befahl, die Pferde nur mit der Trense zu zäumen, von dem Einzelnen nichts weiter verlangend, als daß er flink und dreist werde, seine Waffe zu führen wisse und dahin reiten könne, wohin er wolle und solle. Dabei schmeichelte

sich der Erfahrene nicht mit dem Wahne, als wären diese Neulinge auf ihren kleinen Thieren dem Stoß geschlossener Kavalleriemassen gewachsen: vielmehr lehrte er die Schwadronen, sich weit zu öffnen, beide Flügel vorzunehmen und den Gegner in einen Zirkel einzuschließen. Derjenige Theil des Zirkels, den der Zusammenprall zunächst bedrohte, mußte weichen, der andere aber von den Flanken und vom Rücken her mit Hurrah in die feindlichen Glieder brechen.

Damit war das ganze Exercitium abgethan, alles Übrige blieb dem Eifer der Truppen und dem Haß gegen Bonaparte überlassen.

Die erste Prüfung, der sich die also Gebildeten zu unterziehen hatten, fiel freilich übel aus. Bei einer großen Musterung in der Nähe Berlins glaubten Offiziere wie Mannschaften, ihre Kräfte überbieten zu müssen. Die fieberhafte Anspannung, das scharfe Soldatenauge des Königs, die Gegenwart einer geputzten Zuschauermenge brachten Alles außer Rand und Band. Die Pferde scheuten vor dem ungewohnten Anblick, und unter wildem Jagen und Schreien gingen sämtliche vier Schwadronen durch, in schnaubendem Rennen gerade auf die Stadtmauer los. Lächelnd meinte Friedrich Wilhelm, es sei ein Glück gewesen, daß die Mauer so fest gestanden habe; aber der leise Spott bekümmerte Marwitz nur wenig. Er wußte, daß seine Leute Besseres könnten, und der Verlauf des Krieges sollte es erweisen, denn mit diesen vier Schwadronen hat er gelassen im heftigsten Feuer gehalten, in voller Thätigkeit begriffene Geschütze erobert, ein intaktes Viereck niedergeritten und die feindliche Kavallerie geworfen, so oft sie ihm begegnete.

Sein Unstern führte ihn beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten unter das Kommando des Generals von Putlitz, eines Mannes, der den ganzen Tag mit numismatischen Studien, mit Essen und Tabakrauchen beschäftigt, vor jeder energischen Initiative zurückschreckte, den Platz aber, wo er einmal Fuß gefaßt hatte, mit stierartiger Tapferkeit zu behaupten pflegte. Diese Eigenschaft des Befehlshabers macht es erklärlich, daß seine Division, obwohl bei Eröffnung des Krieges eine der vordersten, zunächst nicht an' den Feind gelangte, sondern dazu dienen mußte, die durch den allgemeinen Vormarsch rückwärts entstehenden Lücken auszufüllen.

Während noch Marwitz, gerechten Verdrusses voll, die Elbe zwischen Tangermünde und Lenzen beobachtete, war ein Corps von mehr als neuntausend Franzosen unter General Girard aus Magdeburg aufgebrochen, Oudinots Anschlag gegen Berlin zu unterstützen. Auf die Nachricht von der Niederlage bei Großbeeren wollte Girard schlennigst den Rückzug antreten, wurde aber vom General Hirschfeld, der auch die Division Putlitz an sich gezogen hatte, in der Nähe des Dorfes Hagelberg ereilt und am 27. August zur Schlacht gezwungen.

Marwitz, dessen Reiterei abkommandirt war, stand heute mit drei kurmärkischen Bataillonen in Reserve, und die gute Laune des Schicksals spielte ihm den Streich, daß der ehemalige Gensd'armesoffizier, der die Kavallerie als den höchsten Ausdruck ächten Soldatenthums betrachtete, der noch vor kurzem die Infanterie nur bedingungsweise, jede Art von Volksbewaffnung aber gar nicht gelten ließ, seinen schönsten Ehrentag dem Fußvolk und zwar ausschließlich der Landwehr verdanken sollte.

Schlecht genug ließ sich der Beginn des Treffens an. Der Regen von Großbeeren war auch hier zum Schaden der Gewehre in Strömen niedergegangen. Als nun die jungen Mannschaften nach hitzigem Anlauf gegen Hagelberg in das Feuer gedeckter Batterien geriethen und sich auf den Gebrauch des Bajonetts angewiesen sahen, bemächtigte sich ihrer Verwirrung, und nach kurzem Widerstande stoben sie vor dem Drängen des Feindes auseinander. Alles wäre verloren gewesen, hätte nicht Marwitz mit seinen drei Reservebataillonen entscheidend eingegriffen An diesen festen Halt schlossen sich die geworfenen Truppentheile an und gingen nach Überwindung des ersten Schreckens aufs neue herzhaft vor. Gleichzeitig sprengten Benkendorfs Kosaken die französische Kavallerie, unter deren Schutze das Fußvolk in's freie Feld herabgestiegen war. Zu spät suchte General Girard den alten Standort wieder zu gewinnen, denn bevor er ihn erreichen konnte, lösten sich die einzelnen preußischen Bataillone ungeduldig los und stürmten die Hagelberger Höhe hinan. Der Feind verlor die Fassung. Tornister und Waffen von sich werfend, flüchtete er dem Dorfe zu

und verstopfte im wüsten Durcheinander binnen weniger Minuten den Eingang zu der engen Gasse. Verzweifelt machte eine größere Abtheilung Front, den Rücken gegen die drei Fuß hohe Lehmmauer lehnend, während eine andere dicht daneben Quarré formirte. Auf diese Abgeschnittenen drangen die Kurmärker mit gefälltem Gewehre ein. Da aber das Bajonett zu langsam arbeitete, so kehrten einige handfeste Lebuser aus Marwitz' Brigade die Musketen um und begannen wie mit Dreschflegeln dreinzuschlagen, durch mächtige Seitenhiebe immer drei bis vier Franzosenköpfe mit einem Streich zermalmend. Das Beispiel wirkte. Alles griff zum Kolben, und es entstand ein Schlachten sonder Beispiel in diesem Kriege. Wie wenn sich der ganze, durch sieben lange Jahre aufgestaute Haß mit einem Male entladen wollte, so prasselte es auf die Häupter der Feinde nieder. Man hörte keinen Schuß, keinen Schrei, kein Kommandowort, nur das Krachen und Knirschen der zerschmetterten Schädel, das Splittern der Gewehrschäfte und das Todesröcheln der Getroffenen — in stummer Wuth wurde das Vernichtungswerk gethan. Und als es vollbracht war, da thürmten sich, zum grausigen Klumpen geschichtet, überrieselt von blutigem Gehirn, die Leichen bis zur Zinne der Dorfmauer auf.

Von neuntausend Mann rettete der verwundete Girard nur siebzehnhundert nach Magdeburg, dreitausend der Seinigen waren gefangen, der Rest lag erschlagen auf Hagelberger Flur; Stägemann aber jubelte seinen Landsleuten zu:

Heil, Havelland, voll Heldensaat!
Heil Barnim und Lebus!
Heil eurer ersten Waffenthat
Mit Donners ehr'nem Gruß!

Mit durstigen Zügen hatte Marwitz die Rache eingesogen. Endlich doch ein ganzer Sieg, endlich einmal volle Vergeltung! Seit dem 27. August war er unauflöslich an den kleinen Heerhaufen gekettet, dem er solche Freude verdankte. Als ihm gegen Weihnachten die Aussicht winkte, unter Blüchers Befehle gerufen zu werden, verzichtete er auf den langgehegten Wunsch, weil er seine Brigade nicht mit sich nehmen durfte. Der Größe des Opfers

war er sich wohl bewußt, denn statt entscheidende Schlachten auf französischer Erde mitzuschlagen und den gewaltigen Kaiser selbst zu bekämpfen, mußte er sich begnügen, vor Magdeburg und Wesel einige glückliche Gefechte zu liefern und dem „geflickten Lumpenkönig" von Westfalen durch Aufhebung von Präfekten und Kassen, durch Wegfangen wichtiger Korrespondenzen Abbruch zu thun. Aber besser, unter einem schwunglosen Vorgesetzten den kleinen Krieg weitertreiben, als von denen scheiden, in deren Mitte er sich wie „ein Vater unter guten Kindern fühlte".

Düstern Blickes zog er nach Abschluß des Pariser Friedens an der Spitze der Berliner Landwehr in die reichgeschmückte Hauptstadt ein. Das vieltausendstimmige Willkommen schlug mißtönend an seine Ohren, machte es doch alte Wunden brennen aus der Zeit, da dieselben Grüße einen Andern umbrausten; das Herz dagegen ging ihm auf, als er den Boden der engeren Heimath betrat und seine Lebuser, die furchtbaren Drescher von Hagelberg, durch die jubelerfüllten Straßen Frankfurts führte.

Am liebsten hätte Marwitz sein Kommando jetzt niedergelegt und den Degen mit der Pflugschar vertauscht, wäre Napoleons Rückkehr von Elba nicht blitzartig in seine Träume von ländlicher Ruhe gefahren. Mit Oberstenrang eilte er nach dem Rhein, unter Blüchers Fahnen frische Ehren zu erfechten. So gelang es ihm unter anderm, an der Spitze einer neuformirten Kavalleriebrigade in der Schlacht von Ligny den rechten preußischen Flügel gegen die von Quatre-Bras heranmarschirende Division Durutte zu decken, am 19. Juni bei Wavre mit dem achten Ulanenregiment den exponirtesten Posten bis in die sinkende Nacht hinein zu halten und Tags darauf der Nachhut Grouchys ein Gefecht zu liefern, das mit völliger Vernichtung derselben geendet hätte, wären nicht alle Bitten um Unterstützung bei dem eitlen Thielmann auf Mangel an Verständniß und gutem Willen gestoßen.

Wieder war es Friede geworden, und abermals schwankte Marwitz, ob er, trotz vielfacher Zurücksetzungen, im Dienst verbleiben oder nach Hause gehen solle, die ganze Kraft seinem völlig zerrütteten Anwesen zu widmen. Das Geld, „das schlechteste aller

Mittel", wie er sich selber äußert, gab den Ausschlag, denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen hielt sich der gewissenhafte Hausverwalter nicht für berechtigt, seinem ansehnlichen Gehalt ohne zwingende Noth zu entsagen. Er blieb und brauchte es um so weniger zu bereuen, als seine bald darauf erfolgende Ernennung zum Generalmajor jene Einkünfte wesentlich vermehrte, und die Lage Frankfurts, seines neuen Standquartiers, den bequemsten Verkehr mit Friedersdorf gestattete.

Inmitten seiner Amtsgeschäfte und der Sorgen um sein Gut behielt er ein offenes Auge für die politischen Vorgänge innerhalb und außerhalb Preußens. Wie ehemals, so war der Streitbare auch jetzt zu jeder Stunde bereit, die konservative Sache zu vertreten und mit Wort oder Schrift die alten Widersacher zu bekämpfen.

Es war nicht Lust am Gezänk, was ihn wieder und immer wieder zur Feder greifen ließ, es war der Zwang tiefinnerlichster Überzeugung. Auch nicht im Dienste finstrer Reaktion brauchte er das altbewährte Rüstzeug. Eine weite Kluft trennte ihn von denen, die alles Neue, weil es eben neu ist, blindlings verwerfen, die sich selbst dem berechtigten Fortschritt entgegenstemmen, weil er sie aus behaglicher Ruhe schreckt und Opfer da verlangt, wo sie bisher gewohnt waren, mühelos zu ernten. Marwitz kannte keine Selbstsucht. Er gehörte nicht zu denen, die nach dem Ausspruch des Siegers von Aspern der lieben Bequemlichkeit halber es vorziehen, Alles ausschließlich einer höheren Fügung zuzuschreiben und zu überlassen, um ungestört im Schlummer fortzuwandeln, statt die Vergangenheit zu prüfen, um zu erkennen, wodurch sie sich Unfälle zugezogen haben, und dieselben zu vermeiden, indem sie die Gegenwart würdigen und für die Zukunft vorbereiten. Des eigenen Vortheils hat er nie geachtet, wenn es sich um das Gedeihen des Ganzen handelte; er erhob nur seine schallende Stimme gegen die modernen Volksbeglücker, von denen zu fürchten stand, daß sie mit dem Unkraut auch den Weizen ausroden würden, den preußischen Acker mit den Früchten *ihrer* Erfindung zu bepflanzen.

Und schien nicht gerade jetzt Hardenbergs Aussaat vom Jahre

1811 in bedrohlicher Weise aufzugehen? Die große Krisis der Befreiungskriege hatte dem Vaterlande keine Genesung gebracht. Eine nervöse Unruhe zitterte noch durch alle Schichten des Volks, namentlich machte sich in ungeduldigem Drängen von unten nach oben die Emancipation der niederen Stände bemerklich. Da war kein Handwerker, der nicht darnach trachtete, seinen Sohn im Staatsdienste prunken zu sehen; kein Bauer ging seinem harten Tagewerke nach, ohne den heranwachsenden Kindern das bequemere Dasein des Gewerbetreibenden zu wünschen. In den Städten wimmelte es von brotlosen, nach leichtem Verdienst suchenden Müßiggängern, während das Land unter dem Mangel an tüchtigen Arbeitskräften seufzte, und allenthalben ein willkürliches, durch keine Gesetze mehr geregeltes An- und Abziehen das ehrwürdige Verhältniß zwischen Meister und Gesellen, zwischen Hausherrn und Gesinde zu zerstören drohte.

Und gleichwohl! Mochten sie ihre Experimente doch weitertreiben, wenn nur Eines, wenn das Heerwesen unangetastet blieb. Aber auch in dieses zarte Getriebe, erfunden und erfüllt von preußischem Geist, suchten die Heimathlosen mit plumpen Händen einzugreifen. Der Herr und Meister gab das Zeichen, seine Getreuen stimmten das Wehegeschrei an, und mit vollen Lungen fielen die Liberalen ein, die sich gebärdeten, als hätten sie die Befreiungskriege ganz allein geschlagen. Die Armee war zu groß und kostspielig, sie verschlang die Hälfte der Staatseinnahmen, unter allen Umständen mußte sie auf ein bescheideneres Maß herabgesetzt werden. Daß es unmöglich sei, die Volksmasse in einem kleinen Heere militärisch durchzubilden, daß Preußen elend zu Grunde gehen würde, wenn seine alte Kriegstüchtigkeit die übermächtigen, übelgesinnten Nachbarn nicht mehr in heilsamer Furcht erhielte, wollten die Fortschrittler von damals so wenig wie die heutigen begreifen.

Je mehr sie gefährdet war, mit um so heißerer Inbrunst umfaßte Marwitz die Schöpfung Scharnhorsts und Boyens, ja er hoffte, gerade sie werde wieder gutmachen, was die Civilverwaltung gesündigt habe, wenn ihr nur der Geist wahrer Freiheit erhalten bliebe, der sie in den letzten Kriegsjahren umleuchtet. Seine pro-

9*

phetischen Worte: „Es ist möglich, daß die Wiedergeburt der Nation durch Armee und Landwehr vollendet wird, wie sie durch selbige begonnen worden ist," — sind vierzig Jahre später auf den böhmischen Schlachtfeldern in Erfüllung gegangen.

Es war im Jahre 1827. Marwitz hatte sich eben nach Berlin begeben, bei Eröffnung des zweiten brandenburgischen Landtags den erkrankten Landmarschall zu vertreten, als er vom Kriegsminister erfuhr, daß ihm die Führung einer Division in Breslau überwiesen sei. Einmal habe man seiner Bitte nachgegeben, ihm die alte Stellung zu Frankfurt belassen, ein zweites Mal ginge das nicht an; er möge sich also fügen und das ehrenvolle Amt übernehmen. Marwitz, dem ohnedies allerlei Kränkungen jedes Streben nach einem höheren Kommando verleidet hatten, lehnte jedoch dankend ab und bat um seinen Abschied. Die Gründe, die von jeher für ihn maßgebend gewesen waren, in der Nähe seines Gutes zu bleiben, bestanden noch in ganzer Kraft; durch Annahme dieser Berufung aber hätte er fünfunddreißig Meilen zwischen sich und Friedersdorf gelegt und sein hilfsbedürftiges Besitzthum aus den Augen verloren.

Als Generallieutenant und Mitglied des Staatsraths schied er aus der Armee. Doch bevor er vom Schauplatz seines Wirkens verschwand, wollte der König den Mann nochmals sehen, der gegen ihn und seine Regierung so oft, zwar mit loyalen Waffen, aber mit unbändigem Freimuth auf dem Plan erschienen war. Marwitz wurde nach Potsdam geladen. Der Monarch, eben von seinem Beinbruch genesen, schritt dem Eintretenden bis in die Mitte des Audienzsaales entgegen, reichte ihm die Hand und sagte laut vor zahlreichen Zeugen: „Mir sehr leid gethan, einen so ausgezeichneten General zu verlieren." Als Marwitz in tiefer Bewegung andeutete, wie seine Opposition gegen einzelne Maßnahmen der Krone nur der wahrhaftigsten Ueberzeugung entsprungen sei, ohne seine Treue gegen König und Vaterland irgendwie zu schädigen, erwiderte Friedrich Wilhelm mit herzlicher Betonung: „Mir sehr wohl bekannt; immer nach Grundsätzen gehandelt und unter allen Verhältnissen gut gedient haben."

So trennten sich Fürst und Edelmann, der eine das schroffe

Widerspiel des andern, und beide doch dieselben an schlanker Geradheit der Gesinnung. — —

Wer nach Jahren in die Gegend von Friedersdorf kam, der betrat in Wahrheit ein befriedetes Stückchen brandenburgischer Erde. Um die Giebel des Herrenhauses ragten die rothen Dächer neuerstandener Wirthschaftsgebäude, und in fröhlichem Prangen lachte das weite Land. Auf die Frage, wer wohl der stattliche Militär im Civilkleide wäre, der sein Pferd so kunstgerecht durch Flur und Feld zu tummeln wisse und im scharfen Kommandoton, hier tadelnd, dort lobend, Befehl und Unterweisung ertheile, schauten die Leute einander staunend an und schüttelten die Köpfe, daß ein Mensch in der weiten Gotteswelt den Generallieutenant von der Marwitz nicht kenne, den mächtigsten Mann nächst dem Könige von Preußen. Denn mit einem Schimmer fürstlicher Art war ihnen das Walten des ergrauenden Gebieters umwoben. Es wollte sie an den alten Fritz gemahnen, der auch ein kurzangebundener, keinen Widerspruch vertragender Herr gewesen sei, der aber die großen blauen Augen in allen Ecken und Winkeln des weiten Königreichs gehabt und von Früh bis in die Nacht auf das Wohlergehen seiner Unterthanen gesonnen habe.

Das Gleichniß traf nur zur Hälfte zu, denn in Marwitz' Staate durfte nicht Jeder nach seiner Façon selig werden.

Durch und durch Protestant, verstand der Patronatsherr in Glaubenssachen keinen Spaß, sondern drang in der Gemeinde auf evangelische Frömmigkeit, auf regelmäßigen Kirchenbesuch und die Heiligung der Sonn- und Feiertage. Mit unbeugsamer Strenge forderte er von seinen Einsassen geordnetes Haushalten, ein Leben in Sitte und Zucht. Kein liederlicher Wirth, kein Trunkenbold oder ungetreuer Dienstbote wurde im Dorfe geduldet; dafür sollte aber auch der Geringste den Schutz seines starken Armes genießen, unverschuldete Noth nicht vergebens an seine Thüre pochen, namentlich Kranke, Witwen und Waisen allezeit ein theilnehmendes Herz und werkthätige Hände finden.

Der geistigen Stumpfheit, dem gedankenlosen Dahinleben seiner Bauern und Tagelöhner zu begegnen, rief er den Beistand der

Schule an, für deren Bedarf er auf das reichlichste sorgte. Doch nach mehrfachen resultatlosen Versuchen ließ er die dickköpfigen Alten fahren, ihren flachshaarigen Nachwuchs desto straffer in die Zügel zu nehmen; und es währte nicht lange, so erstarb der durchtriebenste Taugenichts, den Vater wie Lehrer nicht meistern konnten, in heiliger Scheu vor der alten Excellenz, wenn sie Sonnabends den Unterricht besuchte, die wissenschaftlichen Ergebnisse der abgelaufenen Woche einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. So sicher dann dem Fleißigen und Wohlgesitteten ein ermunterndes Wort, selbst eine Belohnung winkte, so rathsam war es für die Schulschwänzer und Säumigen, dem Bambusrohr des Examinators möglichst fern zu bleiben.

Segen ringsum verbreitend, herrschte Marwitz noch ein Jahrzehnt als kleiner König innerhalb seiner Marken, an wirthschaftlicher Tugend, an Gottesfurcht und lauterem Wandel ein leuchtendes Vorbild der Gemeinde, zuletzt der ehrfurchtgebietende Patriarch des Landes Lebus.

Aus dem historischen Marwitz mit der großen Seele und den kleinen Schrullen hat Wilibald Alexis in dichterischer Freiheit eine Figur geschaffen, die zu den ursprünglichsten Gebilden unserer erzählenden Litteratur gehört. Er zeigt uns seinen „Isegrimm" in den Tagen der Schmach wie der Erhebung und führt ihn voll köstlichen Humors durch die Stürme der Revolution in die dumpfe Schwüle des Ministeriums Manteuffel hinüber, um schließlich den Neunzigjährigen im Geruche eines Demokraten sterben zu lassen.

Das Schicksal war minder grausam als der liebenswürdige Poet. Es schloß dem patriotischen Manne die Augen vor der Zerfahrenheit der vierziger Jahre, es ersparte ihm den Schmerz, das Wort, Preußen müsse in Deutschland aufgehen, aus Hohenzollernmunde zu vernehmen.

Am 6. December 1837 tönte die Sterbeglocke vom Thurm der Friedersdorfer Kirche — der müde Kämpe hatte ausgerungen.

In seinem letzten Willen stand geschrieben: „Am nächsten Sonntag wird meine Gedächtnißpredigt gehalten über die Worte Christi: ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich

glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.' — In dieser Predigt soll sich der Geistliche an den Text halten und mich nicht loben wegen dessen, so ich auf Erden gethan, sondern nur zeigen, wie das irdische Leben nur eine Vorbereitung ist zu dem ewigen, und der Tod der Eintritt in dies Leben durch den Glauben. Er kann aber sagen, daß ich gestrebt habe mein Leben lang, die mir auferlegten Pflichten und Arbeiten treulich zu erfüllen, dabei mein eigenes irdisches Wohl für nichts achtend — er kann es sagen, weil es wahr ist."

Weil es wahr ist! — Ein stolzes Wort, doch Marwitz durfte es sprechen. Er war ein Mensch und als solcher mancherlei Irrthümern unterworfen. Blieb aber auch sein Gesichtskreis kleingemessen, der Strahl seiner Augen gebrochen, sobald sie in die Ferne schauten, wie voll und gesund erwies er sich in allen Dingen, die seine Kraft bemaß: in Haus und Hof, an der Spitze seiner Schwadronen im Frieden wie im Krieg. Nichts Halbes war an ihm. Wo er liebte oder haßte, da liebte und haßte er von ganzem Herzen, nicht fragend, ob es ihm nütze oder schade. Der Heuchelei und Lüge ein geschworener Feind, sonder Menschenfurcht, schonte er Keinen, den er auf unrechtem Wege glaubte, selbst das gesalbte Haupt des Königs nicht, denn über aller weltlichen Majestät und Herrlichkeit stand ihm ein Höheres — das Vaterland. Dem war der steifnackige Junker ein Leibeigener und Höriger, einen demüthigeren, selbstloseren hat es nie gegeben; und wenn er ihm zu Zeiten auch grollen und es schelten mußte, seinem Besten opferte er doch sein Herzblut, sein Alles; in seinem Dienste, nach des großen Friedrichs Lehre, als Christ und Hausvater, als Edelmann und Soldat —

toujours en vedette!

Ein Letzter vom Regiment Gensd'armes.

Die Frühlingsübungen des Jahres 1800 waren in vollem Gange. Potsdam glich einem Feldlager, denn auch diesmal hatte es sich der junge König nicht nehmen lassen, die Schulung seiner Garden persönlich zu überwachen.

Da tauchte eines Tages inmitten des kriegerischen Treibens eine abenteuerliche Erscheinung auf.

In dem kurzen Schnurrock eines Halle'schen Renommisten, den klirrenden Schläger um die Hüften gegürtet, an den Stulpstiefeln pfundschwere Sporen und hoch oben auf den langen, unfrisirt flatternden Haaren einen federbuschgeschmückten Stürmer, sprengte eine riesenhafte Gestalt das Manöverfeld entlang. Jedermann stutzte und schüttelte den Kopf. Aber so barock, zum Spott herausfordernd der fremde Geselle auch erschien, ein Meister der Reitkunst ließ sich nicht in ihm verkennen; und da er von nun an Tag für Tag das königliche Gefolge in verwegenen Sprüngen umkreiste, so wurde sogar Friedrich Wilhelms Neugier rege.

Auf Befragen erfuhr man, daß es ein Herr von Nostitz aus Sachsen sei.

Der König dachte nach und lächelte. Hatte ihm nicht kürzlich der Hausknecht eines kleinen Potsdamer Gasthofs beim Herabsteigen der Schloßtreppe ein Schreiben eingehändigt, worin sich ein Student gleiches Namens um ein Offizierspatent im Regimente Gardes du Corps bewarb? Der seltsame Reiter mußte der seltsame Bittsteller sein.

War es nun der Wunsch, des lästigen Begleiters überhoben zu sein, war es Mitleiden mit solch unverdrossener Beharrlichkeit — eines Morgens brachte Oberst von Köckeritz dem freudig Überraschten, der eben wieder seinen lendenlahmen Miethklepper die wagehalsigsten Kunststücke verrichten ließ, den königlichen Bescheid, sich unverweilt nach Berlin aufzumachen und als überzähliger Kornet bei dem Regimente Gensd'armes zu melden.

Hinter sich einen Diener, gleich phantastisch gekleidet, nur noch elender beritten wie er selbst, sechs Friedrichsd'or in der Tasche und mit einem Felleisen ausgerüstet, das nicht mehr als die leichtbewegliche Habe eines gemeinen Husaren barg, trabte Karl von Nostitz zwei Stunden später der Landeshauptstadt zu. Den größeren Hotels ging er in weiser Würdigung seiner Reisekasse vorüber, aber auch geringere Gasthöfe verschlossen dem neuen Don Quixote mißtrauisch die Thür, bis ihm endlich ein Hinterstübchen der Herberge zum „Hirsch“ unter den Linden ein vorläufiges Unterkommen bot.

Trotz des Ärmlichen seiner Umgebung war das Herz des Neunzehnjährigen von frohen Hoffnungen geschwellt. Schien ihm doch nach einem unstäten Wandern, einem zweck- und ziellosen Leben in den Tag hinein der bergende Hafen zu winken: eine ehrenvolle Stellung in einem der erlesensten Kavallerieregimenter des Fridericianischen Heeres. Vergessen waren für den Augenblick alle herben Eindrücke seiner Kindheit, die geheimen Schmerzen über die gegenseitige Entfremdung der Eltern, die niegestillte Sehnsucht nach dem Glück eines heimathlichen Herdes.

Als einziger Sohn des Oberforst- und Wildmeisters von Nostitz und Jänkendorf, der, fern von der Gattin, in Merseburg ein vereinsamtes Junggesellendasein führte, hatte er, heute in die Dürftigkeit einer Landpfarre gebannt, morgen zwischen Mutter und Hofmeister im Reisewagen geschüttelt, den Segen der Familie, die Wohlthaten einer geregelten Erziehung nie erfahren. Erst auf dem Pädagogium zu Halle waren ihm im engen Zusammensein mit gleichaltrigen Genossen die Freuden geselliger Kameradschaft, die mannigfachen Reize des Schullebens aufgegangen, ohne ihm doch innere Befrie-

digung, die rechte Klarheit über sein Wollen und Sollen zu gewähren.

Schon war in lärmendem Müßiggang, in endlosen Raufereien und ungebärdigem Auflehnen gegen jede konventionelle Form das erste Universitätsjahr abgelaufen, als sich endlich in dem mächtig Herangewachsenen die Lust nach einem bestimmten Berufe regte. Der Ruhm und Glanz des preußischen Kriegswesens, der schon mehrere der Schulfreunde angelockt, hatte sich auch seiner Phantasie bemeistert. Nach kurzem Schwanken war Nostitz zu Pferd gestiegen und nach Potsdam geritten, einem nahen Verwandten es überlassend, den Vater mit dem gefaßten Entschlusse auszusöhnen.

Den ersten Schritt in der neuen Laufbahn schildert das leider nur kurze Bruchstück seiner Selbstbiographie mit dramatischer Lebendigkeit.

„Kaum also untergekommen, eilte ich zum General Elsner, dem Chef der Gensd'armes.

„„Ja, wer ist Er?““ schnarrte der mir zerstreut entgegen, denn von einem Imbiß aufstehend, war er voll süßen Weines, und die schwankenden Töne meiner gepreßten Stimme drangen schwer zu seinen Ohren.

›Ich heiße Nostitz, bin aus Sachsen und von Sr. Majestät zum Regiment geschickt.«

„„Ah! das freut mich — Se. Majestät vergessen doch das Regiment nicht — Er soll zur Leibkompagnie, das giebt einen Flügelmann — wie viel mißt Er? — He, meine Herren (so rief er zur innern Thür hinein), ein Rekrut, ein Ausländer, von Sr. Majestät dem Könige, ein ganz adretter Bursche — — ist er nicht größer als der Flügelmann? — — Johann, führt mir den jungen Menschen zum Rittmeister Schwerin — ein Glas Wein — nun, da trinke Er einmal.““

Jetzt unterbrach er den Strom seiner Rede durch den des rothen Weines, den er in ein großes Glas mir zum Willkomm goß. Ich stand begafft von mir fremden Gesichtern, die mich alle mit lüsternem Blicke maßen, weil sie, lauter Kompagnie-Chefs, gern eine so klafterlange Acquisition für den Feuerstand ihrer Kompagnie

gemacht hätten. Ich merkte endlich den Irrthum des Generals, und als er mir lächelnd das volle Glas reichte, sagte ich ihm: Se. Majestät haben mich zum Offizier bestimmt, und ich komme her, um mich deshalb bei Ew. Excellenz zu melden.«

„„Als Offizier —? Ah, das habe ich nicht gedacht — ist auch noch nichts darüber gekommen. — Sind Sie von Familie? Hat Ihr Vater Güter? Haben Sie guten Ruf?““

Dabei maß er den burschikosen Anzug, die langen Haare und mein ganzes Wesen, das ihm ein gewaltiges Nein auf alle Fragen zuzurufen schien.

›Ich bin ein sächsischer Edelmann — mein Vater hatte Güter in der Oberlausitz.‹

„„Hat sie aber verwirthschaftet — fiel er mir in die Rede — darum sind sie verkauft.““

»Nein, nicht deswegen, sondern weil mein Vater eine Anstellung weit davon erhalten, die ihm nicht erlaubte, oft Reisen nach seinen Gütern zu machen. Wegen meines Rufes kann ich Ew. Excellenz Zeugnisse der Halleschen Universität bringen.«

„„Die gelten nicht bei uns. — Nun, es soll mir lieb sein (was ihm lieb sein sollte, sagte er nicht) — — Wenn der Befehl des Königs kommt, so fragen Sie nur wieder nach.““

Mit diesen Worten schlossen sich Mund und Thür des Generals, und ich stand im Vorhause, jetzt viel beklommener wie beim Eintritt.“ —

Ohne Freund und Fürsprecher fühlte sich Nostitz in der großen Stadt so verlassen wie möglich — Tage qualvollen Harrens und bittern Unmuths schlichen an ihm vorüber. Schon war seine Reisekasse erschöpft, das kleine Darlehn eines früheren Universitätsgenossen bis auf wenige Groschen verbraucht, als endlich General Elsner die Nachricht sandte, der von Nostitz sei wirklich vom König als fünfter überkompletter Offizier dem Regiment Gensd'armes zugewiesen. Nun möge er nach Hause reisen, guten Zuschuß und brav Geld vom Vater zur Equipirung holen.

Das war leichter gesagt als gethan. Kostete es schon einen Aufwand von Beredtsamkeit, die Verzeihung des Vaters zu erwirken,

so bot die heikle Geldfrage kaum lösbare Schwierigkeiten, und erst nach langen Verhandlungen, Vorstellungen und beweglichen Bitten ließ sich der störrische Alte zu einem Jahreszuschuß von zwölfhundert Thalern bestimmen.

Mit der vorausgezahlten Hälfte der Summe eilte Nostitz nach Berlin zurück, sich einen kleinen Krösus dünkend. Aber schon in Halle riß die Tilgung akademischer Schulden eine schmerzliche Lücke in seinen Beutel, während einige Tage später ein glänzendes Diner zu Ehren des ersten Wachtdienstes den geretteten Rest verschlang. Ärmer als er ausgezogen, stand er wieder auf dem Pflaster der genußsüchtigen Residenz. Hilfe war freilich zur Hand, aber welch eine Hilfe! Spekulanten und Wucherer, der ganze Troß dunkler Ehrenmänner, der in lichtscheuem Fluge die militärische Jugend umschwärmt, heftete sich an die Fersen des Unerfahrenen und stürzte ihn auf Jahre hinaus in einen Strudel heillosester Verwirrung.

Einstweilen bekümmerte ihn das wenig; für jetzt überwog die Freude, der ersten Armee Europas anzugehören.

Friedrichs Worte, die Welt ruhe nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als die preußische Monarchie auf diesem waffenstarrenden Gefüge, hatten trotz der Rheinkampagne und der polnischen Erfahrungen ihre volle Geltung behalten. Der ganze Schimmer des siebenjährigen Krieges lag noch über dem Heere ausgebreitet, ein starker Glaube an sich selbst durchwärmte es in allen seinen Theilen; nur daß in der Öde der Friedensgarnisonen der berechtigte Stolz in's Ungemessene gestiegen war, unter den jüngeren Offizieren einen Kastengeist fördernd, der die von altersher bestehende Kluft zwischen Militär und Bürgerthum noch erweiterte.

Die Gensd'armes, dieses wunderliche Gemisch von Bravheit und Dünkel, von Frohsinn und Frivolität, von ritterlicher Sitte und herausforderndem Wesen, gereichten zu besonderem Ärgerniß. Hatten sie auch längst den Gardes du Corps den Vortritt unter den königlichen Haustruppen überlassen müssen, so galten sie doch nach wie vor für die berufenen Repräsentanten altbrandenburgischer Reiterherrlichkeit, immer darauf bedacht, an aristokratischer Haltung

und tollkühner Verwegenheit allen anderen Waffengattungen voran-zuleuchten.

Ihr Beispiel war maßgebend, und da gerade sie sich in kleinen Neckereien des Philisterthums gefielen, so wuchs der Unmuth gegen sie allmählich zum bittern Groll, der zwar, lange unterdrückt, erst nach den Katastrophen von Auerstädt und Prenzlau, dann aber zu um so lauterem Ausdruck gelangte. Nur sie, so hieß es später, hätten Napoleons unversöhnlichen Haß wider den preußischen Staat verschuldet, obwohl Nostitz, der jeden losen Streich dieser „bande joyeuse“ gewissenhaft verzeichnet, von dem nächtlichen Säbelschleifen auf Laforests Thürschwelle nichts erwähnt, und eine unbestochene Zeugin, Sophie von Schwerin, ausdrücklich betont, wie sie nicht zu denen gehöre, welche eine unerläßliche Nothwendigkeit darin fänden, daß Gott Preußen verderben mußte, weil einige junge Offiziere unter des französischen Gesandten Fenstern die Degen gewetzt haben sollten. Aber der eigenen Gebrechen wie der Fäulniß aller gesellschaftlichen Verhältnisse uneingedenk, brandmarkte der erboste Mittelstand die Gensd'armes als den Inbegriff tiefster Verderbtheit, zügellosesten Prätorianerthums. Jede ihrer Lustbarkeiten war eine Schwelgerei, ihre Freigebigkeit schnöde Vergeudung, die Ausschreitungen jugendlichen Übermuths eine Auflehnung wider das gemeine Wohl; und so nachhaltig wurden diese Schmähungen in der Welt verbreitet, daß heute nur noch ein Zerrbild des tapfern Regiments im Gedächtniß unseres Volkes lebt.

Die warme Hingabe, welche Nostitz dem neuen Berufe entgegenbrachte, sollte nicht ohne frostige Abkühlung bleiben. Ein unerwarteter Feind war ihm in der vorgefaßten Meinung der Kameraden erstanden. Sein kaum von der großstädtischen Kultur gestreiftes Gebaren, noch mehr die Fabeln über seine Hallesche Studentenzeit hatten ihm den Ruf eines Raufbolds eingetragen, dem man sorglich aus dem Wege gehen müsse. Betroffen sah er, wie sich andere, die zugleich mit ihm in das Regiment getreten waren, der herzlichsten Aufnahme erfreuten, wo ihm nur kühle Höflichkeit begegnete.

Jung und unbesonnen, wie er war, voll brennender Begierde

nach einer Stellung im Kreise der Gefährten, wußte er sich keinen besseren Rath, als durch äußeren Glanz das kränkende Vorurtheil zu bekämpfen und die Mißtrauischen zu näherem Verkehre einzuladen. Rücksichtslos häufte er also neue Schulden zu den alten und that es bald an schönen Pferden, ausgesuchter Equipage und betreßten Livreen den Begütertsten gleich. Seine Rechnung trog ihn nicht. Binnen kurzem war kein fröhliches Gelage, kein lustiger Schwank oder keckes Reiterstück ohne den „langen Nostitz" zu denken.

Für gewählteren Umgang noch nicht gereift, stürzte er sich kopfüber in die Wogen schäumenden Soldatenlebens, liebelte nach Herzenslust, spielte Juden wie Christen manchen Schabernack, gefährdete Tages über durch tolles Rennen und Jagen sein Genick und verplauderte die Nächte auf der Wache oder im Kasino bei Karten und feurigem Getränk.

Trotz alledem fehlte es nicht an Stunden ernsthafteren Thuns, denn einer Berührung mit dem geistigen Leben der Hauptstadt war auf die Dauer nicht auszuweichen. Im Prinzen Louis Ferdinand besaß Berlin einen Helden, einen Menschenfreund und Künstler, dem jede begeisterungsfähige Natur sich anschließen mußte, sicher, daß der Führer, wenn auch irren, doch niemals aus Eigensucht oder Eitelkeit unrechte Bahnen einschlagen könnte. Noch war Friedrich Gentz ein beherzter Freiheitskämpfer, Johannes Müller noch rein vom Anhauch schmachvoller Bethörung, wenn auch Schlossers herbes Wort, daß Gelehrsamkeit und Charakter unvereinbar wären, von jeher bei ihm zutraf. Scharnhorst wirkte in frischer Schaffenslust; Hardenberg, Stein, Wilhelm von Humboldt, Schön und Andere waren bereits aufgetreten, oder im Begriff, die Bühne öffentlicher Thätigkeit zu beschreiten. Und hinter dieser militärisch-politischen Welt stand eine andere, nicht minder bedeutende, die gesellig-litterarische, die in dem Drang nach Ausbreitung nicht leicht eine neuauftauchende Erscheinung unbegrüßt vorübergehen ließ.

Unter den zahlreichen Bekanntschaften, wie sie Lust und Laune brachten, waren es vorzugsweise Gentz und der aus dem Rahel'schen Kreise bekannte Major Gualtieri, die sich von der Ursprünglichkeit

des jungen Kriegers angezogen fühlten. Wenn es Nostitz hauptsächlich ihren Einwirkungen zu danken hatte, daß sein für das Schöne empfänglicher Sinn nicht frühzeitig in dem Taumel betäubender Zerstreuungen sich verflüchtigte, so bildete ihn der tägliche Verkehr mit einer sicher in sich selber ruhenden Persönlichkeit zum Mann von Welt und Charakter heran.

Premierlieutenant Hans von Alvensleben hatte die Zuneigung des jüngeren Kameraden im Fluge gewonnen und ließ es sich zu eignem Frommen angelegen sein, den ungeleckten Bären für Dienst und Leben zu erziehen. Denn während er dem Schüler in gesellschaftlichem Takt, anstelliger Gewandtheit und strenger Pflichterfüllung ein überzeugendes, zur Nacheiferung spornendes Beispiel bot, suchte er sich dessen wissenschaftliche Kenntnisse nutzbar zu machen, die Lücken einer dürftigen Dorferziehung auszugleichen. Dieser wechselseitige Austausch geistiger und sittlicher Güter, dieses selbstlose Einandererergänzen schlang ein Band um die Beiden, das weder Zeit noch Raum zu lockern vermochten.

Mit dem Bestreben, der praktischen Handgriffe seines Berufes Meister zu werden, ging das Erlernen der höheren Kriegskunde Hand in Hand, namentlich waren es Scharnhorsts Vorlesungen, die Nostitz zu emsigen Selbststudien und Übungen im topographischen Zeichnen reizten. Nicht als ob er dabei an eine künftige Stellung im Generalstabe gedacht hätte: was er trieb, leistete er nach freiem Willen in Erwartung eines günstigen Augenblicks, sein Wissen an den Mann bringen und zum Besten des Regiments verwerthen zu können.

Drei Jahre waren vergangen, als sich ein Vorfall ereignete, der verhängnißvoll für Nostitz' ganzes Leben werden sollte.

Seine wilde Reiterlust hatte ihn einmal ein besonders widerspänstiges Pferd besteigen heißen. Ohne Gefährde war er bis zur Ecke der Anatomie gelangt, wo die Berliner Fischhändlerinnen ihre Waaren in großen Kübeln feil zu halten pflegten, als das bis dahin folgsame Thier plötzlich gegen die Sporen drängte und die hohen Vorstiegen eines Hauses erkletterte. Mit Aufgebot aller Kräfte zwang es Nostitz zwar die Stufen wieder hinab, aber unten angekommen, ver-

suchte das völlig unbändig Gewordene in einen Haufen von Glasscherben zu setzen, worin es sich zweifellos die Flechsen zerschneiden mußte. Nostitz hielt es daher im Sprunge zurück und schlug ihm zugleich die Sporen in die Seiten, um es weiter vor auf das Straßenpflaster zu bringen. Da erfolgten zwei, drei Lançaden, begleitet von dem gellenden Gekreisch auseinanderstiebender Weiber, und Roß wie Reiter wälzten sich im Wasser zwischen Karpfen und Aalen. Das Pferd wollte sich aufrichten, glitt aber auf dem schlüpfrigen Boden des Fischbehälters aus und suchte sich nun des lästigen Herrn, der mit einem Fuße noch im Bügel hing, vermöge der Hufe zu entledigen. Glücklicherweise lagen beide in getrennten Kübeln, deren Wände den wüthenden Schlägen so lange widerstanden, bis der Steigbügelriemen riß, und der rasende Gaul befreit von dannen eilte.

Von Wasser triefend, entstieg Nostitz dem unfreiwilligen Bade zum Erstaunen aller Umstehenden, die den Tod des Ärmsten für gewiß gehalten hatten, und ließ sich, halb betäubt, von einigen herbeigeeilten Kameraden nach Hause tragen. Er befürchtete ein langes Krankenlager, aber ein Aderlaß und die geschickte Pflege des Regimentsfeldscheers gaben ihm bereits nach vierzehn Tagen den Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder.

Noch schwankenden Schrittes, auf den Stock gestützt, bemerkte er bei einem seiner ersten Ausgänge ein junges Mädchen am Fenster eines hübschen Bürgerhauses. Es war Karoline, die Tochter eines höheren Justizbeamten, der vor kurzem gestorben war und den Seinigen ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte. Fühlte sich Nostitz von der anmuthigen Gestalt, dem jugendlich blühenden Angesicht lebhaft berührt, so erregte das leidende Aussehen des stattlichen Offiziers die nicht minder warme Theilnahme des weichen Frauenherzens. Die respektvollen Grüße des Kranken wurden erröthend erwidert, dann folgten Zeichen des Beileids, Worte der Freude über die fortschreitende Genesung und endlich die Einladung, die Schwelle des mütterlichen Hauses zu überschreiten.

Rasch trat Nostitz Karolinen näher, ohne sich der Art seiner Empfindungen klar bewußt zu sein. War es nur Liebelei oder

Liebe, ein bequemes Sichgehenlassen oder Berechnung, was ihn hier gefesselt hielt? Wie dem auch sei, eine tiefere Leidenschaft fehlte wohl auf beiden Seiten, denn auch Karoline scheint bei ihrer Wahl von eigensüchtigen Wünschen geleitet und schon früh darauf bedacht gewesen zu sein, Namen und Wappen eines alten Adelsgeschlechts zu gewinnen. In der Mutter stand ihr eine werkthätige Verbündete zur Seite. Die weltkluge Frau wußte sich geschickt in Nostitz' Vertrauen zu stehlen, ihm den Grund seiner geheimen Sorgen zu entlocken und zögerte nach erlangter Kenntniß nicht, den ersehnten Schwiegersohn mit einem Theil von Karolinens Erbe aus den Händen der Wucherer zu befreien. Ein voller Erfolg krönte ihren Plan, denn Nostitz betrachtete sich von jetzt dem aufopferungsfähigen Mädchen für immer verpflichtet und sprach das entscheidende Wort, ahnungslos, daß ihn dieser Schritt überwallender Dankbarkeit einmal Heimath und Vaterland kosten würde.

Bevor jedoch die Stunde der Erkenntniß schlug, gab er sich dem ungewohnten Zauber häuslichen Stilllebens hin. Sein Wesen gewann an Stetigkeit, ohne doch an Originalität etwas einzubüßen. Recht im Gegensatz zu seinen bisherigen Vergnügungen fand er nun auch Gefallen an Unterhaltungen im kleineren Kreise, an gemeinsamen Ausflügen in's Freie, an dem Besuch von Theater und Konzerten. Schillers Dichtungen namentlich versetzten ihn mit ihrem tragischen Pathos, dem Glanz der Sprache und Bilder in einen Rausch des Entzückens.

Zugleich gewann er es über sich, der höheren Gesellschaft die Beachtung zu schenken, die er ihr sonst in burschikoser Bequemlichkeit vorenthalten hatte. Am Hofe des alten Prinzen Ferdinand ein gern gesehener Gast, standen ihm die Thüren der Aristokratie um so bereitwilliger aufgethan, je mehr die Neugierde gestiegen war, den Mann kennen zu lernen, dessen keckes Auflehnen gegen jede, nur nicht die militärische Ordnung der geschwätzigen Residenz seit Jahren den ergiebigsten Gesprächsstoff lieferte. Viele freilich wandten dem unberechenbaren Sonderling enttäuscht den Rücken, Einsichtigere aber erkannten die eigenartige Natur in ihm, die auf den Kern,

nicht nach der stachlichten, wunderlich geformten Außenseite geprüft sein wollte.

Durchaus und vor allem Soldat, suchte sich Nostitz zu überreden, daß Krieg der wahre Lebenszustand sei, daß nur die Rücksicht auf persönlichen Vortheil seine Entschlüsse, die Behandlung von Menschen und Verhältnissen bestimmen dürfe. Doch so geistvoll und witzig er diese gewagte Weltanschauung zu vertheidigen wußte, das künstlich aufgebaute System von Klugheit, Selbstsucht und Kälte gerieth augenblicklich in's Schwanken, sobald sein Gemüth in Mitleidenschaft gezogen wurde. Das Herz hatte dann längst vergessen, was die Zunge in krausen Redewendungen hervorgesprudelt. Dem Anschein nach jeglicher Begeisterung ein abgesagter Feind, konnte er sich ihrer Herrschaft niemals entwinden: er war und blieb der unverbesserliche Enthusiast, der aus Besorgniß, wegen seiner Weichmüthigkeit verlacht zu werden, äußerlich den Mann von strengen, selbst harten Grundsätzen spielte, um im Geheimen der eingeborenen Güte desto freieren Lauf zu lassen. Wo es sich lediglich um das eigene Wohlbehagen handelte, übte er seine an Verschwendung grenzende Freigebigkeit offen und ohne Scheu, bei Werken der Mildthätigkeit ließ er die Linke nicht wissen, was die Rechte that. Voll ächter Treue und zu jedem Opfer bereit, verletzte es ihn, wenn solcher Tugenden rühmend gedacht wurde; er war dann im Stande, den besten Freund mit Worten zu verleugnen und seine zarten Empfindungen hinter rauhes Soldatenwesen zu verstecken. Wollte er doch nie an eine schwere Verwundung erinnert sein, die er im Zweikampf für die Ehre eines Bürgermädchens davongetragen, das ihn sonst nichts anging, als daß er den Vater desselben kannte und schätzte.

Des erweiterten Verkehrs ungeachtet, entfremdete er sich den Kameraden und ihrem Treiben nicht. Er fehlte nie, wenn es einen Jubel in der Wachtstube gab. Dort versammelten sich täglich die Subalternoffiziere um den Kommandirenden, häufig zu einem üppigen Mittagsmahl, meistentheils zum fröhlichen Abendimbiß. Das Klirren der Schüsseln, das Klingen der Gläser lockte zahlreiche Gäste von der Straße herbei, darunter angesehene Vertreter des

Beamten- und Gelehrtenstandes. Willkommen war Jeder, der etwas Neues oder wenigstens Durst und gute Laune mit sich brachte.

Hauptsächlich bei diesen Zusammenkünften wurden die Thorheiten ersonnen, welche, auf offenen Markt hinausgetragen, die friedfertige Stadt für einige Tage in Bewegung setzten und den Unwillen des gesinnungstüchtigen Pfahlbürgers herausforderten. Einstimmig bezeichnete man Nostitz als den Urheber derselben, sogar der König glaubte in ihm den Anstifter all' der Zügellosigkeiten zu erkennen, die seinem ehrsamen Sinne so sehr mißfielen.

Brachte er den späten Abend als Wirth, Gast oder Arrestant nicht auf der Hauptwache zu, so versaß Nostitz wohl einige Stunden in einem Restaurant, wo sich nach dem Schauspiel eine kleine Gemeinde von Schöngeistern bei Wein und Punsch zusammenfand. Sein Humor, mehr noch die Meisterschaft in Bereitung italienischen Salats hatten ihm hier Sitz und Stimme erobert, und mit köstlicher Unbefangenheit polterte der Profane zwischen den Eingeweihten, den begeisterten Propheten Kants, Schellings und der Gebrüder Schlegel herum, mitten in ihre tiefsinnigsten Untersuchungen seine ketzerischen Schnurren und Possen schleudernd.

Inzwischen hatte sich am 3. November 1805 die Frage, welche Partei Preußen in dem bevorstehenden Koalitionskriege ergreifen würde, durch den Abschluß des Potsdamer Vertrages entschieden. Auch für Nostitz blieb die Wendung der Dinge nicht bedeutungslos, denn einer der berufensten Heerführer, Prinz Louis Ferdinand, erwählte ihn neben dem Hauptmann von Kleist zum Adjutanten.

Der junge Offizier wähnte sich in eine Zauberwelt versetzt, als er das Haus des Prinzen zum ersten Male betrat. Hier fand er Alles vereinigt, was Herz und Sinne erfreut: neben dem berühmten Gelehrten weibliche Schönheit, neben dem erprobten Kriegsmann den Meister der Töne. Fast beschämte es ihn, für die Geistesspenden der ausgezeichneten Männer keine andere Gegengabe bieten zu können, als sinniges Aufmerken und dankbares Empfangen. Alles Edle aber und Holde mußte vor dem Glanze erbleichen, der den Gebieter umstrahlte. Jung, schön, tapfer, voll unbändiger Lebenslust und Lebenskraft glich ihm derselbe einem Paladin aus

König Artus' Tafelrunde, der sich durch eine Laune des Geschicks in die pygmäenbevölkerte Neuzeit verirrt hatte.

Die moralischen Beklemmungen tugendsatter Alltäglichkeit fertigte er mit der Frage ab, ob der für verloren gelten dürfe, der bei Weibern, beim Zechen, im wildesten Taumel der Jugend sich selber nie verliere? Der immer bleibe, was er sei, und, bei der leisesten Anregung des edleren Stoffes, in dem Adel seiner Seele, in der Freiheit seines Geistes aus jeder Tiefe stolzen Fluges sich erhöbe, das niedere Volk im Schlamme weit hinter sich lassend?

An einem der ersten Abende nach seiner Berufung herrschte an der prinzlichen Tafel ein besonders reges Leben. Jedermann fühlte sich fortgerissen durch den kräftigeren Anlauf, den der König nach langem Schwanken genommen hatte, vor allem erging sich Louis Ferdinand selbst in den kühnsten Träumen von Kampf und Sieg. Sein Schwager, Fürst Radziwill, erhob das Glas und stieß mit ihm auf einen glücklichen Ausgang an.

„Wir wollen uns mit Ehren betragen", war die Antwort, „der Erfolg ist aber nicht leicht; darum muß Alles dran, und Einer für den Andern stehen. An Ihnen, Nostitz, hoffe ich eine gute Wahl getroffen zu haben. Sie werden mir ein Kriegsgefährte sein, auf den ich in allen Fällen zählen kann."

Der Angeredete war aufgestanden und näherte sich dem Prinzen in tiefer Bewegung. Der schloß ihn in die Arme und küßte ihn auf Mund und Wangen. Nostitz drängte die aufquellenden Thränen zurück und sprach kein Wort, im Herzen aber that er einen Schwur, der ihn dem ritterlichen Herrn auf Leben und Tod zu eigen gab.

Die schmutzigen Federn, welche in den Tagen des allgemeinen Zusammenbruchs das Soldatengrab des Prinzen besudelten, haben sich nicht entblödet, auch diese Scene in ein wüstes Bacchanal zu verwandeln, wo der hoffnungsvolle Novize „unter Schwelgen und Saufen die erste Weihe empfangen habe".

Der mit so vielem Geräusch eröffnete Feldzug nahm einen kläglichen Verlauf. Die Kunde von der Niederlage bei Austerlitz gebot dem Marsch des preußisch-sächsischen Heeres gegen die böhmische Grenze ein vorläufiges Halt, dann kam der Traktat von Schön-

brunn, und nach wildverlebten Winterquartieren im Erzgebirge sah Nostitz in Berlin die Linden wieder blühen.

Soweit übrigens die Wirklichkeit hinter seinen ausschweifenden Erwartungen zurückgeblieben war, das Endergebniß der letzten Monate durfte ihn doch befriedigen. Er hatte sich auf einer größeren Bühne bewegt, Land und Leute gesehen, die höchsten Machthaber in der Nähe beobachtet und das Vorspiel des Krieges, die Bedingungen zur Bewegung größerer Truppenmassen aus eigener Anschauung kennen gelernt.

Während des folgenden Sommers sah er sich fast ausschließlich auf die Unterhaltungen der Wachtstube angewiesen. Die meisten vornehmen Häuser der Hauptstadt standen verödet, Prinz Louis Ferdinand hatte sich in finsterm Unmuth auf sein Landgut Schrike zurückgezogen, und Karoline war in Begleitung der Mutter zum längeren Badeaufenthalt nach Sachsen gereist.

Als man sich bei einem der nächtlichen Gelage in Erinnerungen an entschwundene Zeiten erging, und unter anderm auch der öffentlichen Aufzüge und Mummereien gedachte, die vormals zu den Hauptbelustigungen der Gensd'armes-Offiziere gehört hatten, regte sich unter Hörern wie Erzählern unwillkürlich der Wunsch nach einer Neubelebung der alten Sitte. Nostitz war Feuer und Flamme. Doch welche Schaustellung erdenken, deren tieferen Sinn die große Menge mühelos verstehen würde? Das Gespannte der allgemeinen Lage verbot jedwede politische Anspielung: eine Spitze aber, eine schlagende Pointe mußte das Ganze haben, sollte es nicht auf ein leeres Prunken mit schönen Pferden und bunten Flittern hinauslaufen.

Nach langem Hin- und Herreden fand endlich der Vorschlag allgemeinen Beifall, Zacharias Werners „Weihe der Kraft" zu parodiren, die sich gerade damals eines großen Zulaufs erfreute. Nicht nur Ifflands bewunderte Leistung als Luther, die theatralisch wirksame, aber zerflossen unwahre Dichtung selber übte diese kaum erhörte Anziehungskraft aus. Fand hier doch jede Geschmacksrichtung etwas nach ihrem Herzen. Die Aufklärer erbauten sich an des Reformators Donnerworten wider Glaubens- und Ge-

wissenszwang, das eben erst erwachte Interesse für mittelalterliches Leben fühlte sich von dem farbenprächtigen Bilde des sechszehnten Jahrhunderts angemuthet, und die schönen Seelen schwelgten in dem romantischen Wust visionärer Ahnungen, in dem verzückten Kauderwelsch vom Karfunkel und der Hyacinthe.

Der Gedanke, einmal aufgeworfen, wurde mit Zähigkeit verfolgt, bis er fix und fertig auf dem Papiere stand.

Im ersten Akt des Dramas löst der kursächsische Kanzler Spalatinus ein Wittenberger Nonnenkloster auf und schickt die frommen Schwestern mit den Worten von dannen:

> Aufgelöst ist Euer Schwur
> Kehrt in die Welt zu Euern ersten Pflichten,
> Die Männin gab dem Manne die Natur:
> Was sie gebeut, das kann kein Eid vernichten!

Die größtentheils noch jungen Augustinerinnen lassen sich das nicht zweimal sagen. Seelenvergnügt eilen sie hinaus, und es ist im Verlauf der Handlung nicht weiter von ihnen die Rede; nur Katharina von Bora bleibt auf der Scene, um schließlich Luthers Frau zu werden.

Die Parodie sollte nun ergänzend eintreten und das fernere Schicksal der Befreiten schildern. Diese — so wurde angenommen — haben sich nach Berlin gewendet und in Madame Etschern, einer bekannten Gelegenheitsmacherin, die mütterliche Freundin gefunden, unter deren Leitung sie sich befleißigen, den Mahnungen des würdigen Kanzlers nachzukommen. Luther hört mit Befriedigung von solchem Beginnen und eilt, Gattin und Famulus zur Seite, gen Berlin, die neue gemeinnützige Frauenanstalt in Augenschein zu nehmen. Hier macht er eines Tages mit den ehemaligen Gefährtinnen seiner Katharina eine Schlittenfahrt, bei der Madame Etschern als Wächterin des Anstandes natürlich nicht fehlen darf.

Damit der Plan über Nacht nicht in Vergessenheit geriethe, erbot sich Nostitz zur sofortigen Inscenesetzung, falls ihn die Anwesenden durch Namenszeichnung ihrer Mitwirkung im Voraus versichern würden. Keiner dachte daran sich auszuschließen, und innerhalb weniger Minuten war die Subskriptionsliste mit fünfzehn

Unterschriften bedeckt, so daß der emsige Regisseur schon am nächsten Morgen sein heimliches Werk beginnen konnte.

Die Theilnehmer erhielten folgende Verhaltungsbefehle: Jeder stellt vier bis sechs Vorreiter in bunten, reich galonirten Jacken, er selbst verschafft sich ein weibliches Gewand im Schnitte der Reformationszeit nebst einem eleganten Damensattel, während die Kostüme Luthers, Katharinens und Theobalds der Garderobe des Nationaltheaters entliehen werden. Sämtliche als Frauen gekleidete Offiziere erscheinen auf ihren Paradepferden, nur der Darsteller der Madame Etschern reitet einen kleinen Langschwanz mit aufgesteckten Eselsohren. Die Charakterisirung der verschiedenen Geschlechter war um so leichter durchzuführen, als zu jener Zeit nur die für nicht voll betrachteten Husaren Bärte trugen.

An einem milden Augustabend, der Tausende von Spaziergängern auf die Straße gelockt hatte, versammelten sich die Verschworenen in Nostitz' Wohnung, und kaum waren die letzten Vorbereitungen getroffen, so brach der Zug, von einem Lichtmeer übergossen, mit Hussa und Hallo aus der Charlottenstraße unter die Linden hervor. Ein niedriger Rollwagen, dessen Räder von herabhängendem grauen Tuch verdeckt wurden, trug den Schlitten, darinnen sich Doktor Martin Luther neben seinem Famulus Theobald streckte, der die lächerlich lange Flöte des Meisters in Händen hielt. Hinten auf der Pritsche saß der riesige Nostitz als zarte Katharina, in der Rechten eine Hetzpeitsche, in der Linken eine brennende Fackel schwingend, und nebenher trabte inmitten der Pflegebefohlenen Madame Etschern in ihrem gewohnten Hauskleide, geschmückt mit Punschkelle und Schlüsselbund, den charakteristischen Attributen ihres Gewerbes. Von Gold und Silber starrende Jockeys mit flammenden Windlichtern eröffneten und schlossen die Kavalkade, die sich in mäßiger Eile durch die zusammenlaufende Menge bewegte.

Die Zahl der Neugierigen wuchs von Minute zu Minute, und ihre laute Bewunderung artete in hellen Jubel aus, als man beim näheren Zuschauen die Bedeutung der Gestalten, die Anspielungen auf heimische Sittenzustände zu verstehen begann. Umsonst versuchten auf Befehl des Gouverneurs Husaren und be-

rittene Polizeidiener der Posse ein Ende zu machen; sie dienten nur dazu, die Reihen der Gaffer auseinanderzutreiben und dem Schaugepränge freiere Bahn zu schaffen, das nun mit steigender Schnelligkeit die Stadt durchbrauste, bis es, plötzlich in eine entlegene Seitengasse biegend, im Dunkel der Nacht verschwand.

Schon glaubten die Gensd'armes mit den Fackeln auch die Erinnerung an den nächtlichen Spuk erloschen, als sie ein königlicher Parolebefehl eines Anderen belehrte. Religion und Kunst fühlten sich gleich schwer beleidigt. Angetrieben von seiner Frau, führte der Kabinettssekretär Beyme im Namen geängstigter Christen Klage wider die ruchlosen Kirchenschänder, indeß Iffland, als Direktor des Nationaltheaters, die Heiligkeit seines geliebten Schauspielwesens gewahrt wissen wollte.

Des Königs Unmuth fiel in erster Reihe auf den erschrockenen Kommandeur und würde im Gegenschlag das ganze Regiment getroffen haben, wären die Schuldbewußten durch freimüthige Selbstanzeige dem allgemeinen Sturme nicht zuvorgekommen. Der Sünder waren jedoch zu viele, als daß sie alle hätten bestraft werden können; nur vier von ihnen, die im Range am höchsten Stehenden wurden zur Sühne herausgegriffen, die Übrigen kamen mit einem Verweis davon; und zum ersten Male in seinem Leben segnete Nostitz die bescheidene Würde eines Sekondelieutenants.

Mit Verwunderung hörte das Publikum von den verhängten Strafen. Noch dachte es billiger als die fürstlichen Berather, und sein gesundes Gefühl, daß eine Fratze des Erhabenen eben so wenig für die Bühne wie zur Straßenmaskerade tauge, fand beredten Ausdruck in dem Gassenhauer:

Darf Herr Luther Bretter treten,
Mag er auch das Pflaster kneten.

Erst später, da man ausschließlich Adel und Heer für das allgemein verschuldete Elend verantwortlich machte, wurde die halbvergessene Schlittenfahrt der Gensd'armes unter dem Müll und Schutt vergangener Tage wieder hervorgegraben als einer der schwerwiegendsten Beweise für die Versumpfung des militärischen Geistes,

für die Glaubens- und Sittenlosigkeit des preußischen Junkerthums. Die verspäteten Moralprediger vermutheten nicht, daß die Zeit nahe, wo „die Blüthe des Bürgerthums", deutsche Studenten, dasselbe Drama mißbrauchen würden, die dreihundertjährige Jubelfeier der Reformation zu entweihen und einen Theaterskandal in's Werk zu setzen, der sich von dem Rufe: „Fort mit dem Reformator von der Bühne!" bis zu brutalen Thätlichkeiten steigerte. — —

Schwüler und drückender war inzwischen die politische Luft geworden. Unbeachtet verklangen Louis Ferdinands Worte: „Aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Welt eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einem Gegner schonungslos überstürzt werden, wenn diesem der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hilfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre!" Als nun Napoleon, des katzenartigen Spielens müde, den Augenblick gekommen glaubte und sich zum tödtlichen Sprunge erhob, trat Nostitz in das vorjährige Verhältniß eines prinzlichen Flügeladjutanten zurück. Doch konnte er sich des nahenden Sturmes nicht unbefangen freuen, zu tief war sein Gemüth von widerstreitenden Empfindungen aufgewühlt. Gewohnheit, Zuneigung, Dankbarkeit kämpften in ihm einen erbitterten Kampf gegen das eingewurzelte Bedürfniß nach schrankenloser Unabhängigkeit. Der Gedanke, sein Tod im Felde würde die Geliebte um den größten Theil ihres Vermögens bringen, war ihm vormals nie auf's Herz gefallen, jetzt quälte er ihn bei Tag und Nacht, und doch ließ ihn der unüberwindliche Widerwille gegen eine dauernde Verbindung vor dem einzigen Schritte schaudern, der Karolinens Zukunft sicherstellen konnte.

Nach heftigem Sträuben fügte er sich endlich der Bitte, den langjährigen Herzensbund durch eine kirchliche Trauung zu weihen; nur müsse dieselbe in tiefster Heimlichkeit vollzogen werden, da bei dem Drange der Umstände weder die Bewilligung des Königs noch des Vaters Segen zu beschaffen wären.

Ein gut Theil Berechnung lag diesem Verlangen wohl zu Grunde, denn fiel er in dem bevorstehenden Kriege, so war die Zukunft seiner Witwe gesichert; blieb er am Leben, so konnten Zeit

oder glückliches Ungefähr noch Mittel und Wege bieten, die lästige Fessel, wo nicht abzuschütteln, doch minder drückend zu machen. Demungeachtet suchte er die entscheidende Stunde hinauszuschieben, bis im letzten Augenblicke der Überraschung gelang, was die Stimme des Gewissens und reichlich mit Thränen getränkte Vorstellungen nicht erzwungen hatten.

Bei einem gelegentlichen Besuche fand Nostitz Karolinen im bräutlichen Schmuck. Stumm vor Staunen, ließ er sich in ein festlich erleuchtetes Zimmer geleiten, wo vor einem improvisirten Altare ein Geistlicher in vollem Ornate wartete. In traumhafter Benommenheit sah er fremde Gestalten um sich schwanken, hörte er feierliche Worte an seine Ohren klingen und gab, wie von einer geheimnißvollen Macht getrieben, Bescheid auf Fragen, deren Sinn er kaum verstand. Erst als ihm der Priester einen goldenen Ring über den Finger streifte, und die wenigen Zeugen glückwünschend das junge Paar umdrängten, wich die Betäubung, und das unabänderlich Geschehene trat mit erschreckender Klarheit vor seine Seele.

Düster und einsilbig saß er an der Abendtafel, wie nachdrücklich man ihm auch das strengste Stillschweigen über die Heirath und deren nähere Umstände gelobte. Beim Schluß des Mahles zog er heimlich den verhängnißvollen Reif von der Rechten, legte ihn leise auf den Tisch und verließ nach kurzem Gruß mit den übrigen Gästen die hochzeitlichen Räume. Die frische Nachtluft machte ihn taumeln. Gleich einem Trunkenen eilte er die Linden auf und nieder, bis er plötzlich dem Nachtwächter begegnete, dessen Schlüsselbund ihm bei seinen Kiltgängen nicht selten freundliche Dienste geleistet. Als ob er den Urheber seiner Verstrickung vor sich sähe, fiel er mit Faustschlägen über den Ahnungslosen her und ließ erst dann von seinem Rachewerke ab, als das Nothsignal Unterstützung aus den nächsten Seitenstraßen rief. Die Schnarren und Pfeifen der Verfolger auf den Fersen, hatte es Nostitz nur seinen langen Beinen zu danken, daß er, zwar schweißtriefend und athemlos, aber unbehelligt seine Wohnung erreichte und die Brautnacht nicht auf einer Pritsche der städtischen Polizei verbringen mußte.

So oft seitdem der Neuvermählte das schwiegermütterliche Haus besuchte, überkam ihn ein Gefühl höchster Beängstigung, das auch dann kaum weichen wollte, wenn er sich nach kurzem Aufenthalt unter die kriegstollen Kameraden mischte. Immer war es ihm, als trüge er den Stempel seines geheimen Sklaventhums auf der Stirn.

Der Aufbruch des prinzlichen Hauptquartiers erlöste ihn endlich aus dieser peinvollen Lage. Über Dresden durch das Vogtland dem Main entgegen zogen die Kolonnen des Hohenlohe'schen Heeres, dessen aus preußischen und sächsischen Truppen gebildete Vorhut Prinz Louis Ferdinand kommandirte. Unterwegs erreichte den Fürsten der überraschende Befehl, die Flankendeckung gegen Böhmen aufzugeben, um durch eine Rechtsschwenkung Anschluß an die Armee des Herzogs von Braunschweig zu gewinnen. In Jena, der kleinen thüringischen Musenstadt, traf Nostitz zu seiner innigen Freude den Rittmeister Alvensleben wieder, der als das vornehmste Opfer der berüchtigten Schlittenfahrt in das schlesische Kürassier-Regiment von Holzendorf versetzt worden war. Alvensleben zeigte sich unverändert. Ohne viel zu fragen, zog er Nostitz' Lieblingspferd, einen zierlichen Rapphengst, aus dem Stalle, zum Ersatz dafür eine englische Stute von gewaltiger Gliederstärke bietend. „Der Gaul", sagte er, „ist für mich beim Regiment nicht so nöthig, Dir jedoch kann er bei dem Prinzen noch nützlich werden." Nostitz lachte über den gewaltsamen Tausch, bald aber sollte er Grund haben, des Freundes Voraussicht zu preisen, und niemals kam der alte Schiller-Enthusiast auf die Saalfelder Episode zu reden, ohne des edlen Rosses mit Wallensteins Worten zu gedenken:

> Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß
> Mich Banniers verfolgenden Dragonern!

Am 9. Oktober strahlten die Prunkgemächer des Rudolstädter Schlosses in feenhaftem Glanz. Der kleine Fürst hatte die köstlichsten Springquellen seiner Keller erschlossen, und eine wein- und hoffnungsselige Menge durchfluthete die weiten Säle. Nur zwei hohe Gestalten bewegten sich still und ernst inmitten des fröhlichen

Getümmels: Prinz Louis und sein Adjutant. Ein Ausspruch des Gebieters hatte Nostitz aus unbefangenem Geplauder aufgeschreckt. Nach der Tafel war der überlustige Wirth an den Prinzen mit der Bitte herangetreten, zum Beschluß des Festes noch etwas auf seinem Lieblingsinstrumente vorzutragen; die Fürstin aber hatte abgewehrt, da der Gast jetzt vor einem anderen Spiele stünde und wohl alle seine Gedanken darauf gerichtet habe, dieses Spiel nicht zu verlieren. Eine Wolke finstrer Trauer war dabei über des Prinzen Stirn geflogen, und seinen Lippen hatten sich die ingrimmigen Worte entrungen: „Es ist schon ohne Rettung verloren".

Lange warf sich Nostitz auf seinem Lager hin und wider. Drüben im einsamen, monderhellten Zimmer hörte er den Prinzen auf dem Flügel phantasiren; brausende, wildgellende Töne zwischen den Weisen süßester Wehmuth — das letzte Lied eines todwunden Schwans, von dem Theodor Körner singt:

Dann ergreift ihn ein bacchantisch Wüthen,
Wilde Melodienblitze sprüh'n:
Aus dem Tode ruft er Strahlenblüthen
Und zertritt sie kalt, sobald sie blüh'n.

Endlich versank er in einen schweren Traum, der — so scheint es — Louis Ferdinand mit dem Prinzen des Schiller'schen „Geistersehers" zu einer Gestalt verwob und das Schicksal des nächsten Tages in spukhaften Bildern vorausverkündete. Darauf läßt wenigstens ein Brief Rahels an Varnhagen schließen, worin es heißt: „Ich schreibe jetzt nur, um dich inständigst zu bitten, dem Herrn von Nostitz ja seinen Traum von Prinz Louis und Schillers »Geisterseher« abzufragen und ihn genau aufzuschreiben. Auch laß Dir Louis' Tod genau erzählen und schreib' ihn auch auf. Mir erzählte er beides göttlich: so naiv, so darstellend, so natürlich; mahn' ihn an, daß er's wieder so mache, aber sag' ihm nicht, zu welchem Zwecke. Er liebt es gewiß nicht."

Leider versäumte Varnhagen dem Befehl der Angebeteten nachzukommen. Seine geschwätzige Feder, die doch sonst jeden Vorzimmer- und Hintertreppenklatsch so treulich zu Papiere brachte, ist uns den Bericht des merkwürdigen Traumes schuldig geblieben.

Mit dem Morgengrauen des 10. Oktobers drängte Marschall Lannes die vorgeschobenen preußischen Posten gegen Saalfeld zurück. Prinz Louis, welcher befürchtete, daß es nie zum Kriege kommen würde, wenn er die Gelegenheit zu einem blutigen Zusammenstoß nicht vom Zaune bräche, der es für eine Erlösung hielt, auf so viele Märsche, Vorbereitungen und Säumnisse endlich eine entscheidende That folgen zu lassen, eilte mit sechstausend Mann den bedrohten Seinen zu Hilfe. Bald aber entwickelte der Feind größere Streitkräfte, das kleine preußisch-sächsische Corps sah sich einer erdrückenden Übermacht gegenüber, und nur der feste Glaube, daß Fürst Hohenlohe auf den Kanonendonner hin Unterstützung senden werde, bewog den Prinzen den ungleichen Kampf fünf Stunden lang hinzuhalten. Er, der Leidenschaftliche, zeigte heute eine heitre Besonnenheit, welche Nostitz mit Bewunderung erfüllte. Bei einer scheinbar günstigen Wendung des Gefechts setzte er sich an die Spitze sächsischer Husaren und stürzte mit Ungestüm auf den linken Flügel der französischen Kavallerie. Der Angriff, so erfolgverheißend er begann, scheiterte an der Überzahl des Gegners. Die Unordnung der Geworfenen theilte sich den übrigen befreundeten Truppen mit, und im wilden Gemenge wälzten sich Franzosen und Deutsche, Reiterei und Fußvolk über das Gefilde. Vergebens suchte der Prinz die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, er wurde in den verworrenen Knäuel mit hineingerissen und mußte daran denken, sich selber vor dem Schwarm verfolgender Feinde zu retten. Aber in dem Augenblicke, da sein englisches Pferd beim Übersetzen eines Zaunes mit dem einen Fuß im Flechtwerk hängen blieb, erhielt er eine schwere Wunde am Hinterkopf. Gleichzeitig sprengte ein französischer Wachtmeister heran, forderte seinen Degen und stieß ihm, da ein Hieb die Antwort war, den Säbel in die Brust. Noch hielt sich der tödtlich Verletzte eine kurze Strecke aufrecht, unterstützt von seinen herbeigeeilten Adjutanten, Hauptmann von Valentini und Nostitz, dann schwankte er und sank sterbend in des Letzteren Arme. Die Treuen suchten den theuern Leichnam zu retten, doch drängten die feindlichen Reiter zu heftig nach. Nostitz hatte eben nur noch Zeit, des Prinzen Taschenbuch zu ergreifen und sich wieder in den

Sattel zu schwingen; aber nun, Herr seines Armes und Pferdes, warf der Riese Alles, was ihm den Weg vertreten wollte, wie Kinderspielzeug über und untereinander, die Trauerkunde in das sorglose Hauptquartier zu tragen.

Auf dem Rückzuge, der den vernichtenden Schlägen von Auerstädt und Jena folgte, fand Nostitz mehrfach Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Im Verein mit Alvensleben führte er an der Spitze eines Pikets Blücher-Husaren die kühnsten Rekognoscirungen aus und brachte sogar Gefangene und Beutepferde zurück, so daß General Tauenzien in dem gleich nach dem Frieden der Immediat-Untersuchungs-Kommission erstatteten Berichte seiner mit den Worten gedenkt: „Ich nehme die Gelegenheit wahr, um dem Lieutenant von Nostitz die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nach dem Tode des Prinzen Louis wurde er mir zugetheilt und hat sich während der Bataille und bei allen Ereignissen auf das Rühmlichste hervorgethan.“ Auch am 28. Oktober kehrte er von einem verwegenen Ritte mit der Freudenbotschaft heim, daß Prenzlau und Umgegend vom Feinde unbesetzt, im Orte selbst aber Alles auf's beste vorbereitet sei zur Verpflegung von Mannschaft und Pferden.

Das flüchtige Corps athmete erleichtert auf. Das Schwerste schien ja überstanden; nur wenige Meilen, und man konnte an der Oder festen Fuß fassen, die verpfändete Soldatenehre wieder einzulösen — da warf Hohenlohes Kapitulation alle Hoffnungen nieder. Das Regiment Gensd'armes verfiel dem allgemeinen Verhängniß, noch mehr, seine Sterbestunde hatte geschlagen. Die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen, die Mannschaften kriegsgefangen abgeführt, während Pauken und Standarten, die Zeugen der Ruhmestage von Roßbach und Zorndorf, nach Paris in das Hotel der Invaliden wanderten.

Losgelöst aus Reih und Glied als Führer eines selbständigen Kommandos, war Nostitz nicht gesonnen, sich so leichten Kaufes zu ergeben. Mit seiner Handvoll Husaren durchbrach er die feindlichen Linien und traf Mitte November noch rechtzeitig in Preußen ein, um an der Vertheidigung Danzigs, später an den letzten Entscheidungskämpfen fechtend und blutend theilzunehmen.

Der Friede von Tilsit kam. Nostitz' Ehrgeiz war befriedigt, das blaue Kreuz des Ordens pour le mérite schmückte die Brust des jungen Rittmeisters, aber der Ausblick in die Zukunft machte ihn frösteln. Sein Prinz schlief in der Saalfelder Fürstengruft, in Trümmern lag, was ihm bisher erhaben und unantastbar geschienen, und die stolzen Schwadronen, denen er mit Leib und Seele angehangen, waren für alle Zeit aus der Liste des preußischen Heeres gestrichen. Was aber wartete seiner in Berlin? Jetzt, wo es wieder einzutreten galt in die alten zerfahrenen Verhältnisse, mußte das Geheimniß seiner Ehe zu Tage kommen. Schon sah er das Achselzucken der Standesgenossen der Unebenbürtigen gegenüber, mit der man wohl eine Zeit lang tändeln, die man aber nun und nimmer in die Kreise vornehmer Geburt erheben dürfe; er hörte die Wachtstubenwitze über den tollen Nostitz, der jetzt zahm geworden sei, der das Reiterkoller mit dem Schlafrock vertauscht habe und als ehrbarer Hausvater nur noch für Kinderwartung und die tausend Erbärmlichkeiten des kleinbürgerlichen Lebens Sinn und Verständniß zeige. Der übertriebene Werth, den er immer auf die Meinung und das Vorurtheil der nächsten Umgebung gelegt, machte sich mehr denn jemals geltend und ließ ihn schließlich dem Wahrspruch der Gesellschaft trotzen. Lieber wollte er treulos und undankbar, als lächerlich erscheinen. Mit spitzfindigen Scheingründen wußte er das mahnende Gewissen zu beschwichtigen und sich einzureden, daß er zu ganz Anderem berufen sei, als im Schlaraffenthum des Familienlebens dahinzudämmern, daß es ihm auswärts gelingen werde, einen rühmlichen Namen zu erjagen, wenn auch daheim engherzige Moral den Stab über sein Verhalten bräche.

Heimlich betrieb er seinen Abschied, die Zurüstungen zur Reise, um dann bei Nacht und Nebel über die preußische Grenze zu entweichen.

Das Unmännliche dieser Flucht, das seinem tapfern Herzen so gar nicht entsprach, hat er übrigens ehrlich anerkannt, als er in reiferen Jahren einem Freunde Einblick in seine Sturm- und Drangperiode gestattete.

„An meine heimliche Heirath", schreibt er, „knüpft sich als an

den Hauptmoment des Lebens, die Entwickelung meines Geschicks in allen folgenden Jahren. Was ich gethan, oder nicht gethan, entströmte dieser Quelle, denn mein Leben ist jahrelang nur eine Flucht vor der Ehe gewesen. Bin ich Länder durchzogen, habe ich mich an große Ereignisse angeschlossen, immer war der Hauptgrund dazu das Verlangen, mich der Macht eines Verhältnisses zu entziehen, das, mich verfolgend und überall wiederfindend, mich von jeder Ansiedelung losriß. So verderblich stark war in mir der Widerwille gegen jenes Band und die daraus hervorgehende Stellung in der Welt, daß derselbe mich zu einer Auflehnung gegen alles Gefühl der Dankbarkeit und des Anstandes brachte, mich in den betrübendsten, vernichtendsten Zank verstrickte und als Folge zu kalter Starrheit verhärtete, mich von der menschlichen Gesellschaft wegstieß und endlich so isolirte und auf mich selbst abschloß, daß ich mich wie einen entwurzelten Baum in jedes Land habe versetzen können." — —

Ruhm und Auszeichnungen aller Art sind Nostitz draußen in Fülle geworden, eine Heimath hat er nicht wiedergefunden.

In Österreich tauchte er zuerst wieder auf. Ihn verlangte nach kriegerischer Thätigkeit, das jüngst Vergangene mit seinen Qualen zu vergessen, und gerade hier deuteten alle Zeichen darauf hin, daß sich der mühsam niedergehaltene Haß gegen Napoleon über kurz oder lang in einem gewaltsamen Ausbruch entladen werde. Mit dem ihm eigenen Ungestüm warf er sich in das politische Leben, knüpfte neue Verbindungen an, frischte alte wieder auf und benutzte seine Beziehungen zu Preußen und Sachsen, die tiefe Gährung, welche seit dem Tilsiter Frieden ganz Norddeutschland erfüllte, dem Kaiserstaate dienstbar zu machen. Als es dann wirklich zum Kriege kam, stand auf den französischen Proskriptionslisten sein Name an hervorragender Stelle, und mit heiterer Genugthuung sah er sich im Moniteur als ein Haupt, seine anmuthige Freundin, die Schauspielerin Auguste Brede, als ein Werkzeug der Verschwörungen bezeichnet, die sich gleich einem schleichenden Unkraut über Europa verzweigen sollten. Mit englischem Gelde errichtete er aus preußischen und rheinbündischen Flüchtlingen eine Freischaar, streifte von Böhmen nach

Franken hinüber und trieb seine Sache mit Selbständigkeit und Glück, bis der Waffenstillstand von Znaim allen weiteren Unternehmungen ein Ziel setzte.

Die Sieger suchten ihren Groll an dem unbequemen Gegner zu kühlen. Nostitz wurde unter der Anklage verhaftet, daß er dem Waffenstillstand zum Trotz die fränkische Legion dem Herzoge von Braunschweig-Oels zur Einschiffung nach England habe nachführen wollen. Er wußte sich jedoch vor seinen Richtern zu rechtfertigen, trat nach erfolgter Freisprechung mit Majorsrang in das Meerveld'sche Ulanenregiment und nahm später unter Fürst Schwarzenberg an dem polnischen Feldzuge Theil.

Da das Jahr 1813 neue, verheißungsvolle Bahnen erschloß, litt es ihn nicht länger in Österreich, wo man sich in zweideutigem Zaudern und Zuwarten gefiel, indeß Preußen und Rußland die letzten Kräfte zusammenrafften, dem napoleonischen Weltreich ein Ende zu machen.

Zum Erstaunen der Freunde wählte Nostitz russische Dienste Nicht der gehobene Ton der Freiwilligen, wie er wohl behauptete, noch die „ekelhafte Unnatur der Deutschthümelei", deren er die meisten Führer, auch Blücher und Gneisenau, bezichtigte, hatten ihm das preußische Kriegswesen entfremdet; andere, tiefer liegende Gründe waren ausschlaggebend für den überraschenden Entschluß. Das Schreckbild seiner Ehe schob sich drohend zwischen ihn und das Verlangen nach Wiedereintritt in den alten Heerverband. Sollte er nach beendetem Kriege die kaum verwundenen Seelenkämpfe auf's neue bestehen? Wieder davonschleichen wie ein Dieb und, ein moderner Landsknecht, die Welt auf gut Glück durchwandern? Nimmermehr!

Gneisenaus eindringliche Beredtsamkeit ließ ihn unberührt, unter fremden Fahnen gedachte er der vaterländischen Sache zu nützen. Und doch wäre in der schlesischen Armee, wo sich die Besten zusammenfanden, wo das Herz des ganzen Krieges pochte, der rechte Platz für ihn gewesen, nicht unter einem Winzingerode oder Tschernitscheff. Was wollten die entscheidungslosen Kämpfe an der Niederelbe, selbst das rühmlichst bestandene Treffen an der Göhrde be-

deuten gegen die Tage von Katzbach, Wartenburg und Möckern, gegen das blutige Ringen jenseits des Rheines?

Im Gefolge Kaiser Alexanders war Nostitz Zeuge der prunkvollen Haupt- und Staatsaktion, womit Metternich in Wien die Augen des kriegsmüden Europas ergötzte. Inmitten des betäubenden Getümmels von Kaisern und Königen, von Ministern, Priestern und Gelehrten, von Strebern und Bittstellern aller Art, bewahrte er sich die ganze Nüchternheit seines derben Weltverstandes. Dieser Kongreß, der wohl tanzte, aber nicht von der Stelle rückte, der sich auf Praterfahrten, Schmausereien, offene und geheime Liebeshändel besser als auf ernste, staatsmännische Arbeit verstand, bot seinem Hang zur Satire unerschöpfliche Nahrung. Zu lebhaft war in ihm die Abneigung gegen jeden Selbstbetrug, zu dringend das Bedürfniß, sich die nackte Wahrheit, und wäre sie noch so häßlich, vor Augen zu stellen, als daß ihn schillernder Glanz über die Verlogenheit des Wiener Treibens hätte täuschen sollen. „Dringt man" — heißt es in seinem Tagebuch — „von der geglätteten, trügerischen Oberfläche in den Sinn ein, den das erhabene Schauspiel der großen Fürstenversammlung bieten soll, so trifft man auf heillose Ränke, wo man Offenheit, auf Neid, wo man Vertrauen, auf Kleinlichkeit, wo man Liberalität erwarten sollte."

Nichts entging seinem unbestechlichen Blick. Sein beißender Spott ergoß sich über die Fürsten von Napoleons Gnaden mit gleicher Schonungslosigkeit wie über die bettelnden Prätendenten, zankenden Diplomaten und gefälligen Weiber, und wich nur einer ernsteren Stimmung bei Betrachtung der Maulwurfsarbeiten von Groß und Klein, Deutschlands politische Ohnmacht zu verewigen. Das Schicksal Sachsens, seines engeren Vaterlandes, focht ihn dabei ganz und gar nicht an, höchstens daß ihm die Worte aus kaiserlichem Munde: „'s ist halt ein hartes Ding, einen Regenten vom Thron zu stoßen", die verlorene gute Laune wiedergaben.

Aus der Stickluft dieser erbärmlichen Welt flüchtete er gern zu einer geistvollen Frau, in ihrem reinen Bezirk einen frischen Athemzug zu thun. Rahel, die er schon im Hause des Prinzen Louis Ferdinand kennen und verehren gelernt, nach der Saalfelder

Katastrophe aber nur flüchtig wiedergesehen hatte, war auf des Gatten Wunsch nach Wien gekommen. Zu ihr trieb es ihn fast täglich, der klugen Freundin seine eigensten Urtheile, Wünsche und Hoffnungen zur Prüfung darzulegen und aus ihrem Munde Berichtigung, neue Aufschlüsse und Erhebungen zu empfangen. Mit überzeugtem Ernst versicherte er, dies wären die besten Geschäfte, die jetzt in Wien gemacht würden, und Varnhagen sagt darüber: „Was da alles zur Sprache kam, welche Thatsachen erörtert und welche Folgerungen gezogen wurden, das dürfte, bei der Geistesfreiheit und Welteinsicht beider Theilnehmer, wohl selbst noch in späten, fortgeschrittenen Zeiten als frühreife Kühnheit gelten! Die nachher noch hin und wieder gewechselten Briefe geben hiervon nur kaum einige Andeutung, doch bezeichnen sie das Gebiet und die Art eines Austausches, dessen eigenster Boden nur das lebendige Gespräch selber sein konnte. Merkwürdig ist es immer, daß Rahel auch einer solchen Natur nicht nur unbedingtes Vertrauen, sondern auch wahrhaft empfundene Freundschaft einflößen gekonnt."

Gewiß, sehr merkwürdig! Aber noch merkwürdiger, daß die Frau, die an der urwüchsigen Kraft eines Nostitz Gefallen fand, den glatten Hämling Varnhagen freite. —

In Wien hatten deutsches Wohl und Wehe Nostitz zum letzten Male berührt, von da ab gehört sein Wirken ausschließlich Rußland an. Die Nachrichten darüber fließen nur spärlich, namentlich ist sein Privatleben in kaum durchdringliches Dunkel gehüllt, selbst die sächsischen Verwandten wissen nur wenig Verläßliches von dem russischen Vetter und Ohm. Welchen Ausgang zum Beispiel die Tragikomödie seiner heimlichen Ehe fand: ob Nostitz, wie Viele glauben, in trotziger Verachtung der Gefahr die Existenz derselben geflissentlich verleugnete, ob der Tod Karolinens oder ein gesetzlicher Vergleich sie löste — Niemand kann es sagen. Nur so viel steht fest, daß der Türkenkrieg und die polnische Erhebung seine militärischen Gaben in blendendem Lichte zeigten, daß mit den Siegen von Kurtepe, Ostrolenka und Warschau sein Name unauflöslich verbunden ist.

Rasch stieg der noch jüngere Mann zum Range eines General-

lieutenants auf und sah sich, im Besitze reicher kaiserlicher Dotationen, an der Seite einer freigewählten Gattin von zwei blühenden Kindern umspielt. Alles schien vereinigt, die Mittagshöhe seines Daseins zu vergolden; dennoch hat der Wunsch, das Gewonnene in Ruhe zu genießen, ihn niemals angewandelt. Immer wieder trieb es ihn hinaus zu neuen Kämpfen und Stürmen.

Und der Grund dieser innern Friedlosigkeit, die erst mit dem Tode von ihm wich?

Verhaltenes, auch den Vertrautesten nie eingestandenes Heimweh!

So zärtlich er seinen Lieblingsdichter im Kopf und Herzen trug, Schillers Lehre von der Treue zum Vaterlande hatte er in einer Anwandlung von Eigennutz und falscher Scham leichtfertig in den Wind geschlagen, sich einem entwurzelten Baume vergleichend, der schmerzlos in jedes Erdreich zu versetzen wäre.

Eitle Täuschung! Das Losreißen aus heimischem Grund hatte sich nicht ohne Schädigung für ihn vollzogen. Wie rauschend auch seine Krone in den Lüften spielte, die besten Fasern seiner Kraft waren im Mutterboden haften geblieben, und drinnen unter der Rinde wollte der Saft nicht mehr in alter Fülle treiben.

Nostitz fühlte sich tief vereinsamt. Was ihn ehemals der Alltäglichkeit entrückte, was ihn erhob und bei aller Zügellosigkeit der Lebensführung vor dem Versinken in platte Genußsucht behütete, von alledem vermochte die Fremde nichts zu bieten. Sein Verlangen nach ächter Männerfreundschaft, der Trieb nach Weiterbildung und geistiger Reibung fanden unter dem Zelte der asiatischen Steppe so wenig Nahrung wie in den Palästen der Petersburger Gesellschaft. Mochte er sich noch so sehr den Anschein geben, als wäre er für immer mit dem neuen Volksthum verwachsen, dessen Sitte und Sprache er meisterlich zu handhaben wußte, die moskowitische Hülle verbarg doch nur schlecht den idealbedürftigen Deutschen, der mit stiller Wehmuth, wie auf ein verscherztes Glück, nach Preußen hinüberblickte, dem Lande seiner Wahl, wo er den Schulranzen getragen, die Leiden und Freuden des Subaltern-Offiziers gekostet und in dem schönen Hohenzollernprinzen das vergötterte Vorbild gefunden hatte. Die Eindrücke dieser Jahre blieben ihm eine ge-

heime Poesie, werth und vertraut und trotz aller Spottlust niemals preisgegeben. Gern und oft hing er ihnen nach, die müde Seele wie in einem Jungbrunnen zu erfrischen.

Die Stimmung, welche seine letzte Lebensperiode umdüsterte, kennzeichnen am besten die Worte, mit denen er lange vor seinem Tode von einem deutschen Kameraden Abschied nahm:

„Man sagt, der Mensch verlebe eine Hälfte seiner Zeit in Thorheiten und die andere in dem Bestreben, dieselben wieder gut zu machen. Was bleibt dann zum Facit? — Versuche, Hindernisse und Reue!

Es ist schmerzhaft, seinem Leben ein Ziel zu wissen und dadurch des größten Gutes enthoben zu sein, der Hoffnung und der Täuschung.

Immer auf mich zurückgedrängt, schwäche ich durch eigene Last die Schwungkraft meiner Seele; und hätte ich eine Bitte frei an das Schicksal, ich bäte um Beschluß des Gaukelspiels meines Lebens. Drei Fuß unter der Erde wäre, wo ich am liebsten sein möchte, nur will ich aus christlicher Scham mich selbst nicht hinabdrängen.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und gedenken Sie meiner als eines Todten!"

Kolberg und Gneisenau.

Die Schlachten von Jena und Auerstädt waren geschlagen. „Preußen ist verschwunden", hatte Napoleon in wilder Siegesfreude an den Sultan geschrieben, und „Preußen ist verschwunden", heulte jubelnd ihm nach der rheinbündische Troß, der unversöhnliche Neider des jungen, aufblühenden Staates. Mit der Schöpfung Friedrichs des Großen schien es aus und vorbei für immer.

Erfurt und Magdeburg, zwei der stärksten preußischen Bollwerke, ergaben sich schmachvoll dem Feinde, ihnen gesellten sich die nicht minder schmachvollen Kapitulationen der einzelnen Heerestrümmer zu, und triumphirend zog der rachesprühende Imperator durch die Straßen Berlins. Degen, Hut und Schärpe des großen Königs, die ehrwürdigen Denkmale unvergänglichen Ruhmes, wanderten zu den Invaliden nach Paris, die eherne Victoria ward von dem Brandenburger Thor herabgerissen, um sieben trostlose Jahre, vergessen und verschollen, in einem Winkel der fränkischen Hauptstadt zu rosten, und in dem Herrscherschloß an der Spree wurden jene Schmähschriften diktirt, die bübisch den Ruf der edlen Königin besudelten.

Und weiter trieb der Unersättliche seine siegberauschten Schaaren, denn der Gegner sollte nicht Zeit finden, auf Küstrin und Stettin sich stützend, an der Oder einen letzten Entscheidungskampf zu wagen. Sein Stern lächelte dem Korsen auch hier. Die Kommandanten der beiden Oderfestungen thaten es ihren Kameraden von Erfurt und Magdeburg an feiger Erbärmlichkeit noch zuvor; Pommern fiel mühelos in Feindeshand; jenseits der Weichsel, an den äußersten

Grenzen des Vaterlandes mußten die trübseligen Reste der weiland ersten Armee Europa's sich sammeln.

So weit das bekümmerte Auge des Patrioten reichte, nichts als namenlose Schande, als ungeheure Schmach!

Und doch, gerade jetzt, da Alles wankte, Vieles brach und auch die Besten schier verzagten; gerade hier, in dem preisgegebenen Pommern, sollte von einem entlegenen Fleckchen Erde aus der Welt in erhebender Art bewiesen werden, daß in dem zermalmten und zerquetschten Volke die alte Kraft noch fröhlich weiter blühe, daß in dem mit Hohn überschütteten Heere Friedrichs noch Männer wirkten, die es mit den Erlesensten aller Zeiten aufnehmen dürften.

In Hinterpommern, weitab von der großen Straße, da, wo die Persante in das baltische Meer sich ergießt, liegt Stadt und Festung Kolberg. Im Herbst des Jahres 1806, als noch Alles in schwindelnden Hoffnungen sich wiegte und eitel Ruhm und Siegesfreude träumte, als die Elb- und Oderfestungen von Waffen und Mannschaft starrten, wer hätte damals gedacht, daß eine feindliche Heereswelle bis in diesen fernen Winkel spritzen und an den verfallenen Mauern der alten Küstenstadt sich brechen sollte?

Napoleons scharfes Auge jedoch hatte frühzeitig Kolbergs Bedeutung erkannt. Während er gen Osten eilte, um die letzten vernichtenden Schläge gegen die nunmehr vereinigten Preußen und Russen zu führen, durfte er keinen festen Platz hinter seinem äußersten linken Flügel dulden, welcher dem Lande eine Art von Schutz, den preußischen Truppen einen sichern Anhalt gewähren und vermöge seiner Seeverbindung einen Sammelort und Stützpunkt für neue, von England und Schweden geförderte Rüstungen bilden konnte. Vor allem mußte verhindert werden, daß eine feindliche Truppenmacht unter kräftiger Führung von Königsberg aus an den Küsten der Ostsee landete, der französischen, jenseits der Weichsel festgehaltenen Armee in den Rücken fiele, die aus den Niederlagen und Kapitulationen entkommenen preußischen Heerestheile sammele und die erbitterte Bevölkerung zwischen Oder, Elbe und Weser zu offenem Aufstande mit sich fortrisse.

Zunächst wurde der Divisionsgeneral Teulié an der Spitze von

fünftausend Mann mit der Einschließung Kolbergs betraut, um später dem noch entfernten General Victor, der sich hier den Marschallsstab verdienen sollte, das Oberkommando abzutreten. —

Kolberg war eine sturmgewohnte Stadt. Hinter seinen Mauern tummelte sich ein kernhaftes Geschlecht, selbstbewußt, opferwillig, voll kecken Unternehmungsgeistes. Dreimal während des siebenjährigen Krieges hatte die kleine Festung alle Schrecken einer Belagerung erfahren und dreimal dem überlegenen Feinde glorreich widerstanden. Noch lebten Viele, welche die großen Tage von Roßbach und Leuthen gesehen und unter dem tapfern von der Heyde Russen wie Schweden die Wucht pommerscher Hiebe hatten empfinden lassen: als der Erste und Beste der Bürgerrepräsentant Joachim Nettelbeck. Neunundsechzig Jahre rastloser Arbeit hatten sein Haar wohl gebleicht, den stahlharten Körper aber nicht zu beugen vermocht. Er war ein Pommer aus König Friedrichs Zucht, gefestigt im Kampfe mit Welle und Wind, geschüttelt und zerzaust von den Stürmen des Schicksals und des Meeres; dabei ein ganzer Patriot, der an den Gestaden des Tajo wie unter den berauschenden Wundern der Tropen, in der Wasserwüste des atlantischen Oceans wie auf den Bastionen der Vaterstadt seines Königs und der heimathlichen Ehre nie vergaß.

Ein glückliches Ungefähr ließ ihn den Gefährten finden, wie er ihn in der gegenwärtigen Bedrängniß geeigneter sich nicht wünschen konnte. Ferdinand von Schill, Unterlieutenant in dem berühmten Dragonerregiment Ansbach-Baireuth, war bei Auerstädt verwundet worden, der Verfolgung aber glücklich entronnen. Mit zweien seiner Leute hatte er sich auf abgetriebenen Pferden und unter mancherlei Abenteuern durch die Feinde geschlichen, bis er in Kolberg endlich eine Zuflucht fand. Kaum daß seine Wunde halbwegs geheilt war, setzte sich dieser geborene Führer für den kleinen Krieg an die Spitze einiger dreister Gesellen und bekämpfte aus eigener Machtvollkommenheit den glühend gehaßten Franzosenkaiser. Anfänglich nur von einem halben Dutzend Reiter gefolgt, zog er im Angesicht des Feindes auf Kundschaft aus, überfiel mit unglaublicher Keckheit Gefangenentransporte, rettete Kassen, erbeutete Pferde,

Waffen und zahlreiches Schlachtvieh. Sein Anhang wuchs mit jedem Tage. In kurzer Zeit gelang es ihm unter königlicher Genehmigung, tüchtige Offiziere zu gewinnen und aus Versprengten aller Truppengattungen ein kleines, nothdürftig bewaffnetes, aber von heißer Kampflust beseeltes Corps zu bilden, mit dem er dem zwar stärkeren, doch über weite Flächen zerstreuten und schlecht unterrichteten Gegner immer schmerzhafteren Abbruch that. Begegnete er einer entschiedenen Übermacht, so zog er sich unter die Kanonen Kolbergs zurück, begierig ausspähend nach einer neuen Gelegenheit zu verwegenen Streichen. Bald war der Name Schill ein Schreckensruf für die Feinde, das Losungswort aller wahren Patrioten; und wenn die Bedeutung des kühnen Freibeuters mitunter auch überschätzt wurde, was that das in diesem Augenblick? Die geängstigte Seele des Volkes schrie nach einem Mann. Hier war ein solcher, jung und tapfer, dem die höchsten Kränze nicht unerreichbar schienen: Grund genug also, an seinem wackeren Bilde sich zu erfreuen und aufzuerbauen.

Ohne Nettelbeck und Schill wäre es trübe um Kolberg bestellt gewesen, denn die Vertheidigungsmittel befanden sich in einem wahrhaft kläglichen Zustand. Die Festungswerke waren verfallen und nicht pallisadirt, die Überschwemmungsvorrichtungen den mäßigsten Ansprüchen kaum genügend. Neunundsechzig fast unbrauchbare eiserne Geschützrohre rosteten im hohen Grase der Wälle; nur drei derselben, die am wenigsten abgenutzten, hatte man aufgestellt, aber auch diese drohten bei wiederholtem Gebrauch zu springen und der bedienenden Mannschaft verderblich zu werden. Das neue, von Berlin aus rechtzeitig abgesandte Geschütz fiel durch die verrätherische Nachlässigkeit des Stettiner Kommandanten in die Hände der Franzosen und wurde nun von den Belagerern gegen die Festung gerichtet.

Auch die Besatzung erwies sich als unzureichend und wenig verläßlich. Drei ungeübte Depotbataillone, meist aus Polen rekrutirt, die den ersten günstigen Augenblick erwarteten, um überzulaufen oder in die Heimath zu entweichen, waren Alles, was man dem krieg- und sieggewohnten Feinde entgegenwerfen konnte, während für

die Artillerie nur eine geringe Anzahl noch dazu altersschwacher Leute, Reiterei aber sogut wie gar nicht zur Verfügung stand.

Endlich gab der Kommandant selbst zu den schwersten Besorgnissen Anlaß. Wohl war Oberst Loucadou ein tapferer Soldat, der in dem siebenjährigen Kriege nicht ohne Auszeichnung gedient hatte, gewissenhaft und in seiner Weise entschlossen, den ihm anvertrauten Posten pflichtgetreu zu behaupten; aber fünfundsechzig Jahre lasteten hart auf seinen Schultern, er war erstarrt in Beobachtung abgelebter Formen und in seiner pedantischen Langsamkeit dem Oberkommando unter so außerordentlichen Umständen nicht im entferntesten gewachsen.

Loucadou that, was die Noth des Augenblicks erheischte. Die schadhaftesten Stellen in den Festungswerken wurden ausgebessert, mehrere Vorstädte niedergebrannt und die den Wällen zunächst gelegenen Wiesen unter Wasser gesetzt; wie es ihm auch glückte, durch Einberufung der Beurlaubten und Herbeiziehen der noch immer zahlreich herumschwärmenden Versprengten mehrere Bataillone verschiedenartiger Waffengattungen zu formiren und die Artillerie durch ein Dutzend Zwölfpfünder zu verstärken, welche auf dem Seewege von Danzig und Stralsund zu gelegener Stunde noch eingetroffen waren. Aber nur widerwillig duldete der in unseligen Vorurtheilen Befangene die Mitwirkung der Bürgerschaft, welche in schöner Hingabe an die Sache des Vaterlandes die Bewachung des Hauptwalles, die Schanzarbeiten und Krankenpflege übernommen hatte, und endlos waren seine Klagen über den tapfern Schill, der durch seine Ausfälle und übermüthigen Streifzüge weit in das Land hinein Napoleons besondere Aufmerksamkeit auf die arme Küstenfestung zu ziehen drohte.

Wohin war es mit Preußen gekommen, wenn Gevatter Schneider und Handschuhmacher sich erdreisten durften, an der Seite des Berufssoldaten mitreden und mithandeln zu wollen; wenn sogar ein königlicher Unterlieutenant, ohne einer höheren Behörde Rechenschaft abzulegen, auf eigene Gefahr einen abenteuerlichen Guerillakrieg zu führen wagte? Was frug der beschränkte Greis darnach, daß dieser Offizier vor kurzem den zur Übernahme seines Kommandos

reisenden General Victor bei Arnswalde aufgehoben und gefangen genommen, daß der findige Dragoner die im Nordwesten der Stadt gelegene Maikuhle, eine baumreiche Anpflanzung, besetzt und voll kluger Voraussicht befestigt hatte? Mochte diese wichtige Position, die den ungehinderten Verkehr zwischen Festung und Hafen sicherte, immerhin in feindliche Hände fallen, wenn nur die altbewährte Methode aufrecht erhalten wurde, jedwede Vertheidigung auf Wall und Mauer zu beschränken, um eine regelrechte Bresche abzuwarten und dann in ehrenvoller Weise zu kapituliren.

Bürgerschaft wie Garnison vergalten diesen Hoch- und Kleinmuth mit tiefem Mißtrauen, sie vergaßen keinen Augenblick, daß die Kleist und Ingersleben Loucadou's Standesgenossen waren. Eine bedenkliche Gährung bemächtigte sich der ohnehin erregten Gemüther, und es dauerte nicht lange, so machte eine neue Thorheit des alten Gamaschenknopfs das bis zum Rande volle Gefäß des Zornes überfließen. Schill war am 12. April mit seinem Corps und einem Theil der Besatzung wieder einmal ausgefallen, hatte die französischen Posten jenseits der Persante über den Haufen geworfen, den Westen der Festung vom Feinde gesäubert und schickte sich eben zu nachdrücklicher Verfolgung an, als ein Machtwort Loucadou's jede weitere Ausbeutung des Sieges verhinderte. Das war dem feurigen Schill zu viel! Das brave Herz voll bittern Grimms, zog er mit dem größeren Theil der Seinen nach Stralsund, wo Blücher mit einem preußischen Heerhaufen, den schwedische und englische Hilfsvölker verstärken sollten, eine Diversion in Napoleons Rücken vorbereitete. Hier hoffte der vielfach Gekränkte ein besseres Verständniß seines Werthes zu finden, ein lohnenderes Feld für seine ritterliche Wagelust. Nettelbeck aber gab dem Unwillen der Bürgerschaft in einem Schreiben an den König unverhohlenen Ausdruck und forderte in beweglichen Worten die Sendung eines andern, geeigneteren Kommandanten; ja, zwei Offiziere, Artilleriemajor von Britzke und Vicekommandant Hauptmann von Waldenfels, gingen so weit, in Gegenwart Loucadou's Pistolen zu ziehen und bei ihrem Ehrenworte zu erklären, daß sie Jeden ohne Ausnahme niederschießen würden, der ein Wort von Ergebung spräche.

Das waren schlimme Aussichten!

In der zweiten Hälfte des April traf Marschall Mortier mit zahlreichen Verstärkungen bei dem Belagerungsheere ein, um an Victors Stelle den Oberbefehl zu übernehmen. In Tramm, ost-südöstlich von Kolberg, schlug er sein Hauptquartier auf, während Divisionsgeneral Loison beauftragt wurde, mit herzoglich sächsischen, württembergischen und italienischen Truppen die eigentliche Berennung des Platzes zu leiten.

Neuntausend Mann standen jetzt der durch Schills Abgang schwer geschädigten Besatzung gegenüber; aber schon war Hilfe unterwegs. Am 26. April zog, enthusiastisch empfangen, das in Memel gebildete zweite pommersche Reservebataillon unter dem Hauptmann von Steinmetz durch das Münderthor, und drei Tage später erschien, fremd und unerwartet, der neue Kommandant selbst.

Nettelbecks Bitte hatte ein geneigtes Ohr gefunden. Mit sicherm Soldatenblick, der selten fehlte, wenn ihn verwirrende Rathschläge Dritter nicht trübten, hatte Friedrich Wilhelm den Mann gefunden, der großartig, wie kein Zweiter, seine Aufgabe in ihrer ganzen Bedeutung erfaßte.

Neidhardt von Gneisenau hieß der Erwählte. Ein Name sogut wie unbekannt. Die Regimentskameraden hatten ihn scherzend den „ewigen Hauptmann“ geheißen und lächelten über den Sonderling, der in der Einsamkeit einer abgelegenen Garnison Schlesiens die Siegesflüge des jungen Bonaparte mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit verfolgte. Hin und wieder flüsterten sie sich wohl in die Ohren: er habe als aufgelesenes Kind ohne Eltern, Vaterland und Glauben in einem sächsischen Landstädtchen die Gänse gehütet — weiter jedoch wußte man nichts von dem Mann, der bald genug der Stolz eines ganzen Volkes werden sollte. Aber sein König hatte ihm in entscheidender Stunde tief in das Herz geblickt und erwählte jetzt den unbekannten Major für die Kolberger Sendung.

Glänzender als durch Gneisenau, ist das Vertrauen eines Fürsten niemals gerechtfertigt worden.

In finsterer Nacht, auf einem elenden Fischerboot, von einem Hagel von Kugeln verfolgt, war er durch den eisernen Gürtel ge-

brochen, den Lefebvre um Danzig gezogen hatte, und am 29. April auf der Rhede von Kolberg an das Land gestiegen. Mit ihm stieg eine helle, ruhm- und ehrenschwangere Zeit für die bedrängte Stadt aus dem Meere. Seiner Feuerseele entströmte ein Hauch erquickender Lebenslust, der all' die schwülen Dünste des Mißtrauens, der Unentschlossenheit und kleinlichen Eifersucht mit Eins von dannen fegte, der die trüben Augen von Neuem blitzen, die gedrückten Herzen wieder hoffnungsfreudig pochen machte.

Ein zuverlässiger Zeuge, Nettelbeck selbst, schildert den überwältigenden Eindruck, dem Jeder unterlag, der in den Zauberbann des königlichen Mannes trat.

Unter den Wölbungen des Münderthores war der Alte dem Hauptmann von Waldenfels an der Seite eines Unbekannten begegnet. Er hatte mit dem Unterkommandanten über wichtige Maßnahmen zu berathschlagen — nun fühlte er sich durch die Anwesenheit eines Fremden beengt und wollte mit der Sprache nicht recht heraus. Waldenfels lächelte zu dieser Vorsicht und führte beide, Nettelbeck und den Fremden, in sein Quartier.

„Als wir dort angekommen und unter sechs Augen waren," — erzählt Nettelbeck weiter — „wandte sich der Hauptmann zu mir mit den Worten: „„Freuen Sie sich, alter Freund, dieser Herr hier, Major von Gneisenau, ist der neue Kommandant, den uns der König geschickt hat!"" Und zu seinem Gaste: „„Das ist der alte Nettelbeck!"" Ein freudiges Erschrecken fuhr mir durch alle Glieder; mein Herz schlug mir hoch im Busen, und die Thränen stürzten mir aus den alten Augen. Zugleich zitterten mir die Knie unterm Leibe, ich fiel vor unserm Schutzgeist in hoher Rührung auf die Kniee, umklammerte ihn und rief aus: „„Ich bitte Sie um Gottes Willen, verlassen Sie uns nicht: wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben; sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden! So denke ich nicht allein, in uns allen lebt nur ein Gedanke: die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden!"" Der Kommandant hob mich freundlich auf und tröstete mich: „„Meine Kinder, ich werde Euch nicht verlassen, Gott wird Euch helfen.""

Und nun wurden einige Angelegenheiten besprochen, die wesentlich zur Sache gehörten, und wobei sich sofort der helle, umfassende Blick unseres neuen Befehlshabers zu Tage legte, so daß mein Herz in Freude und Jubel schwamm." —

Und ein Nachklang dieses Entzückens — stolz dürfen wir es sagen — zittert auch durch unsere, der Enkel Seele, wenn wir vor des Helden Standbild treten, das sein dankbares Fürstenhaus ihm gründete und Christian Rauchs Meisterhand aus dem Erz französischer Kanonen schuf. „In Wahrheit, ein Verein und eine Bildung, auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt!"

Am Tag nach dieser ersten Bekanntschaft stellte sich Gneisenau auf der Bastion Preußen den Truppen sowie den königlichen und städtischen Behörden vor. Die Majestät seiner Gestalt, die heitre Ruhe und sonnige Wärme, die über der ganzen Erscheinung ausgebreitet lagen, verfehlten auch hier ihre sieghafte Wirkung nicht. Jauchzen, Rührung, stammelnde Schwüre der Treue und Hingebung umrauschten den Freudigbewegten, nachdem er seine begeisterte Anrede geendet, und die Kunde von der Herrlichkeit des neuen Kommandanten verbreitete sich schnell bis in die entlegensten Winkel der Stadt.

In Noth und Gefahr darf dem Menschen die Tröstung der Religion am wenigsten genommen werden, hatte Gneisenau gesagt, und die Kirchen thaten sich auf, die Loucadou in Magazine verwandelt hatte; die Glocken luden wieder ein zu Sammlung und Gebet, und die fromme Gemeinde wohnte ungestört der Konfirmation ihrer Kinder bei, wie wenn draußen der tiefste Friede waltete. „Ein neues Leben und ein neuer Geist kam nunmehr, wie vom Himmel herab, in Alles, was um uns und mit uns vorging!" jubelt der selbst verjüngte Nettelbeck.

Unter des Letzteren Führung untersuchte nun der Kommandant die vorhandenen Vertheidigungsmittel. Traurig genug sah es damit immer noch aus; es fehlte nicht mehr wie Alles. Da gab es keine Schanzkörbe, keine Erdsäcke, weder Faschinen, noch Faschinenpfähle. Trotz des eifrigsten Forschens fand man kein Balkenholz für Brücken

und spanische Reiter, ebensowenig Bretter, geschweige denn Bohlen für Batteriebettungen. Die Armuth an Holz war so empfindlich, daß im Verlaufe der Belagerung sogar gefallene Offiziere ohne Särge begraben werden mußten. Die zur Schanzarbeit erforderlichen Hacken und Schaufeln, das Handwerkszeug für die Zimmerleute wurde erst aus Königsberg verschrieben, während die Kommandeure der Infanteriebataillone vergebens um Blei, Patronenpapier und Flintensteine baten.

Als Schmerzenskind aber erwies sich nach wie vor die Artillerie. Von den eisernen Geschützen, die zum ernsteren Dienst schon längst nicht mehr taugten, war inzwischen eine bedeutende Anzahl gesprungen; obendrein fehlte es an Lafetten und die einzige Schmiede, welche sich auf deren Beschlag verstand, mußte wegen mangelnder Kohlen feiern. Der geringe Pulvervorrath hatte durch Nässe, das Schleusenwerk durch grobe Vernachlässigung gelitten — kurz, wohin er auch schweifte, nichts Tröstliches bot sich dem prüfenden Blicke, und jeder Andere, als Gneisenau, würde zaghaft geworden sein. Aber diesen leuchtenden Geist vermochte nicht der Schatten einer Sorge zu trüben. Nach allen Seiten flogen seine Boten, nach Stralsund und Königsberg, nach London und Stockholm; überall trieb der Nimmerrastende zur Eile, überall wußte er die kräftigsten Hebel anzusetzen, und zuletzt verließ er sich doch auf das Beste: auf die Tapferkeit seiner Truppen, auf das eigene mannhafte Herz.

Vor allem war er darauf bedacht, den neuerwachten Muth der Besatzung nicht einschlafen zu lassen. Der Morgen des dritten Tages seiner Amtsführung dämmerte kaum empor, als er bereits den Kolberger Bürgern von der Zerstörung feindlicher Werke erzählen und Gefangene, Waffen und zahlreiches Belagerungsmaterial als untrügliche Siegeszeichen vorführen konnte. Eine schwedische Fregatte mit sechs und vierzig Kanonen, die gerade jetzt auf der Rhede Anker geworfen, hatte ihn bei diesem nächtlichen Unternehmen unterstützt, leider nur mit mäßigem Erfolg, da sie wegen ihres Tiefganges der Küste sich nicht genügend nähern konnte.

Recht im Gegensatz zu Loucadou sann Gneisenau auf Mittel

und Wege, wie er den Feind möglichst lange von den Stadtmauern entfernt halten, wie er die Übermacht desselben zersplittern und lähmen könne.

Ohne Säumen ging er an die Befestigung des Wolfsberges, eines Hügels am rechten Ufer der Persante, der, siebenhundert Schritte von der Küste und in doppelter Entfernung von den Festungswerken gelegen, dreißig Fuß über den Meeresspiegel sich erhebt. Von diesem Punkte aus vermochte er das ganze vorliegende Binnenfeld zu beherrschen und alle feindlichen Anschläge gegen seine Seeverbindung zu vereiteln.

Während er mit herzlicher Freude den wiederversöhnten Schill im Rücken der Belagerer das alte reiterlustige Wesen treiben ließ, warf er mit erbärmlichem Material in dem leichten Sandboden Wall und Brustwehren auf, senkte Blockhäuser in die Erde, verpallisadirte den Graben und krönte seine Verschanzung mit elf Geschützen. Als Meister bewährte er sich schon hier. Nichts konnte ohne ihn geschehen, aller Orten wurde seine Gegenwart gefordert, keine Arbeit, wo er nicht selbst mit Hand anlegen mußte; denn nur zwei Ingenieuroffiziere waren zur Stelle, der ältere ein unverbesserlicher Trunkenbold, der jüngere erst neunzehnjährig und ohne alle Erfahrung. Aber das Werk gelang; und als nun noch die Garnison durch das dritte neumärkische Reservebataillon auf sechstausend Mann gestiegen war, durfte er den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegensehen.

General Loison war inzwischen mit Sicherung der eigenen Stellungen zu sehr beschäftigt gewesen, um ein Auge für die Maßnahmen des Gegners zu haben; zu spät erkannte er sein arges Versäumniß und suchte es durch einen Gewaltstreich wieder gut zu machen. Am 7. Mai ließ er den Wolfsberg angreifen, wurde aber von Waldenfels mit blutigem Kopfe zurückgewiesen, so daß es geraumer Zeit bedurfte, bevor er von neuem auf dem Kampfplatz zu erscheinen wagte.

Vom Kavalier der Bastion Preußen, seinem gewöhnlichen Standorte aus, bemerkte endlich Gneisenau kurz vor Pfingsten eine auffällige Bewegung im französischen Lager. Mit Sicherheit schloß

er auf eine nahe bevorstehende Unternehmung und begrüßte seine Soldaten mit folgendem Parolebefehl:

„Es hat sich das Gerücht verbreitet, der Feind wolle morgen in der Frühe den Wolfsberg angreifen. Es ist mir lieb, solches der Garnison bekannt machen zu können, und freue ich mich mit ihr, daß der Tag der Rache gekommen ist.

Parole: Friedrich Wilhelm!"

Er hatte recht gesehen. Zweitausendsiebenhundert Mann führte General Teulié in der Nacht des Pfingstmontags gegen die von hundertundfünfzig Pommern besetzten Verschanzungen vor. Die Dunkelheit begünstigte seine Annäherung; die preußischen Vorposten wurden überrascht und nach hartnäckigem Widerstande zum Rückzug gezwungen; noch aber hatte er sich in dem eroberten Werke nicht festgesetzt, als, auf Gneisenau's Befehl, Waldenfels mit fünfhundert Grenadieren zur Unterstützung herbeieilte, die Feinde mit unvergleichlicher Bravour in wirrer Flucht vor sich hertrieb und in ihren Reihen ein unbarmherziges Blutbad anrichtete. Sechshundertundfünfzig Franzosen waren die Opfer dieser mörderischen Nacht, unter ihnen dreizehn Offiziere und der Kommandeur der italienischen Truppen. General Teulié selbst entzog sich nur mit knapper Noth der Gefangennahme.

Die Niederlage war vollständig. Marschall Mortier wüthete, denn schon wurde der Kaiser ungeduldig und mahnte in drohenden Worten, die Wegnahme des winzigen Nestes zu beschleunigen. Trotz eines zahlreichen und tüchtigen Ingenieurcorps, einer weitüberlegenen und weltberühmten Artillerie, einer sieggewohnten, von glänzenden Führern geleiteten Truppenübermacht war es nicht gelungen, dem einen Mann, der nichts, als eine Handvoll todesmuthiger Soldaten zur Seite und die treue Bürgerschaft im Rücken hatte, den kleinsten Vortheil abzugewinnen. Mit Betroffenheit erkannte der französische Feldherr, daß ihm hier eine geniale Kraft entgegenarbeite, die er längst nicht mehr in dem preußischen Heere vermuthete, die, an die stolzesten Zeiten König Friedrichs erinnernd, dem Feinde schon an der Gurgel saß, noch ehe er dem unerwarteten Anprall begegnen konnte, die bereits vernichtende Schläge führte, bevor der

Gegner zum Hiebe auszuholen vermochte. Die Tatze des Löwen hatte der Marschall gefühlt; von nun an war er auf seiner Hut. Statt ihn Stirn gegen Stirn zu packen, wie er es umsonst versucht, mußte er Gneisenau auf Umwegen beschleichen, statt die Festung in einem ersten wuchtigen Ansturm niederzuwerfen, mußte er sich selber wider den Belagerten verschanzen, und Zeit und Geduld vergeuden, um gegen ein elendes, flüchtig aufgerichtetes Erdwerk, das der Erbauer selbst als „eine wahre Schweinerei in der Ausführung" verspottete, alle Künste einer regelrechten Belagerung spielen zu lassen.

In Kolberg aber herrschte Freude, die sich noch steigerte, als Nettelbeck die Ankunft eines englischen Kauffahrers mit Munition und Ausrüstungsgegenständen meldete. Der Alte leuchtete vor Glück, wenn er seinem angebeteten Kommandanten gute Kunde bringen konnte. Zeigte sich nur ein Segel am Horizont, gleich warf er sich in das Meer und forschte, ob es vielleicht Freunde wären, welche Waffen oder Vorräthe gen Kolberg trügen. Kein Sturm hielt ihn von dieser Gepflogenheit ab, und mehr als einmal führte der treue Pilot gefährdete Schiffe in den bergenden Hafen, wo bewährte Lootsen an der Möglichkeit des Gelingens verzweifelten. Seine Kräfte schienen sich in den letzten Wochen verdoppelt zu haben. Hoch zu Roß ritt er mitten in den Kugelregen hinein, den erschöpften Mannschaften Erquickung zu reichen und zuverlässige Nachrichten über den Gang des Gefechts für Gneisenau zu sammeln. Die Verwundeten schaffte er auf Wagen in die Stadt zurück, die Todten las er vom Schlachtfeld auf und sorgte liebevoll für ein christliches Begräbniß; dabei kroch er spähend über die Häuserböden, in die dunkelsten Winkel der Speicherdächer und zimmerte unverdrossen an dem veralteten Schleusenwerk. War doch seiner Gewissenhaftigkeit die Obhut der Lösch- und Überschwemmungsanstalten anvertraut. Wehe dem Ungehorsamen, der feuergefährliche oder leichtentzündliche Stoffe nicht am gesicherten Ort bewahrte; Wehe dem Fahrlässigen, der einen Tropfen Wassers nutzlos verschwendete!

Während der Wolfsberg täglich mit hundert und mehr Granaten beworfen wurde, und Gneisenau ununterbrochen zu flicken

und auszubessern hatte, trat zu allen andern Übeln, als ob es an ihnen nicht genug gewesen wäre, schließlich auch noch die Sorge um das liebe Geld. Die Kapitalien der wohlhabenderen Einwohner waren durch willig gereichte Darlehen allmählich erschöpft, und aus Königsberg durfte man keine Unterstützung erwarten. Soldaten aber und Handwerker mußten bezahlt werden, wenn nicht alle Ordnung sich lösen sollte — so konnte der Noth nur mit selbstverfertigtem Papiergeld gesteuert werden.

Zu seinem Schrecken erfuhr Gneisenau, daß in der Stadt keine Druckerei vorhanden wäre; aber rasch entschlossen, berief er die Schüler des Lyceums, und nicht lange dauerte es, so waren kleine, mit verschiedenartiger Tinte beschriebene und durch das Gouvernementssiegel beglaubigte Pappdeckel im Betrage von vielen Tausenden von Thalern im Umlauf.

Wie schwer auch die Lasten waren, die Gneisenau bedrückten, über den heitern Gleichmuth seiner sturmfesten Seele hatten sie keine Gewalt. Schloß er doch mitten in dem Drang und Wust der jetzigen Tage einen nach Memel gerichteten Brief mit folgenden Worten: „Seit acht Monaten habe ich keine Nachricht von meiner Frau und ihren sechs Kindern. Dies will mich manchmal in meinen Anordnungen stören, aber ich denke immer bald wieder daran, daß ich eher Soldat als Ehemann war. Wenn man nur nicht durch diesen heillos eingeleiteten Krieg ein Bettler geworden wäre und Bettler hinterlassen müßte! Doch ein junger Mensch muß alles versuchen, sagte jener Onkel seinem Neven, der sich todtzuschießen drohte, weil jener kein Geld geben wollte."

Und wie der Meister, so seine Gesellen. Eine freudige Hingabe, ein fester Glaube an den Helfer und Retter erfüllte Aller Herzen, ja, das Vertrauen auf ihn und seine schützende Nähe ging so weit, daß es für die kolberger Frauenwelt bald zum guten Ton gehörte, den schönen Kommandanten und seine Offiziere auf den Vorwerken zu besuchen und trotz der feindlichen Wurfgeschosse harmlos geselligen Vergnügungen nachzuleben. Der Soldat aber begann sich wieder zu fühlen. Eine unzerstörbare Siegeszuversicht durchwärmte und hob sein ganzes Wesen. Wie mächtig auch die

Überzahl der Feinde wuchs, er wußte jetzt, daß preußische Waffentüchtigkeit, nach gut altfritzischer Lehre, dem Teufel selber nicht zu weichen brauche, und von den Wällen klangen spottend neuerfundene Schelmenlieder in das französische Lager hinüber. Dort waren ja der Deutschen genug, die die trotzigen Weisen verstanden.

„Ich nahm" — schrieb Gneisenau später einem Kameraden, der bei Saalfeld gefangen, in Chalons sehnsüchtig nach Nachrichten aus der Heimath verlangte — „Alles auf meine Hörner, verfuhr wie ein unabhängiger Fürst, manchmal etwas despotisch, kassirte feigherzige Offiziere, lebte fröhlich mit den braven, kümmerte mich nicht um die Zukunft und ließ brav donnern."

In der Nacht vom 10. auf den 11. Juni hatte der Belagerer seine Laufgräben bis auf vierzig Schritte gegen den Wolfsberg vorgeschoben, die Demontirbatterien vollendet, die eigenen Verschanzungen mit dem schwersten Geschütz gekrönt und schüttete nun bei anbrechendem Morgen einen Regen von Kugeln und Haubitzgranaten über die schlaftrunkene Stadt.

Die Zerstörung war groß, aber kaum züngelte irgendwo die Flamme empor, so rasselte Nettelbeck mit „seiner Artillerie" herbei und bekämpfte, den Wasserschlauch in nerviger Faust, das entfesselte Element. Greise, Weiber und Kinder wollten im Kampf für Ehre und Vaterland nicht zurückbleiben, mit nassen Tüchern und Rasenstücken suchten sie der verderblichen Wirkung der Sprenggeschosse zu begegnen, indessen alle streitbaren Männer, ohne an die Rettung ihrer Habe zu denken, Wall und Thore besetzten.

Mit nicht weniger als dreißig Kanonen und Mörsern arbeitete Loison gegen den ohnehin erschütterten Wolfsberg und seine fünf Geschütze. Dreitausend Kugeln machten an diesem einen Tage die Rippen des armen Erdwerkes erbeben. Nach zwölfstündigem Ringen waren sämtliche Schießscharten, Sturmpfähle und Pallisaden zerstört, die letzten drei Geschütze zerschmettert, die Blockhäuser dem Einsturz nahe, und die tapferen Vertheidiger auf ein Drittheil ihres Bestandes zusammengeschmolzen. Obendrein drohte das Pulvermagazin, seiner Erddecke allmählich beraubt, bei der nächsten unglücklichen Granate mit Allem, was die Schanze noch barg,

in die Luft zu fliegen — dennoch wagte der französische General keinen Sturm, sondern bot dem kommandirenden Hauptmann von Bülow freien Abzug mit allem Geschütz und beweglichem Eigenthum an.

Gneisenau willigte ein. Er war zufrieden, den morschen Sandhügel volle fünfundzwanzig Tage gegen eine förmliche Belagerung gehalten und dem Feinde empfindlichen Abbruch gethan zu haben, der neben zahlreichen Todten und Verwundeten auch den Verlust des trefflichen Generals Teulié beklagte.

Unter klingendem Spiel, mit allen kriegerischen Ehren verließ die kleine preußische Schaar den Schauplatz ihres Ruhmes, eine weiter rückwärts gelegene, noch unvollendete Redoute zu besetzen.

Wie wenn sie an Gneisenau vermittelst seiner eigenen Schöpfung Rache nehmen wollten, mühten sich die Franzosen, das geräumte Werk so schnell als möglich ihren Zwecken dienstbar zu machen. Die Zahl der vorhandenen Arbeiter schien für die wichtige Aufgabe nicht hinreichend, Hunderte von Bauern wurden also weit aus dem Lande her zusammengetrieben, eine formidable Angriffsposition aufzuwerfen, welche gleichzeitig Stadt und Hafen unter ihr verderbliches Feuer nehmen könnte. Das durfte nicht gelitten werden. Eben hatte ein englisches Schiff neue Geschütze und ausreichende Munition nach Kolberg gebracht, der Muth der Truppen war ungebrochen und verlangte nach Gefechten, was konnte Gneisenau abhalten, dem flammenspeienden Ungeheuer, das er selbst geschaffen, das ihm aber jetzt unter dem Namen „Fort Loison" feindlich gegenüberstand, mit einem kühnen Griff den gefräßigen Rachen zu stopfen? Und wer wäre für diese rettende That geeigneter gewesen, als der verwegene Waldenfels?

Der nächtliche Überfall gelang vollständig, noch einmal wehte die schwarz-weiße Fahne von dem blutgedüngten Hügel. Drei zur Wiedereroberung des Forts unternommene Stürme endeten mit kläglicher Flucht der Franzosen, und Alles, was in der Schanze niet- und nagelfest war, wurde dem Feuer und der Vernichtung preisgegeben.

Gegen Morgen, als sie das Zerstörungswerk vollendet und Loison's mühselige Arbeit um mehr als eine Woche zurückgeworfen hatten, berief Gneisenau seine Grenadiere in die Stadt. Die Heimkehrenden empfing diesmal kein lauter Gruß, obwohl sie neben zahlreichen Gefangenen zweihundert gepreßte und nun befreite Bauern mit sich führten. Der Ruf der Freude hätte sich nur schlecht geschickt zu einem Trauerzuge. Auf der Lafette einer eroberten Haubitze lag blutig und still der zweite Kommandant, die Verklärung des Todes und Sieges auf der bleichen Stirn.

Gneisenau war tief erschüttert. Zu gut wußte er, was ihm Waldenfels gewesen; doch die Zeit verbot, weichmüthiger Trauer nachzuhängen. Drohender mit jedem Tage thürmten sich die Wetterwolken über Kolberg auf. Wohl gelang es ihm, in einem abermaligen, nach drei verschiedenen Richtungen geleiteten Ausfalle den für das Nachtgefecht wie immer untauglichen Feind zu werfen, aber der eigenen großen Verluste wegen konnte er den Kampf außerhalb der Festung nicht lange mehr fortführen, um so weniger, als gerade jetzt aus dem eroberten Danzig sechstausend Mann Verstärkung mit gewaltigem Belagerungstroß im französischen Lager eingetroffen waren, und die durch Regengüsse angeschwollene Persante die schadhafte Hauptschleuse wegzureißen drohte. Versagte diese ihren Dienst, so war es um Nettelbecks kunstvoll aufgestaute Überschwemmung geschehen, Loison konnte über das weite Binnenfeld her trocknen Fußes bis an die Thore der Stadt gelangen.

Um das Maß vollzumachen, erklärte in dieser Bedrängniß der Kapitän der schwedischen Fregatte, daß höhere Befehle ihn zur schleunigsten Rückkehr in die Heimath nöthigten. Segelte er wirklich ab, so war die Seeverbindung für Gneisenau verloren, der Hafen lag dann schutzlos den Kanonen des Forts Loison preisgegeben, und die schmerzlich erwarteten, mit Kriegs- und Mundvorräthen beladenen Handelsschiffe aus Stockholm und Riga mußten unverrichteter Sache wieder umkehren.

Hier galt es eine schnelle Wahl: entweder die Fregatte oder der Wolfsberg! Der Schwede blieb taub gegen jegliche Bitte, so mußte denn das „verwünschte Mordloch“ noch einmal dran.

Festung und Fregatte leiteten den Kampf mit einem anhaltenden, aber ziemlich wirkungslosen Feuer ein, dann ließ Gneisenau das Grenadierbataillon unter Hauptmann von Zülich zum Sturm antreten. Mit glühenden Blicken verfolgte er von der Bastion Preußen seine Lieblinge, wie sie im Strahl der Junisonne mit voller Feldmusik, einen Tritt wie den andern, dem sichern Tode entgegenschritten. Mochten die französischen Kugeln auch ganze Rotten niederreißen, die klaffenden Lücken schlossen sich wieder und Schulter an Schulter, das Gewehr zur Attacke rechts, ging es vorwärts dem unheilvollen Bollwerk gerade auf den Leib. Schon stürzten die Pallisaden, schon war der Graben durchwatet und die Brustwehr erklettert, schon ritten Einige auf den eroberten Kanonen, um dieselben zu vernageln; wenn jetzt, nach Befehl, die Füsiliere vom Strande her energisch eingriffen, so krönte ein voller Sieg das tapfere Wagestück. Aber ein Unstern waltete heute über den sonst tüchtigen Leuten. Ein Namenloses, wovon sie sich keine Rechenschaft zu geben wußten, erfüllte sie mit Schrecken; trotz Bitten und Drohungen ihrer Führer waren sie nicht an den Feind zu bringen, sie stutzten, wankten und wandten sich endlich zur Flucht. Unterdessen verstärkte sich der Gegner von Minute zu Minute; immer größere Massen entstiegen den Laufgräben. Hauptmann von Zülich fiel, mit ihm vier seiner besten Offiziere, zwei Drittheile des Bataillons deckten todt oder verwundet den Boden, nirgends zeigte sich eine Aussicht auf Unterstützung — da mußte der kleine Rest sich zum Rückzug entschließen. Er trat ihn an in ungebrochener Ordnung, dem Sieger bis zum letzten Augenblick die Stirne weisend, und erschien vor seinem Feldherrn, zerfetzt und blutend, aber mit makellos bewahrter Fahne.

Die Kämpfe um den Wolfsberg waren zu Ende.

Seinen Bericht an Scharnhorst, der schon damals die Wiedergeburt des Heeres in sinnendem Geiste plante, schloß ein sachkundiger Augenzeuge voll schöner Begeisterung: „Gneisenau ist der erste Kommandant in ganz Europa!" Ein beifälliges Lächeln glättete die faltenreichen Züge des großen Denkers, und in dem Merkbuch, wo die Männer verzeichnet waren, die ihm einst bei seinem gewal-

tigen Werke helfen sollten, stand seit dieser Stunde der Name Gneisenau obenan. —

Während so um Kolberg gerungen wurde, war im Osten der entscheidende Schlag bereits gefallen. Am 14. Juni hatte Benningsen, ohne genügende Kenntniß der feindlichen Streitkräfte, bei Friedland einen unbedachten Vorstoß gewagt und eine vollständige Niederlage erlitten. Muthlos überließ er das preußische Corps unter Lestocq seinem Schicksal und wich vor Napoleons Drängen über den Niemen aus. Königsberg mit seinen reichen Magazinen fiel in französische Gewalt, der Welteroberer pflanzte seine Adler in der äußersten Grenzstadt Preußens auf. Kaiser Alexander aber trug schon am 21. Juni, mit schmählicher Nichtachtung der Bartensteiner Konvention, auf einen vierwöchentlichen Waffenstillstand an. Napoleon schlug freudig in die dargebotene Hand, und wenige Tage später mußte der unglückliche, von seinem nächsten Freunde verrathene Friedrich Wilhelm der sauberen Abmachung seine Billigung ertheilen, um nur zu bald die noch härtere Schmach von Tilsit zu erleben.

Kolbergs war in dem unheilvollen Vertrage ausdrücklich Erwähnung gethan, aber der treulose Loison, der nach Mortier's Abgang zur Hauptarmee das Oberkommando übernommen hatte, hütete sich wohl, die von der Außenwelt jetzt gänzlich abgeschnittene Stadt über die jüngste Wendung der Dinge aufzuklären. Die Lorbeeren Lefebvre's, des neuen Herzogs von Danzig, ließen ihn nicht schlafen, um jeden Preis wollte er dem erzürnten Kaiser die trotzige Festung, und wäre es in Gestalt eines Trümmerhaufens, zu Füßen legen.

Damals schrieb Gneisenau seinem Freunde, dem Major von Chasot: „Leben Sie wohl; glücklich darf man nicht sagen in dieser unseligen Zeit. Wer seine Gesundheit und Rechtschaffenheit daraus rettet, nur der ist einigermaßen zu preisen. Am meisten der, der glorreich stirbt."

Mit düstrer Entschlossenheit blickte er der nächsten Zukunft entgegen. Seit Wochen war er nicht aus den Kleidern gekommen, ebensowenig hatte er ein Bett gesehen. Auf einer rohgezimmerten

Holzpritsche, die in einem armseligen Gemach über dem Lauenburger Thor, einer ehemaligen Gefängnißzelle, aufgeschlagen stand, gönnte er den erschöpften Gliedern eine kurze Erholung, jeden Augenblick bereit, Hilfesuchende mit Rath und That zu unterstützen. Ihm war es nicht entgangen, wie der Feind erst in weiten, dann immer enger werdenden Windungen der gierig begehrten Beute sich genähert hatte und nun voll unheimlicher Ruhe die günstige Gelegenheit zum letzten tödtlichen Sprunge erwartete. Er war auf das Äußerste gefaßt. Aber selbst seine Nächsten ahnten nichts von dem, was in des Feldherrn Busen stürmte; ihnen schien der quellende Reichthum seines Innern unversiegbar, die Schwungkraft seiner Seele wie aus Stahl geschmiedet.

Am 28. Juni hatte Loison die dritte Parallele eröffnet, zwei Tage später sein Geschütz in die aufgerichteten Batterien geführt, und am Morgen des 1. Juli brach über die Stadt ein Bombardement ohne Gleichen herein, das in ganzer Furchtbarkeit dreißig volle Stunden anhielt. Der Schrecken, so hoffte der General, das Entsetzen sollte sein mächtigster Bundesgenosse werden, alle Bande der Ordnung sprengen und Gneisenau's starren Sinn erschüttern. Wie erbarmungslos aber auch die Feuergüsse niederströmten, wie grauenhaft die Verheerung von Stunde zu Stunde wuchs, in ihren letzten Wirkungen hatte der Franzose sich dennoch getäuscht.

Die eiserne Disziplin der Truppen wankte keinen Augenblick, die Bürger wichen nicht von ihren Posten: Nettelbeck und dem alten pommerschen Herrgott vertrauend, ließen sie brennen, was eben brannte; den Blick geradeaus gerichtet, blind und taub gegen das flammende, heulende Elend im Rücken, erwarteten sie, das Gewehr bei Fuß, den drohenden Sturm. Endlich brauste er heran. Von allen Seiten hetzte Loison seine Bataillone gegen die Wälle, und in knirschender Wuth arbeiteten Bajonett, Kolbe und Musketenkugel. Hoch oben auf der Bastion Preußen, umschwirrt von sprühenden Geschossen, mit eherner Ruhe kurze Befehle ertheilend, wachte indeß der Kommandant, der arme, barfüßige Gänsejunge von Schilda, jetzt der Hirt einer edleren Heerde, einer

Heerde, die entschlossen war, mit ihrem Führer zu siegen oder zu sterben.

„Preußen ist verschwunden!“ hatte der übermüthige Imperator gerufen — hier war es noch, in jungfräulicher Schöne, in seiner ganzen herben Herrlichkeit!

Und als die Sonne sank, und die Nacht über das weite Leichenfeld den mitleidigen Schleier breitete, hatten vierundzwanzigtausend Feinde nicht einen Stein der Festung gewonnen; nur die Maikuhle war durch die Fassungslosigkeit eines Schill'schen Offiziers verloren gegangen.

Nettelbeck, der sich wieder als der alte bewährt hatte, giebt ein anschauliches Bild des Bombardements.

„Alles, was von Anbeginn der Belagerung bis jetzt vom Feinde unternommen worden, mochte nur als ein leichtes Vorspiel von demjenigen gelten, wozu die dritte Morgenstunde des 1. Julius die Losung gab; denn mit derselben eröffnete er aus all seinen zahlreichen Batterieen ein Feuer gegen die Stadt, so ununterbrochen, so von allen Seiten kreuzend, und so mörderisch und zerstörend, wie wir es noch niemals erlebt hatten. Die Erde dröhnte davon unter unseren Füßen, und man kann ohne Übertreibung sagen, daß es rings um uns war, als ob die Welt vergehen sollte. Sichtlich legten unsere Gegner es darauf an, uns durch ihr Bombardement zwischen dem engen Raum unserer Wälle dergestalt zu ängstigen, daß wir, nirgends mehr unseres Bleibens wissend, die weiße Fahne zur Ergebung aufstecken müßten. Ich befand mich in dieser entsetzlichen Nacht neben unserm Kommandanten auf der Bastion Preußen, als dem höchsten Punkt, den unsere Wälle zum Umherschauen darboten. Von hier aus konnten wir beinahe alle feindlichen Schanzen übersehen, und ebenso lag die Stadt vor uns. Es ist nicht auszusprechen, wie höllenmäßig das Aufblitzen und Donnern des Geschützes Schlag auf Schlag und Zuck auf Zuck um uns her wüthete, während auch das Feuer unserer Festung in seiner Antwort nichts schuldig blieb. In der Luft schwärmte es lichterloh von Granaten und Bomben; wir sahen sie hie und da überall ihren lichten Bogen nach der Stadt hineinwälzen, hörten das Krachen

ihres Zerspringens, sowie das Einstürzen der Giebel und Häuser, vernahmen den wüsten Lärm, der drinnen wogte und raste, und waren Zeuge, wie bald hier bald dort, wo es gezündet hatte, eine Feuerflamme emporloderte. Von dem Allen war die Nacht so hell, als ob tausend Fackeln brennten, und das gräßliche Schauspiel schien nicht ein Menschenwerk zu sein, sondern als ob alle Elemente gegen einander in Aufruhr gerathen wären, um sich zu zerstören. Was aber drinnen in der Stadt unter dem armen wehrlosen Haufen vorging, ist vollends so jammervoll, daß meine Feder nicht vermag es zu beschreiben. Da gab es bald nirgends ein Plätzchen mehr, wo die zagende Menge vor dem drohenden Verderben sich hätte bergen mögen. Überall die Gassen wimmelnd von rathlos umherirrenden Flüchtlingen, die ihr Eigenthum preisgegeben hatten, und die unter dem Gezisch der feindlichen umherkreisenden Feuerbälle sich verfolgt sahen von Tod und Verstümmlung. Geschrei von Wehklagenden, Geschrei von Säuglingen und Kindern, Geschrei von Verirrten, die ihre Angehörigen in dem Gedränge und der allgemeinen Verwirrung verloren hatten, Geschrei von Menschen, die mit Löschung der Flammen beschäftigt waren, Lärm der Trommeln, Geklirr der Waffen, Rasseln der Fuhrwerke — nein, es ist nicht möglich, das furchtbare Bild in seiner ganzen Lebendigkeit auch nur von ferne zu schildern.“ — — —

Die Nacht hatte den Kämpfen um die Wälle, aber nicht dem Bombardement ein Ziel gesetzt. Nettelbeck schildert die Verwüstungen in seinem eigenen Hause, wie eine einschlagende Bombe sein ganzes Branntweinlager vernichtet habe, und fährt dann fort:

„Solchergestalt von Schrecken umgeben, und auf noch Schrecklicheres gefaßt, sahen wir der nächsten Nacht entgegen. Das feindliche Geschütz vereinigte sich zu neuen, noch höheren Anstrengungen; und die zerstörenden Wirkungen desselben, im anhaltenden Geprassel einstürzender Häuser, fallender Ziegel und klirrender Fensterscheiben, betäubten das Ohr dergestalt, daß auch der Donner des Feuers nicht selten dabei überhört wurde. Alle jammervollen Scenen der vorigen Nacht erneuerten sich in noch weiterem Umfange. Aber auch mitten in der ringsum drohenden Gefahr erzeugte sich allmälig

eine Gleichgültigkeit bei Vielen, die nichts mehr zu Herzen nahm. War auch nicht der Muth, so war doch die Natur erschöpft; Anstrengung, Schlaflosigkeit, immerwährende Anspannung des Gemüths und Sorge für Weib und Kind und Eigenthum fielen auf die Meisten mit solch einem Gewichte, daß sie selbst in den Trümmern ihrer Wohnungen sich ein noch irgend erhaltenes Plätzchen ersahen, um den bis in den Tod ermatteten Gliedern einige Ruhe zu gönnen." — — — Eine Bombe trifft gegen Mitternacht das Rathhaus und zündet. Nettelbeck eilt hinzu, aber er findet in der allgemeinen Noth Niemanden, der helfend und rettend beispringen will. Es bleibt ihm nichts übrig, als den Beistand des Militärs anzurufen, und so eilt er nach dem nächsten, auf dem Wall gelegenen Wachthause.

„Wild stürme ich" — so erzählt er weiter — „in das halbdunkle Wachtzimmer hinein. Ich sehe auf der hölzernen Pritsche sich eine Gestalt regen, die ich zwar nicht erkenne, aber sie für den Mann haltend, den ich suche, von ihrem Lager aufschrie, indem ich rufe: „„Bester Mann, zu Hülfe! Das Rathhaus steht in Flammen!"" Aber weniger meinen Schrei als mich selbst und mein Jammerbild beachtend, erhebt sich der Offizier mir gegenüber, schlägt die Hände zusammen und spricht: „„Ach, Du armer Nettelbeck!"" Jetzt erst an der Stimme erkenne ich ihn — es ist Gneisenau! Er hört, er erfährt, er giebt mir einen Adjutanten nebst einem Tambour mit; die Lärmtrommel wird gerührt, Soldaten erscheinen, Patrouillen durchziehen die Straßen, kräftigere Löschanstalten kommen in Bewegung, die zwar den Brand nicht mehr zu unterdrücken vermögen, aber ihm doch ein Ziel setzen, während die bereits ergriffenen Theile noch den ganzen folgenden Tag brannten." — — —

General Loison bebte vor Zorn. Er hatte Gneisenau eine Aufforderung zur Übergabe unter den ehrenvollsten Bedingungen zukommen lassen und war abgewiesen worden. Dabei drängte die Zeit zur Eile: lange ließ sich das trügerische Gaukelspiel, die tückische Verheimlichung des Waffenstillstandes, nicht mehr aufrecht erhalten —

also mußte mit aufgehender Sonne das Morden von neuem beginnen.

In der Stadt hatte man darauf verzichtet, den immer weiter um sich greifenden Feuersbrünsten Einhalt zu thun; jetzt kam es nur noch darauf an, die Verwundeten und Kranken in möglichste Sicherheit zu bringen. Die Marienkirche war zum Lazarett hergerichtet worden. Zwanzig Bomben zerschmetterten ihr Gewölbe, Tod und Verderben unter den Insassen verbreitend. Da trugen treue Bürgerhände, allen Gefahren zum Trotz, achthundert Hilflose nach den kugelfesten Kasematten.

Bis zum Nachmittag raste draußen die Schlacht mit gesteigertem Grimm. Endlich, gegen drei Uhr, ballte Loison seine Sturmhaufen zu einem entscheidenden Stoße zusammen und brach vom Wolfsberg noch einmal mit dem ganzen Ungestüm verzweifelnder Wuth gegen Gneisenau's dünn und dünner gewordenen Linien vor. Aber wiederum zerschellte die tosende Fluth und rollte machtlos zurück zu ihrem Ausgangspunkt. Die Sehnen der beiden Ringer, des Angreifers wie des Vertheidigers, waren zum Springen überspannt, nur die größere Kraft der Seele konnte den Ausschlag geben.

In dem französischen Feldherrn regte sich endlich das Gewissen. Viele Tausende hatte er mit Hintansetzung seiner Soldatenehre dem Götzenbild der Eitelkeit geopfert und keinen Fußbreit Bodens gewonnen; nun gab er das schlechte Spiel verloren.

Eine Wiederholung des abgeschlagenen Sturmes erwartend, war Gneisenau noch mit neuen Vertheidigungsmaßregeln beschäftigt, als das Geschützfeuer auf feindlicher Seite plötzlich schwieg und wie auf einen Wink von allen Schanzen weiße Fahnen wehten. Zu gleicher Zeit gewahrte man einen preußischen Offizier, der, eine Parlamentärflagge über dem Haupte schwingend, durch die Ebene daherjagte.

Kolberg war gerettet!

Lieutenant von Holleben, der Träger der frohen Botschaft, wäre schon längst zur Stelle gewesen, hätten die Franzosen seiner Reise nicht allerlei Hindernisse in den Weg geworfen, ihn nament-

lich noch eben jetzt zwei Stunden im Hauptquartier zu Tramm fast gewaltsam zurückgehalten.

Gneisenau kämpfte seine Erschütterung bei diesem jähen Wechsel des Geschicks gewaltsam nieder und sagte zu Holleben, der bestürzt die grauenhaften Verwüstungen ringsumher überschaute, mit stolzer Gelassenheit: „Meine Kanonen würden noch lange nicht geschwiegen haben": als er aber dann die Kabinettsordre erbrach, worin ihn Friedrich Wilhelm zum Oberstlieutenant ernannte und dem Kommandanten wie der Besatzung seinen königlichen Dank in tiefempfundenen Worten verkündete, da schüttelte es den wetterfesten Leib, die krampfhafte Spannung des Innern löste sich, das Herz wurde ihm weit und weich, und der gewaltige Mann weinte wie ein Kind.

Seit dem 2. Juli 1807 gehört der Name Gneisenau der Weltgeschichte an. Der korsische Dämon sollte bald genug erfahren, daß ihm mit diesem Tage der größte und erbarmungsloseste seiner Gegner erstanden war.

Unverweilt ging es an die Wiederherstellung der alten Ordnung. Nun mußten die friedlichen Gewerke sich tummeln. Schutt und Trümmerhaufen verschwanden, die verwüsteten Gärten wurden gesäubert und neubepflanzt, leichte Nothhäuser stiegen aus dem Boden, wo Obdachlose eine schützende Unterkunft fanden, und nach wenig Wochen deuteten nur noch vereinzelte Spuren auf die Schrecken des Festungskrieges. Hatte die Hand des Feldherrn zum allgemeinen Besten schwer auf der kleinen Stadt gelegen, jetzt mühte sie sich voll zärtlicher Sorge, die geschlagenen Wunden zu heilen, die hart Darniedergeworfenen wieder aufzurichten. Gegen zweimalhunderttausend Thaler sollte Kolberg zu der ungeheuern Kriegskontribution beitragen, mit welcher Napoleon den preußischen Staat zu erdrosseln gedachte; aber großmüthig erließ der König die kaum erschwingbare Forderung. Außerdem lohnten mannigfache Ehren Nettelbecks wie der treuen Bürgerschaft Verdienste, und die vereinigten Infanteriebataillone der Besatzung wurden zum Leibregiment „Kolberg" erhoben — Alles nach Gneisenau's Vorschlag und Wunsch.

Doch eine solche schöpferische Kraft durfte während des Friedens in dem dürren Amte eines Festungskommandanten nicht verkümmern, König und Vaterland heischten ihre Mitwirkung bei einem größeren Werke. In Memel trat unter Scharnhorsts Leitung die sogenannte Militär-Reorganisations-Kommission zusammen, in ihr fand Gneisenau den gebührenden Platz. —

In der zweiten Hälfte des August brachte die „Hamburger Zeitung" folgende, offenbar aus Nettelbecks Feder stammende Bekanntmachung:

„Am 9. d. M. entrückten höhere Befehle unsern würdigen Herrn Kommandanten aus unserer Mitte, und mit dem Verluste dieses mit seltenen Tugenden geschmückten Mannes schwanden unsere stolzen Träume dahin. Gerne wären wir im Besitz des unverzagten Beschützers unserer Wälle immer geblieben, und gerne hätten wir nach den vollbrachten verhängnißvollen Tagen die seligen Früchte des Friedens nur mit Ihm getheilt: aber nicht bestimmt, diese in unsern Mauern zu genießen, hatte Ihm unser Monarch — ganz von dem Werthe dieses großen Mannes überzeugt — einen andern Kreis vorgezeichnet, in welchem sein rastloser und thätiger Geist sich ein Denkmal stiften sollte.

„Doch ist dieser unserem Herzen so theuer gewordene Held gleich nicht mehr unter uns, hat er uns gleich verlassen, um vielleicht nie wiederzusehen den Ort, dessen beneidenswerthes Schicksal seinen einsichtsvollen Befehlen, in den mißlichsten Augenblicken, untergeordnet war, so wird das Andenken an ihn — der bei den Tugenden des Kriegers nie die Pflichten der Menschheit vergaß, der von der ersten Minute seines Erscheinens an, Vater eines jeden Einzelnen wurde, und es auch noch im Momente des Scheidens blieb — nie in unserer von Dank gegen ihn erfüllten Seele erlöschen. Wir haben Ihm ja Alles — die Erhaltung unserer Ehre und Habe — die Zufriedenheit unseres Landesherrn, und die Achtung unserer ehemaligen Gegner zu verdanken.

„Möge unserer spätesten Nachkommenschaft nur es erst vorbehalten sein, die Asche unseres Vertheidigers zu segnen!

„Den Tag vor seiner Abreise wurden wir davon durch folgendes Schreiben benachrichtiget:

„„Meine Herren Repräsentanten der patriotischen Bürger von Kolberg! Da ich auf unseres Monarchen Befehl mich eine Zeitlang von dem mir so lieb gewordenen Kolberg trenne, so trage ich Ihnen, meine Herren Repräsentanten, auf, den hiesigen Bürgern mein Lebewohl zu sagen. Sagen Sie selbigen, daß ich Ihnen sehr dankbar bin für das Vertrauen, das sie mir von meinem ersten Eintritt in die hiesige Festung an, geschenket haben. Ich mußte manche harte Verfügung machen — manchen hart anlassen; dies gehörte zu den traurigen Pflichten meines Postens. Dennoch wurde dies Vertrauen nicht geschwächt. Viele dieser wackern Bürger haben uns freiwillig ihre Ersparnisse dargebracht, und ohne diese Hülfe wären wir in bedeutender Noth gewesen. Viele haben sich durch Unterstützung unserer Verwundeten und Kranken hochverdient gemacht. Diese schönen Erinnerungen von Kolberger Muth, Patriotismus, Wohlthätigkeit und Aufopferung werden mich ewig begleiten. Ich scheide mit gerührtem Herzen von hier. Meine Wünsche und Bemühungen werden immer rege für eine Stadt sein, wo Tugenden wohnen, die anderwärts seltener geworden sind. Vererben Sie selbige auf Ihre Nachkommenschaft. Dieses ist das schönste Vermächtniß, das Sie ihnen geben können. Leben Sie wohl und erinnern Sie sich mit Wohlwollen Ihres treuergebenen Kommandanten Neidhardt von Gneisenau.""

„Wir haben diesen Auftrag mit frohem Herzen erfüllet, und zur Steuer der Wahrheit ruft die Bürgerschaft Ihnen, Herr Kommandant, öffentlich nach:

> Wir haben nie einen Zwang empfunden — uns haben keine harte Verfügungen gedrückt, und dasjenige, was wir thaten, geschah aus reiner Vaterlandsliebe. Das höchste Wesen nehme Sie dafür in seine besondere Obhut, lasse Sie nach Ihrem thatenvollen Leben auch bald die Früchte des Friedens im Schooße der theuren Ihrigen genießen, und wenn uns neue Stürme und Gefahren drohen, so kehren Sie in unsere nicht überwundene Mauern unter

denen Auspicien zurück, in uns noch das Völkchen anzutreffen, von dem Sie so liebevoll schieden." —

Unter strömenden Thränen und dennoch tief beglückt, las Königin Louise diese guten Worte. Spürte die ahnungsvolle Dulderin in des Feldherrn Rede das Wehen des Genius, der die Schwingen zu mächtigem Siegesfluge rührte? Hörte sie hinter Nettelbecks treuherzigem Dank das Rauschen eines heiligen Völkerzorns? Sah sie aus der Blutsbrüderschaft, geschlossen zwischen Soldat und Bürger, die erlösende Schöpfung der Zukunft steigen, das Ideal eines Heeres, das Volk in Waffen? — Wir wissen es nicht; das aber wissen wir, daß es Gneisenau und seinen Freunden an Tadlern und Widersachern nicht fehlte, welche den Bruch mit den altgeheiligten Traditionen verdammten und die Neubildung der Armee einen Verrath an Preußens Geschichte schalten.

Es waren keine schlechten Männer, die also dachten und sprachen: dafür bürgt schon der Name York! Es bedurfte langer, erbitterter Kämpfe, eines Übermaßes an Geduld, und die Zeit mußte erst als Lehrmeisterin eintreten, die Zweifelnden zu überzeugen. Aber Allen, auch dem Unversöhnlichsten kam die Stunde der Erkenntniß.

Das Gefecht von Wartenburg war geschlagen. York hatte, wie immer, gegen Gneisenau's Anordnungen Einspruch erhoben, er hatte gewettert und geflucht über „die Kraftgenies", „die hirnverbrannten Köpfe des Hauptquartiers", über „das unüberlegte Stückchen, das schlecht ausfallen werde"; dann aber war er an die Arbeit gegangen, einzig, unvergleichlich, wie nur er es vermochte.

Am Abend, als die Truppen nach ihren Lagerplätzen rückten, ließ er sein tapferes Corps an sich vorbeimarschiren. Für Alle, für Fußvolk wie Reiterei, für Linie wie Landwehr, hatte er ein Wort des Lobes, der Ermunterung. Da plötzlich klingen die Pfeifen heller, die Trommeln schlagen eine raschere Gangart, und geführt von seinem Brigadier, dem alten Horn, naht das zweite Bataillon des pommerschen Leibregiments, dem heute der blutigste Theil des Tages zugefallen war. Aller Blicke in Yorks Stabe leuchten hoch auf, in des Generals Antlitz zuckt keine Muskel; aber

die Rechte greift unwillkürlich nach der Feldmütze, und, entblößten Hauptes, das greise Haar dem Spiele des Octoberwindes preisgebend, hält er auf seinem Roß, bis der letzte Mann des Bataillons vorüber ist.

Ein Wunder war geschehen! Der eiserne „Isegrimm", der glänzendste, aber auch starrste Vertreter alter Kriegsherrlichkeit, er hatte sich geneigt in stummer Ehrfurcht vor dem jüngeren Geschlecht, vor Gneisenau's Schülern, den Helden von Kolberg.

Der böse Baron.

Eine trübe Novembernacht des Jahres 1807 hüllte schon längst das Saalthal in ihre rieselnden Dünste, als der junge Schloßherr auf Poplitz noch ruhelos in seinem Zimmer auf- und niederschritt. Heute erst heimgekehrt von den Gefilden blutiger Entscheidung, hatte er sich dem Willkomm seines Gesindes rasch entzogen, um, allein mit sich und seinen Gedanken, die unstäte Wanderung zu beginnen.

Was war es, das ihn bewegte? Das ihm das Herz verschloß gegen die Grüße der Treue, gegen den langentbehrten Zauber häuslichen Behagens?

Die Kriegswetter waren doch an seinem Besitzthum fast spurlos vorübergebraust. Alles um ihn her zeugte noch von wohlgegründeter Fülle, von alter Ordnung und Zucht.

Warum also die Wolke auf seiner Stirn? Der düstere Schleier über seinem Auge?

Das Beste seiner Habe war ihm genommen! — Wohl loderte sein Herdfeuer an alter Stätte, sein Vaterland aber fand er nicht wieder. Was er noch jüngst für unfaßbar, dem Tilsiter Frieden zum Trotz, für unmöglich gehalten, die Trikolore auf Magdeburgs Citadelle hatte es ihm heute bewiesen: das grüne Gelände, da sich seine Äcker breiteten, war mit den preußischen Gebieten links der Elbe dem neuen Königreich Westfalen zugefallen. Nun galt es, ehrwürdige Bande zu lösen und einem hergelaufenen Emporkömmling zu huldigen. Das fraß an dem stolzen Edelmann, dessen Ahnen vor mehr als einem Jahrtausend aus Franken in den Saalgau

herabgestiegen waren, auf ihrer Burg am Petersberge deutsche Wacht wider slavischen Ansturm zu halten.

In Heinrich von Krosigk lebte noch ungeschwächt der große Sinn jener Zeiten. Voll schöner Begeisterung hatte er im Spätsommer des vorigen Jahres an den Generaladjutanten v. Köckeritz geschrieben: „Man sagt, der König rechne auf russische und schwedische Unterstützung. Wozu braucht der König, unser Herr, fremde Truppen, solange er noch seinen Adel hat? Wir sind ihm die Nächsten, auf uns kann er sich verlassen, und erst mit unserem letzten Athemzuge mag er sich nach fremder Hilfe umsehen!“

Gleichzeitig war er vor die Stände des Saalkreises mit dem Antrag getreten, eine aus den wehrfähigen Unterthanen aller Edelgüter zu bildende, auf gemeinschaftliche Kosten bewaffnete und unterhaltene Landmiliz dem bedrohten Monarchen zur Verfügung zu stellen; hatte dann, als das rüstig geförderte Unternehmen mit dem Tage von Jena und Auerstädt zusammenbrach, den Offiziersdegen wieder umgeschnallt, dessen er sich nach des Vaters Tode entäußert, und war mit einem jüngeren Bruder über Hamburg und Kopenhagen nach Memel geeilt, jenseits der Weichsel seines Königs Unglück und letzten Verzweiflungskampf zu theilen.

Jetzt war er wieder daheim. Aber wie schwer es auf ihm lastete, den Staat Friedrichs des Großen, geknebelt und verstümmelt, zu des Welteroberers Füßen, sich selbst wie ein willenloses Beutestück in der Gewalt eines Bonaparte zu wissen, die derbe Gesundheit seines Empfindens schützte ihn vor kleinmüthigem Verzagen.

Die Zukunft Gott anheimstellend, suchte er die Trübsal der Gegenwart in angespannter Arbeit zu vergessen.

Und der Arbeit gab es vollauf. Schon die Bewirthschaftung seiner weitgedehnten Ländereien heischte ein Aufgebot der ganzen Kraft. Denn in dem schamlos ausgebeuteten, durch willkürliche Steuern und stets erneute Einquartierungen bedrückten Westfalen, wo Handel und Industrie nur ein kümmerliches Leben fristeten, vermochte der Ackerbau der Wohlthaten nicht froh zu werden, welche der wiederkehrende Friede verheißen. Größere Güter in ungeschmälertem Bestande zu erhalten, wurde doppelt

schwierig durch die Übereilung, mit der das neue Regiment die Aufhebung der Erbunterthänigkeit betrieb.

Krosigk sah sich ungeahnten Sorgen gegenüber. Weit mehr als die Verkürzung der gutsherrlichen Gerechtsame bekümmerte seinen patriarchalischen Sinn die Verwandlung der pflichtigen Arbeiter in Tagelöhner. Nicht um sich und seinen Vortheil, um die sogenannten Befreiten ward ihm bange, die nun ihr bescheiden geborgenes Dasein mit einem hastigen Jagen nach erhöhtem, aber unsicherem Gewinn vertauschen und darüber das Heimathsgefühl einbüßen würden, dessen der deutsche Bauer zu gedeihlicher Entwickelung bedarf. Bald jedoch wußte er sich Rath. Indem er solchen, die sich lebenslang seinen Diensten widmen wollten, schmucke, neu erbaute Häuser mit einem kleinen Garten und Fruchtfeld überwies, stellte er das gestörte Verhältniß zwischen Gutsherrn und Unterthanen auf eine so einfache als zeitgemäße Weise wieder her. Seinen Bauern zuliebe überwand er sich auch, das neugeschaffene Amt eines Maires zu übernehmen, und hatte es nicht zu bereuen, denn ein reger, alle unsauberen Elemente ausschließender Gemeingeist vergalt dieses Opfer. Das Band herzlicher Zusammengehörigkeit schlang sich aufs neue um Dorf und Schloß.

Geschäfte führten Krosigk häufig nach dem benachbarten Halle. Die gut preußisch gesinnte Stadt lag hart darnieder. Auch hier hatte man sich in dem Wahne Fridericianischer Unüberwindlichkeit gewiegt und empfand nun den jähen Umschlag um so schmerzlicher, als keine der an die Wiederherstellung der Universität geknüpften Erwartungen sich erfüllen wollte. So weit die Lehrsäle geöffnet waren, von den verscheuchten Hörern kehrten die wenigsten zurück: eine dumpfe, nur von den Wirbeln französischer Trommeln unterbrochene Stille brütete über dem verödeten Musensitz.

Gleichwohl war nicht jedes Leben erloschen. Geheimnißvoll webte und trieb es im Schoße des Beamten- und Bürgerthums, in den wissenschaftlichen Kreisen. Die gemeinsame Noth hatte die Herzen einander näher gerückt, aus flüchtigen Bekannten vertraute Freunde gemacht und Verbindungen hervorgerufen, die zwar noch vielfach an Ungeschick und Übereifer krankten, den heißen Zorn aber

schüren halfen, der dem korsischen Zwingherrn so verderblich werden sollte.

Hier, wo der vaterländische Gedanke frühzeitig Wurzel geschlagen, wo sich um Reil, den großen Arzt und Gelehrten ein Verein Gleichgestimmter gesammelt, dem sich später auch der wackere Steffens zugesellte, hier wuchs Krosigk rasch zur Bedeutung eines Führers heran. Nicht in seiner geistigen Überlegenheit, nicht in der Schärfe und Feinheit seines Blickes lag das Geheimniß seines Einflusses auf alle, mit denen er in Berührung trat, sondern in der fröhlichen Tapferkeit seines Herzens. Sie bekundete ein reines Gewissen, sie gewann und eroberte, denn sie trug die Gewähr des Sieges in sich, und mit guten Mitteln siegen zu wollen, war von je die Kriegsreligion der ehrlichen Leute. Diesem straff zusammengefaßten, auf dem schönen Gleichgewicht zwischen Gemüth und Verstand beruhenden Wesen flog das Vertrauen ungerufen entgegen. Die Beklommenen überkam ein Gefühl der Zuversicht in der Nähe des jüngern Mannes, der inmitten einer wankenden Welt so aufrecht seines Weges schritt.

Der Sommer 1808 brachte für Krosigk eine wichtige Veränderung. Nur noch selten ritt er nach Halle hinüber, lieber begrüßte er die Freunde im eigenen Hause. Der alte Edelsitz schien wie umgewandelt, seit die letzten Überbleibsel abgethanen Junggesellenthums unter dem Walten weiblicher Anmuth verschwanden. Friederike, geborene von Schurff, war eine deutsche Hausfrau im edelsten Sinne, ihrem Eheherrn mit rührender Innigkeit, mit einer Art von Andacht ergeben. Sie gehörte zu den stillen und tiefen Naturen, die dazu geboren sind, in dem Beglücken anderer das eigene Glück zu finden. „Nie", versichert Steffens, „sah ich eine schönere Ehe und in wenigen Familien die tägliche Beschäftigung, die geselligen Freuden, die Stunden religiöser Sammlung so ganz aus einem Gusse wie hier, alle Mißtöne, alle Lüge, alles Gezierte entfernt."

Durch den Besuch der Freunde ließ sich Krosigk den geregelten Gleichgang seines Werkeltages nicht stören. Wie er ihnen gestattete, nach Lust und Laune zu leben, so beanspruchte er für sich selbst die

gleiche Ungebundenheit. Mit dem Morgengrauen erhob er sich vom Lager, rief das Gesinde zusammen, wies jedem seine Arbeit zu und saß schon stundenlang über Büchern und Briefen, ehe seine Gäste sich dem Bett entwanden. Dann ging es hinaus in Hof, Scheune und Stall und weiter über Äcker und Wiesen nach der Ziegelei oder dem Forst, bis ihn endlich das Mittagsmahl mit den Seinen wieder vereinte.

Nach des Tages Last und Hitze hatte nun die Stunde behaglichen Genießens geschlagen. Was deutsche Gastlichkeit hervorzuzaubern vermag, das war an der traulichen Tafelrunde zu finden. Als ächter Edelmann hielt Krosigk auf einen guten Trunk, und die helle Freude blitzte ihm aus den Augen, sobald es galt, erprobten Kehlen die Schätze seines Kellers vorzuführen. Wenn der Wein die Zungen löste, wenn Rede und Gegenrede munterer rauschten, dann trat auch ihm über die Lippen, was er lange in sinnender Seele getragen. Sein ganzes Innenleben lag wie aufgeschlossen vor den Hörern. Vieles, was bisher wohl an ihm befremdet, manches scheinbar Kleine und Unbedeutende, dem er mit halsstarrigem Eifer nachgetrachtet, erwies sich da als naturgemäß und nothwendig, als der Ausfluß unverbrüchlicher Treue gegen sich selbst.

Diese Selbsttreue auch war es, die ihn Märtyrer jeder Art bewundern ließ, so wenig er sonst deren Meinung theilen mochte. Wer eine Überzeugung habe, pflegte er zu behaupten, der müsse mit ihr leben und sterben, ja an ihr sterben, damit sie ihn überlebe; denn sie sei der Kern seines Daseins, seine eigentliche Seligkeit. Die wenigsten Menschen freilich dürften sich einer solchen rühmen; sie würden von den mannigfaltigsten Ansichten bewegt und beunruhigt. Daher ihre unsägliche innere Armuth, ihre Haltlosigkeit. Wer von einer Überzeugung durchdrungen sei, der schaudere vor ihrem Verlust wie vor seiner eigenen Vernichtung, und die Natur ruhe nicht sicherer in ihren ewigen Gesetzen, als er in seinem erkannten Wesen. Was wolle alles äußere Glück, Reichthum, Glanz und Talent gegen eine Ueberzeugung bedeuten, welche die Welt überwinde, welche größer sei denn alles Irdische, weil sie das Irdische verschmähe.

Gern und oft wandelte er, Frau Friederiken am Arm, durch die Gänge seines stattlichen Parkes. Die grüne Wildniß zeigte wenig von höherer Kultur. Weder Bäume noch Büsche hatten Bast oder Scheere zu fürchten. Gebrach es ihnen nicht an Luft und Licht, so durften sie weiterwachsen nach Gottes und eigenem Wohlgefallen. Auch die Modespielereien: Grotten, Eremitagen, zopfige Götterbilder oder Urnen mit erbaulichen Sinnsprüchen, blieben dem lauschigen Waldesdunkel fern. Keine verschnittene Taxushecke sperrte dem Wanderer Durchblick und Weg, kein Geräusch ließ sich vernehmen als der leise Pulsschlag unverfälschter Natur. Nur im schattigsten Dickicht stand eine einsame Säule aus rothem Sandstein, der die Worte Virgils „Fuimus Troes!“ mit großen Lettern eingegraben waren. Krosigk hatte sie kurz nach seiner Rückkehr aus Preußen errichtet, nicht ahnend, daß dieses Wahrzeichen patriotischer Trauer ein Mißverständniß veranlassen könne, von dem noch lange nachher unter der akademischen Jugend Halles die Rede ging, das auch heute noch geeignet ist, den Kenner des sächsischen Dialektes zu ergötzen.

Ein Herr von Trotha, Krosigks naher Verwandter, hatte den ländlichen Phidias, der jene Säule geschaffen, auf längere Zeit in Arbeit genommen. Gerührt dankte derselbe seinem Auftraggeber mit den Worten: „Sie sind doch ein guter Herr, daß Sie mir einen Verdienst zuwenden, nachdem ich Ihnen einen so großen Schimpf habe anthun müssen.“ — „Einen Schimpf?“ fragte Herr v. Trotha betroffen. — „J nun“, entgegnete der gelehrte Steinmetz, „ich habe doch auf eine Säule im Park des Herrn v. Krosigk die Inschrift ‚Fui, Musje Trothe!‘ einhauen müssen.“

Das eheliche Glück hatte übrigens Krosigks Theilnahme für politische Dinge nicht gemindert. Wie er gehobenen Herzens die Wiedergeburt seines alten Vaterlandes verfolgte, so blickte er voll tiefen Abscheus nach Kassel, wo der frivole Napoleonide die im Schlaf ihm zugefallene Krone nur zu tragen schien, um Millionen über Millionen in einem aberwitzigen Karneval zu verjubeln; wo ein Schwarm hungriger Glücksritter sich eingefilzt hatte in die wichtigsten Ämter des Staates und seinen frechen Schmutz in Haus

und Familie trug, indessen sich ein Netz Pariser Polizeikünste um den persönlichen wie brieflichen Verkehr, um Kanzel und Lehrstuhl wob. In französischer Sprache wurden die Angelegenheiten des Landes verhandelt und entschieden, denn die Mundart seines Volkes sich anzueignen, dünkte den windigen König unter seiner Würde. Mochten doch diese Barbaren sich des Glückes, zur Civilisation der großen Nation erhoben zu werden, dadurch werth erweisen, daß sie Französisch lernten: der brotlosen Sprachmeister trieben sich ja genug umher!

Der schreiende Gegensatz zwischen der allgemeinen Noth und der prahlenden Üppigkeit des Hofes empörte Krosigk; sein ganzes Gefühl bäumte sich auf bei dem Gedanken, daß zu einer Zeit, da Deutschland trauere und darbe, eine Rotte heimathloser Abenteurer sich erdreisten dürfe, das öffentliche und eigene Gewissen im wüsten Sinnentaumel bacchantischer Gelage zu betäuben.

Aber schärfer noch als die Fremden traf sein Grimm die Einheimischen, die demüthig und dienstbeflissen den neuen Thron umkrochen. Auch ihn hatte man zu kirren gehofft, war aber auf massive Grobheit gestoßen. Was kümmerte ihn der fränkische Kaiser? Was sollte dem hochgemuthen Träger eines mehr als tausendjährigen Namens die Huld eines Despoten gelten, der dem treffenden Volkswitz nach „die Fürstenkinder bürstete und die Bürstenbinder fürstete“? Ein Mann seines Schlages konnte nur zu der Partei gehören, welche Preußen je eher je lieber in den Kampf zu führen trachtete, die einem ruhmvollen Untergang den Vorzug vor einem ehrberaubten Leben gab. Sein adeliger Sinn empfand es wie eine ihm selbst widerfahrene Schmach, daß viele von altem Landgeschlecht: die Waldenburg, Löwenstein, Bochholz, Pappenheim und andere, es nicht verschmähten, dem „Baltimorer Tuchhändler“ die Schleppe zu tragen oder dessen Lüsten zu dienen. Mit solchen Überläufern sich verständigen, gar vertragen zu wollen, fiel ihm nimmer ein. Die flüchtigste Berührung machte ihn zum rauflustigen Junker, der, sein eigener Herold, mit schallendem Fehderuf den Gegner in die Schranken entbietet, und es währte nicht lange, so war er der Schrecken aller derer, die kein gutes Gewissen hatten. Scheu wichen sie ihm aus,

ja sie vermieden es, wie vormals den Teufel, ihn bei Namen zu nennen: in den französisch gesinnten Kreisen hieß er fortan „der böse Baron“.

Auch die einlagernden Offiziere des westfälisch-französischen Heeres waren in Poplitz nicht auf Rosen gebettet. Das Muster altgermanischer Gastlichkeit legte es darauf an, den ungebetenen Besuchern den Aufenthalt unter seinem Dach so viel wie möglich zu verleiden. Was sie beanspruchen durften, Unterkunft und Kost, das sollte ihnen werden, darüber hinaus aber nichts. Aller Pflichten der Höflichkeit, der geselligen Lebensart glaubte er sich ihnen gegenüber entbunden. Ein Entgegenkommen, eine Berücksichtigung ihrer besonderen Wünsche und Gewohnheiten, eine Förderung ihres Wohlbehagens wäre ihm wie eine Versündigung an seinem Haus und Vaterland erschienen. Auf Schritt und Tritt sollten diese Eindringlinge fühlen, daß sie auf feindlichem Boden stünden.

Vor allem hielt er seinen Keller unter hartnäckigem Verschluß. Auch die vornehmste Einquartierung mußte sich mit saurem Wein begnügen, den guten trank er selbst, sobald die lästigen Tischgenossen sich zurückgezogen hatten. Den Klagenden würdigte er keiner Antwort, dem Scheltenden gebot er Schweigen, dem Drohenden ließ er die Wahl zwischen Degen oder Pistolen; denn Waffen befanden sich jederzeit im Bereich seiner Hände.

Ein Vorfall dieser Art machte viel von sich reden.

Krosigk war eines Morgens über Land geritten und hatte bei seiner Heimkehr um die Mittagszeit einen französischen Stabsoffizier vorgefunden, von dessen ungebärdigem Auftreten das erschreckte Gesinde nicht genug berichten konnte. Der also Vorbereitete traf seine Anordnungen. Im Speisesaal bedachte er den neuen Gast nur mit kurzem Gruß, gab dann nach altem Hausgebrauch die Suppe auf und ließ dem Obersten, dem er einen Platz am unteren Ende der Tafel angewiesen, erst den letzten Teller reichen.

Der Oberst schnitt eine Grimasse, aber schwieg, der kommenden Genüsse harrend. Mit dem Fleisch und Gemüse, selbst mit dem Wein nahm es den gleichen Verlauf. Doch mehr als der Mangel an schuldigem Respekt verletzte den Franzosen die Knappheit des

Speisezettels. In seinen Erwartungen auf weitere Gänge getäuscht, erhob er sich heftig und erklärte rund heraus, dieses kärgliche Essen sei keine Mahlzeit für einen Offizier der großen Armee.

„Es ist unser gewohntes Mittagsbrot", entgegnete Krosigk gelassen, „doch sollen Sie nach Wunsch befriedigt werden."

Auf seinen Wink eilte ein Diener hinaus, um sogleich mit einer Schüssel zurückzukehren, über welche eine Serviette gebreitet war.

„Gefällt es Ihnen, so verzehren wir dieses Gericht gemeinsam im Garten", fuhr Krosigk fort, indem er die bergende Hülle lüftete und auf dem Grund der Schüssel zwei geladene Pistolen sehen ließ.

Der Oberst war für den Augenblick versteinert; erst auf die scharf betonte Einladung, nur zuzulangen, dankte er mit einer stummen Verbeugung, hielt es jedoch für gerathen, sein Quartier noch selbigen Tages vom Edelhof in das Pfarrhaus zu verlegen.

Machte Krosigk mit höheren und höchsten Chargen schon geringe Umstände, so ist leicht zu denken, wessen sich die Mannschaften von ihm zu versehen hatten. Ihnen war und blieb er der böse Baron, der, das gespannte Mordgewehr in der Faust, französische Magen nöthige, mit geräuchertem Speck und Magdeburger Sauerkraut vorlieb zu nehmen. Um so herzlicher freuten sich die Poplitzer Bauern ihres Maires. Anfangs waren sie in hellen Haufen gekommen, Beschwerde bei ihm zu führen über die maßlosen Ansprüche ihrer Peiniger, allmählich aber hatten sie ihm abgelauscht, wie man sich der nimmersatten Schmarotzer erwehren könne, und zuguterletzt beklagten sich nur noch die Einquartierten, während die Quartiergeber schmunzelnd schwiegen.

Die Hoffnungen der Patrioten waren im Jahre 1809 auf das höchste gestiegen. In Spanien tobte ein Krieg voll Heldenzorns und fanatischer Racheluft; Österreich rüstete zu einem Waffengang, wie es ihn ritterlicher nie geführt. Auch im deutschen Norden, vor allem in Preußen, drohte der mühsam verhaltene Haß in lohen Flammen aufzuschlagen. Es war nur ein Widerhall der allgemeinen Stimmung, wenn der alte Blücher so richtig als unorthographisch meinte:

„Mein Rath ist zu den Waffen unsere und die gantze deutsche Nation aufzuruffen, den vaterländischen Boden zu verteidigen, die waffen nicht ehender niederzulegen, bis ein Volk, das uns unterjochen wollte, vom dießseitigen Reinufer vertrieben sei; jeder deutsche der mit den waffen wider uns getroffen werde, habe den Tod verwürkt; ich weiß nicht, worum wir uns nicht den Tihrollern und Spaniern gleich achten wollen!" Die Geheimbünde rührten sich, vertrauliche Weisungen, in Chiffern oder mit sympathetischer Tinte geschrieben, liefen unter den Eingeweihten von Hand zu Hand, verkappte Sendboten schlüpften hin und wider, namentlich waren ehemalige preußische Offiziere bemüht, die Beziehungen zwischen dem Mutterlande und den losgerissenen, jetzt zum Rheinbunde gehörigen Gebieten zu vermitteln und neue Verbindungen in Braunschweig, Hannover und Hessen anzubahnen. Der Augenblick schien gekommen, durch einen gleichzeitigen Ausbruch dieser über ganz Westfalen bis tief nach Preußen hinein verbreiteten Verschwörungen den zögernden Hohenzollern zum Kampf an Habsburgs Seite fortzureißen.

Nur Eines fehlte: die leitende Hand, welche die vorlaute Ungeduld gebändigt, das eigenmächtige Thun einzelner Verwegener im Zaum gehalten hätte.

Das sollte sich betrübend offenbaren, als plötzlich in der Altmark die Fahne des Aufruhrs entfaltet wurde.

Ein früherer preußischer Lieutenant, Friedrich Wilhelm von Katt, war dazu ausersehen, mit dem ersten Kanonenschuß an der Donau die Festung Magdeburg zu überrumpeln, indessen Schill von Berlin aufbräche und Dörnberg in Kassel den König samt seinem französischen Anhang gefangen nähme. Auch Krosigk war in das Wagniß verwickelt. Seinem Einfluß und werkthätigen Beistande hatte es Katt hauptsächlich zu danken, daß die Schlüssel verschiedener Thore und Ausfälle in seinen Besitz gelangten, daß er über mehr als tausend altgediente Soldaten verfügen und innerhalb der Festung auf die Unterstützung zahlreicher Bürger und Offiziere rechnen konnte.

Noch hatten im Süden die Feindseligkeiten nicht begonnen, und Krosigk saß arglos daheim, von naher Befreiung träumend, als die

niederschmetternde Kunde kam, Katt habe sich nicht länger zu zügeln vermocht, wider die Abrede sei er losgebrochen und nach Scheitern seines Anschlags über die Elbe entwichen. Man war in Magdeburg auf der Hut gewesen. Die norddeutsche Bewegung zersplitterte in den aussichtslosen Versuchen Dörnbergs, Schills und des Herzogs von Braunschweig. Preußen blieb dem Kriege fern. Dem Siege bei Aspern folgte die Niederlage von Wagram, mit ihr der Friede. Die Stunde der Abrechnung schien auf unabsehbare Zeit vertagt.

Krosigks Antheil an Katts Unternehmen war den Spionen der geheimen Polizei entgangen. Unangefochten hauste der böse Baron in seiner Höhle und führte zum Ersatz für einen größeren den kleinen Krieg in gewohnter Weise weiter. An Gelegenheit zu allerhand Scharmützeln gebrach es nicht. So hatte die vom Kaiser diktirte Konstitution, welche Westfalen zu einem Musterstaat napoleonischen Liberalismus' machen sollte, unter anderem bestimmt, daß die Abgaben für Grundbesitz niemals sieben Prozent des reinen Ertrages übersteigen dürften. König Jerome aber fühlte sich durch den Artikel nicht im mindesten gebunden, wie denn das blendende Geschenk der Verfassung ihm nur ein Komödienkniff gewesen war, sich und seiner Sippe zu rascher und billiger Popularität zu verhelfen. Als daher der Kasseler Hexensabbath immer größere Summen verschlang, als die meisten Domänen verkauft, Forste und Bergwerke verpfändet, öffentliche Anstalten, selbst Witwen und Waisen um ihr Vermögen betrogen waren, erfolgte eine Verfügung, welche unter dem Vorwande, die Irrthümer der ersten Schätzung berichtigen zu wollen, die Abgaben der Edelgüter wesentlich erhöhte.

Nichts konnte Krosigk gelegener kommen. Auf seinen Betrieb trat eine Anzahl benachbarter Gutsbesitzer zusammen, verband sich zu einmüthigem Handeln und fertigte einen energischen Protest an die Regierung ab. Nach langem fruchtlosen Hin- und Herschreiben drohte endlich die gereizte Behörde allen Widerspänstigen mit Exekution. Das half. Eingeschüchtert zogen sich die Bundesgenossen zurück, und Krosigk stand allein. Er aber war nicht dazu angethan, sich schrecken zu lassen, wenn es die Vertheidigung verbriefter Rechte galt. Ruhig sah er der Exekution entgegen; kaum

aber hatte sie die Schwelle seines Hauses überschritten, so ließ er die angesehensten Bewohner des Dorfes rufen, las in deren Mitte den betreffenden Paragraphen der Verfassung vor und endigte mit den Worten: „Keine Behörde ist befugt, verfassungswidrige Verordnungen zu erlassen. Die vom König beschworene Konstitution bin ich als Unterthan, mehr noch als Maire, verpflichtet, aufrecht zu erhalten. Als solcher arretire ich diese Gensd'armen, welche dem Gesetze zum Hohn in mein Haus gedrungen sind." — Die verblüfften Wächter der öffentlichen Ordnung wurden entwaffnet, über Nacht in das Spritzenhaus gesperrt und anderen Tages unter Obhut handfester Bauernburschen nach Halle abgeführt.

Die überraschende Sendung setzte den wohlmeinenden Unterpräfekten von Schele in keine geringe Verlegenheit. Was blieb ihm übrig, als die Sache höheren Ortes anzuzeigen? Krosigk wurde zur Erlegung einer bedeutenderen Summe oder zu sechswöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilt und auf die bestimmte Erklärung, keinen Heller zahlen zu wollen, wirklich in Haft genommen. Seine Beliebtheit ließ jedoch ein allzu strenges Verfahren nicht rathsam erscheinen. Auf der sogenannten alten Wage, einem der Stadt Halle gehörigen und zur Universität benutzten Gebäude, wies man ihm zwei wohnliche Räume an, wo er seine Frau beherbergen und den Besuch der Freunde empfangen konnte. Da ihm Reil überdies eine Brunnenkur in seiner neu errichteten Badeanstalt verordnete, so fehlten dem Gefangenen auch frische Luft und Bewegung nicht. Sechs Wochen lang wanderte er jeden Morgen, einen bis an die Zähne bewaffneten Gensd'armen zur Seite, nach der eisenhaltigen Quelle vor dem Rannstädter Thore, um nach einigen Stunden in derselben Begleitung zurückzukehren, den Ausdruck tiefinnerster Befriedigung im Antlitz: nun war er ja selbst zum Märtyrer geworden, duldete er doch für die dreimal heilige Konstitution!

Die in Erfurt nothdürftig aufgefrischte Freundschaft von Tilsit war seit 1809 wieder erkaltet; nur zwei Jahre später, und der Krieg zwischen Frankreich und Rußland stand vor der Thür. Schon im April 1811 hatten die Rheinbundfürsten aus Paris Befehl

empfangen, ihre Truppen marschbereit zu halten. Die Plätze an der Oder und Weichsel waren gewaltig verstärkt, die Garnisonen der noch okkupirten preußischen Festungen verdoppelt worden, und an der unteren Elbe zog sich ein Heer von zweimalhunderttausend Mann zusammen. König Friedrich Wilhelm sah sich der herben Nothwendigkeit gegenüber, in dem bevorstehenden Riesenkampfe Partei zu ergreifen: Neutralität wäre für ihn ein Akt der Selbstvernichtung gewesen. Da Kaiser Alexander entschlossen war, den Gegner diesmal auf russischem Boden zu erwarten, so mußte es wie eine Vergünstigung erscheinen, wenn das kleine, zwischen die beiden feindlichen Kolosse eingekeilte Preußen unter würdigen Bedingungen an Frankreichs Seite fechten durfte. Das aber versagte Napoleon. Nicht als ebenbürtige Alliirte, als Vasallen gleich den Rheinbündnern sollten die „nordischen Jakobiner" Heeresfolge leisten.

Die preußische Kriegspartei, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau und ihre Mitstrebenden, schäumte auf in gerechtem Zorn; auch die Besonnensten erklärten die Zeit für reif, ein Äußerstes zu wagen, Alles kühn an Alles zu setzen. Selbst Hardenberg billigte den heroischen Rath, seit Napoleons Absicht, dem umstellten Preußen die zugedachte Rolle aufzuzwingen oder kurzer Hand den Garaus zu machen, immer unverhohlener zu Tage trat. Gneisenau übernahm die Leitung der Rüstungen. Die Krümper wurden in aller Stille einberufen, den kommandirenden Generalen in den Provinzen außerordentliche Vollmachten ertheilt, auf ein gegebenes Zeichen loszuschlagen, vor allem aber ging man darauf aus, einen Volkskrieg nach spanischem Vorbilde, den Kampf bis aufs Messer zu entfesseln.

Und wieder begann das unterirdische Treiben, das stillgeschäftige Gehen und Kommen. Die Luft wurde so schwül, daß selbst der leichtfertige Jerome auf die Gefahr hin, den Unwillen des kaiserlichen Bruders zu erregen, zu einem Worte ernster Warnung sich ermannte. Im December 1811 meldete er nach Paris: „Die Gährung ist auf dem Gipfel, die thörichtsten Hoffnungen werden mit Begeisterung gepflegt; man stellt sich das Beispiel Spaniens vor die Augen. Die mächtige Ursache dieser Bewegung ist nicht

allein der Haß gegen die Franzosen, und die Ungeduld, das fremde Joch zu tragen; sie liegt noch stärker in dem Unglück der Zeiten, dem Ruin aller Klassen, der Überbürdung mit Auflagen, Kriegssteuern, Unterhaltung der Truppen, Durchmärsche und Quälereien aller Art, die sich ohne Unterlaß wiederholen. Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, ist zu fürchten." Ein Sendbote Gneisenaus, der muthige Boltenstern, der 1814 ein Opfer seines verwegenen Rheinüberganges am Fuße des Siebengebirges wurde, forderte Steffens auf, die Bewegung des Saalkreises in die Hand zu nehmen. So hoch ihn dieser Beweis des Vertrauens auch beglückte, der bescheidene Gelehrte glaubte sich bei dem Mangel an militärischen Kenntnissen und praktischem Geschick der verantwortungsschweren Aufgabe nicht gewachsen und ließ erst dann seine Bedenken fallen, nachdem er sich des vielerfahrenen Krosigk versichert hatte. Der war mit Leib und Seele bereit.

Wußte er doch, daß die Fäden von 1809 noch nicht völlig abgerissen, daß einzelne Patrioten nicht müde geworden waren, die Keime einer künftigen Erhebung zu pflegen. Sein Haus, abseits der großen Heerstraße gelegen, schien wie geschaffen zu heimlichen Zusammenkünften. Unermüdlich warb er von hier aus Anhänger jeglichen Alters und Standes, übte die Unkundigen im Gebrauch der Büchse, ließ mit emsiger Sorgfalt nach allen im Privatbesitz befindlichen Waffen und Pulvervorräthen forschen, um sich ihrer im entscheidenden Moment mit Güte oder Gewalt zu bemächtigen, und rief einen weitverzweigten Kundschafterdienst ins Leben, den befreundeten, jenseits der Elbe operirenden Feldherrn zuverlässige Nachricht über Stellungen und Bewegungen des Feindes zuzuführen.

Das Werk war im vollen Gange, da traf aus Berlin die Weisung ein, von weiteren Maßnahmen abzustehen. Der König, weniger groß in dem, was er that, als in dem, was er vermied, hatte Napoleons Drängen nachgeben müssen, statt der Erhebung erfolgte die Unterwerfung, als siebenundzwanzigste Division verschwand die Hälfte des preußischen Heeres in der großen Armee.

Diesmal war Krosigk nicht unbeobachtet geblieben. Man hatte zwar wenig, doch gerade genug erkundet, ihn staatsverräthe-

rischer Umtriebe zu beschuldigen. Bei nächtlicher Weile wurde er in Poplitz aufgehoben, mit Ketten beladen nach Kassel geschleppt und auch dann noch im engsten Gewahrsam gehalten, als kein stichhaltiger Beweis für die erhobene Anklage sich finden wollte. Der wiederholte Versuch, ihn durch Verleihung einer hohen Ehrenstelle zu versöhnen, glückte nicht besser wie das erste Mal. Seine Herzensmeinung zu verleugnen und, einem Schulenburg-Kehnert gleich, den preußischen Soldatenrock mit der goldstrotzenden Livrée der westfälischen Majestät zu vertauschen, hätte der treue Mann sich nie verziehen. Gelassen trug er seine Kerkerhaft, gelassen vernahm er nach neun Monaten den Bescheid, daß er gegen Kaution seines Gesamtvermögens nach Hause gehen und daselbst unter polizeilicher Aufsicht leben dürfe. Nicht Menschlichkeit, nur die Hoffnung, ein falscher Schritt des Unverbesserlichen werde die Beschlagnahme seiner Güter rechtfertigen, hatte die französischen Machthaber zu diesem Gnadenakt bewogen. Was auch war von dem widerborstigen Junker jetzt noch zu fürchten, wo man, das ungeheure Rußland schon am Boden wähnend, von einem neuen Alexanderzuge nach Indien träumte?

Der Mairewürde entkleidet, aber festlich von seinen Bauern empfangen, kehrte Krosigk nach Poplitz zurück, den rosigen Erstling über die Taufe zu halten, den ihm Frau Friederike vor kurzem geboren. So gut es gehen wollte, suchte er sich in sein neues mißtrauisch überwachtes Leben zu schicken und nur verhaltenen Athems den Gerüchten zu lauschen, die von Osten her über die Elbe drangen. Wie aber jauchzte er auf in grimmigem Hohn, da sich das Gottesgericht auf den russischen Schneefeldern in ganzer Furchtbarkeit enthüllte; welche Breschen legte die Kunde aus der Poscherumer Mühle in die stolzen Flaschenreihen seiner Edelweine; was hatten Gattin und Freunde an Überredungskünsten aufzubieten, daß er nicht spornstreichs zu York nach Ostpreußen stürmte! — Wie im Fieber verbrachte er die ersten Wochen des neuen Jahres, bis endlich Friedrich Wilhelm zu seinem Volke redete und Hunderttausenden das Wort von den Lippen nahm, daß „ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermöge“. Jetzt gab es für ihn

kein Halten mehr. Hab und Gut den Feinden überlassend, durchbrach er die Kette der Aufpasser, barg die Seinen am sicheren Ort und eilte unter die schwarzweißen Fahnen, den Kriegsruf des Dichters im Herzen:

Ich zieh' ins Feld um Himmelsgüter
Und nicht um Fürstenlohn und Ruhm:
Ein Ritter ist geborner Hüter
Von jedem wahren Heiligthum.

Ich zieh' ins Feld, wo Tausend sinken
Als Bürger einer bessern Welt;
Soll mir der Todesengel winken —
Hier bin ich, Herr, wie Dir's gefällt! — —

Es war am Abend des 19. Mai 1813. Von einer Anhöhe bei dem Dorfe Gumbschütz spähten Blücher und Gneisenau in die Gegend von Königswartha hinüber, wo sie Barclay und York im ungleichen Ringen mit Neys überlegenen Streitkräften wußten. Steffens stand in der Feldherren Nähe und wollte seinen Augen nicht trauen, als plötzlich Krosigk bekümmerten Angesichts vor ihm erschien, in fliegender Hast dem Freunde mitzutheilen, wie ihm der König schon längst die Führung eines Bataillons übertragen habe, wie er jedoch bei dem Mangel an Uniformstücken bisher außer Stande gewesen sei, das ersehnte Kommando anzutreten. Entschiede ein Machtspruch Blüchers nicht heute noch zu seinen Gunsten, so wäre ihm eines saumseligen Schneiders wegen auch die Theilnahme an dem nächsten, wahrscheinlich morgen schon bevorstehenden Treffen versagt.

Unverweilt und mit bestem Erfolg rief Steffens Gneisenaus Vermittelung an, denn Tags darauf führte der glückstrahlende Krosigk, Degen und Schärpe über sein Civilkleid gegürtet, das dritte Musketierbataillon des ersten westpreußischen Infanterieregiments zur Bautzener Schlacht. Mochten die Mannschaften über den unkriegerischen Aufzug ihres neuen Kommandeurs die Köpfe schütteln, bald genug wurden sie gewahr, daß ein ganzer Soldat in der bürgerlichen Hülle stecke, und die Schwaben der Division Francquemont wußten von dem „wüschten Preiß im Bratenröckle" zu erzählen,

der nach unbändigem Raufen inmitten des allgemeinen Rückzuges noch einmal Kehrt gemacht und sie kopfüber die Kreckwitzer Höhen wieder heruntergeworfen habe, um ein zurückgebliebenes, obenein demontirtes russisches Geschütz zu retten.

Eine Schußwunde hielt Krosigk nicht ab, an der Spitze seines Bataillons den Marsch der Verbündeten gegen Schweidnitz decken zu helfen. Drei Tage lang ertrug er die Strapazen des gemeinen Soldaten, immer bemüht, durch ermunterndes Beispiel seinen Untergebenen das Selbstvertrauen zu erhalten, das unter der fortgesetzten Rückwärtsbewegung schwerer litt als unter Entbehrungen und Mühseligkeiten; das schier zusammenzubrechen drohte, als sie am 24. Mai zwischen Lauban und Löwenberg den vaterländischen Boden wieder betraten. Wie kampfesfroh, wie siegesgewiß hatten sie vor wenigen Monaten die Grenze überschritten, und mit welchen Empfindungen kehrten sie zurück! Ströme von Blut waren vergebens geflossen, heldenhafte Thaten umsonst vollbracht: für den französischen Cäsar schienen keine irdischen Waffen geschmiedet.

In diese Stimmung fiel die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes wie ein betäubender Donnerschlag. Heer wie Volk glaubten Alles verloren. Die Noth des Kampfes und seine Opfer hatten sie mit frommer Fassung getragen, die Aussicht auf einen ruhmlosen Frieden erfüllte sie mit lautem Schmerz. Allein je mehr die Worte der königlichen Kundgebung sich bewahrheiteten, daß der Waffenstillstand nur dazu dienen solle, die Nationalkraft zur vollen Entwickelung zu bringen, um so lebendiger erwachte das Vertrauen auf Gott, auf die eigene Stärke. Und niemals wurde die Zeit einer Waffenruhe besser benutzt. Aus Rußland strömten unabsehbare Schaaren von Reserven und Ergänzungsmannschaften heran, im preußischen Heere füllten sich die Lücken, welche der Maifeldzug gerissen, an die Landwehr wurde die letzte vollendende Hand gelegt, allüberall kriegerische Übungen, Kolonnenzüge und Truppenmärsche — die Furcht vor einem faulen Frieden war für immer überwunden.

Auch Krosigk beutete die unwillkommene Muße nach Kräften aus. Wie er vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang mit

dem älteren Bestand seines Bataillons in Wald und Feld manövrirte und die Schulung des neueingestellten Ersatzes scharfen Auges überwachte, so erstreckte sich sein nimmerrastender Eifer auch auf die unscheinbarsten Dinge der inneren Verwaltung, namentlich aber auf Wiederherstellung oder Neubeschaffung der heruntergekommenen Ausrüstung. In seinen Kompagniewerkstätten gab es kaum einen Feierabend. Trotz der langen Sommertage wurde bei Lampenlicht weiter gepocht, genäht und geschnitten: Hammer, Nadel und Scheere durften nur für wenige Nachtstunden ruhen. Diese, den ganzen Mann beanspruchende Thätigkeit erreichte ihren Höhepunkt, als eine königliche Ordre seine Musketiere zum Füsilierbataillon des neu errichteten „Brandenburgischen Infanterieregiments" bestimmte, und es darauf ankam, in den Verband der Brigade Hünerbein sich so rasch wie möglich einzuleben. Was Wunder also, wenn den Heißsporn aus dem staubigen Einerlei des Exercirplatzes nach den Erschütterungen des Schlachtfeldes verlangte?

Sie sollten ihm bald und in Fülle werden.

Am 15. August, zwei Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes, schob der ungeduldige Blücher seine ganze Armee gegen den Bober vor. Schon war Ney im Begriff, das Feld zu räumen, als Napoleon selbst mit den Garden und einem Reitercorps in Löwenberg erschien, dem Marschall Luft zu machen und seinerseits zum Angriff zu schreiten. Nicht ohne Widerstreben entschloß sich Blücher, dem Trachenberger Kriegsplan gemäß, der Übermacht zu weichen. Der Vorhut Yorks, der auch die Brandenburgischen Füsiliere angehörten, ward die heikle Aufgabe, den Rückzug des schlesischen Heeres zu decken. Sie that es ruhig und fest. Mit zäher Verbissenheit, obgleich von neuem verwundet, schlug sich Krosigk in und um Plagwitz gegen überlegene Infanteriemassen, wies wiederholte Kavallerieattacken ab und ging nur langsam, Schritt um Schritt zurück, dem nachdrängenden Feinde bis zur sinkenden Nacht die Stirne bietend. Das eiserne Kreuz war sein wohlverdienter Lohn.

Fünf Tage darauf lernte er unter stürzenden Regengüssen die berauschenden Wonnen des Sieges kennen. Blücher holte an der Katzbach nach, was ihm Napoleons Dazwischenkunft am Bober

vereitelt hatte. Schulter an Schulter mit russischen Jägern vertheidigte Krosigk auf dem äußersten linken Flügel das Dorf Schlaupe gegen die verzweifelten Anläufe ganzer Regimenter, bis ihm die Brigade Steinmetz Unterstützung brachte. Kaum aber fühlte er sich der erstickenden Umklammerung ledig, so brach er mit schlagenden Tambours und brausendem Hurrah ins freie Feld hinaus und trieb die Flüchtigen noch im wilden Getümmel vor sich her, als das Gefecht der Dunkelheit wegen schon auf allen Seiten erstarb. Keuchend, in Schweiß gebadet, warf er sich schließlich da, wo die Verfolgung geendet, zur Nachtruhe nieder auf ein Bett von Schlamm, ohne Feuer, ohne Stroh, ohne Brot, aber reicher und glücklicher denn je zuvor.

Ende September traf ihn Steffens in Bautzen wieder und war nicht wenig erstaunt über die finstere Stimmung des lebensfrohen Mannes; doch die übermenschlichen Anstrengungen der letzten Wochen hatten auch diese Riesennatur erschüttert, sie hypochondrischen Anwandlungen zugänglich gemacht. Sorgen über den trägen Fortgang des Krieges ängstigten Krosigk bei Tag und Nacht. War Napoleons Kraft durch die Schlachten von Großbeeren, Kulm und Dennewitz auch geschwächt, das sächsisch-böhmische Gebirge hielt sie mit eisernem Griff, während Schwarzenberg die Dresdener Niederlage noch immer nicht verwinden konnte, und Bernadottes Verharren auf dem rechten Elbufer zu den schwersten Bedenken Anlaß gab. Kein Zweifel, der verheißungsvoll begonnene Feldzug war jämmerlich ins Stocken gerathen, selbst Blüchers ruheloses Vordringen und Weichen schien alles andere, nur nicht das Resultat weiser Berechnung zu sein.

Im liebenswürdigen Eifer, die Beklemmungen des Freundes zu heben, berief sich Steffens auf Gneisenau, das Hirn und die Seele des ganzen Krieges, der erst kürzlich geäußert habe, wie er am Rhein noch die Trauben zu essen gedenke, die nach der Lese an den Weinstöcken hängen blieben. Das war Balsam für ein krankes Gemüth und um so wirksamer, da Blüchers kühne Rechtsschwenkung Gneisenaus Worten auf dem Fuße folgte. Neubelebten Muthes, wenn auch noch nicht völlig genesen, marschirte Krosigk der Elbe zu,

der grausamen Prüfung nicht gewärtig, die ihm beim Überschreiten des Stromes vorbehalten war. Des Himmels Einsturz hätte ihn nicht überraschender treffen können als die Meldung, daß die Brigade Hünerbein während des bereits eingeleiteten Gefechtes um Wartenburg in Reserve bleiben müsse. Ein Kampf an der heimathlichen Schwelle, und ohne ihn! Der Gedanke wollte ihm nicht zu Kopf. Seine Füsiliere machten große Augen, denn so unwirschen Humors hatten sie ihren Oberstwachtmeister noch nie gesehen: galliger schaute ja „Isegrimm" selber nicht drein.

Aller Verdruß aber war vergessen, als das Yorksche Corps in der Morgenfrühe des 12. Oktober durch Halle zog und die Grundfesten der vielgetreuen Stadt unter dem Jauchzen der Tausende erbebten, die von nah und fern gekommen waren, die Sieger von der Katzbach und von Wartenburg zu begrüßen, ihnen die vergönnten drei Ruhetage zum Freudenfest zu gestalten. Wie wurden die Herzen weit bei dem feierlichen Kommers im Rathskeller, der trauten Heimstätte jugendlichen Lärmens und Schwärmens, wo im bunten Gemisch „Studirte und Nichtstudirte, Stabsoffiziere und Landwehrmänner nebeneinander saßen, recht im Geiste dieses preußischen Heeres, dieses deutschen Krieges". Wie anders denn sonst, bedeutungsreicher, weihevoller, klang heute der Landesvater, da die Zecher ihre schlachterprobten Klingen durch die Feldmützen stießen und ihres Königs gedachten, der treulich, wie der Geringsten einer, Gefahr und Mühsal mit ihnen theilte! „Ich weiß nicht", berichtet Droysen, „ob York mit auf dem Kommers war, aber Schack war dort und Borcke, der erste Ritter vom eisernen Kreuz; auch der alte Horn hat da sein Schmollis gerufen, auch Graf Brandenburg sein Fiducit geantwortet."

Krosigk war inzwischen von Poplitz zurückgekehrt, wohin es ihn unwiderstehlich gezogen hatte. Die Sprache versagte ihm, den Überschwang von Liebe zu schildern, den ihm seine Bauern und Dienstleute entgegengebracht. Vom Pferde hätten sie ihn gehoben und im Triumph nach dem Schloß geleitet. Dort wären sie schon vorher bemüht gewesen, die leidigen Spuren der Fremdherrschaft zu tilgen; dort hätten sie ihm den rückständigen Pachtzins auf Heller

und Pfennig eingehändigt und mit verschmitzter Genugthuung den Versteck gewiesen, wo sie seine Bibliothek, sogar seinen Weinkeller geborgen. „Es stehen uns heiße Tage bevor", schloß er mit bewegter Stimme; „wenn Gott uns das Leben läßt, dann trinken wir nach gewonnener Schlacht auf das Wohl meiner braven Bauern."

„Anfang, Mitte und Ende, Herr Gott, zum Besten wende!" hatte der alte York gebetet, als die Trompeten zu der Schlacht riefen, die in den Nachmittagsstunden des 16. Oktober zwischen dem Rietschkebach und der Elster raste. Aber weder Anfang noch Mitte ließen sich siegverheißend an. Das Dorf Möckern, der Schlüssel der französischen Stellung, wurde fünfmal genommen und wieder verloren. Seine zahlreichen Gehöfte und ummauerten Gärten bildeten ebenso viele kleine, durch alle Hilfsmittel der Kunst verstärkte Festungen, die einzeln berannt und erobert werden mußten. Der Gluth des Angriffs entsprach die Hartnäckigkeit der Vertheidigung. Achtzig Geschütze sandten von den flachen Höhen hinter dem Dorfe Vernichtung in die preußischen Sturmhaufen. Vor- und rückwärts wogte in den engen Gassen das blutige Würgen; Pardon ward nicht gegeben, nicht erbeten.

Dank der russischen Zuverlässigkeit sah sich York genöthigt, seine sämtlichen noch übrigen Brigaden, Mecklenburg, Steinmetz, Horn und Hünerbein, auf den Entscheidungspunkt heranzuziehen. Von Minute zu Minute steigerten sich seine Verluste, Hunderte von Kampfunfähigen verließen gleichzeitig die Reihen der fechtenden Brüder. Leichen thürmten sich auf Leichen, die letzten Reserven standen im Gefecht. Fast alle höheren Offiziere waren verwundet, viele todt: „das Schicksal des Tages hing an einem seidenen Faden". Schon hatte York den mit seinen Geschwadern einige hundert Schritte rückwärts von Möckern haltenden Major v. Sohr zur Attacke aufgerufen, schon setzte er sich selbst mit gezogenem Säbel an die Spitze der schwarzen Husaren, zum Verzweiflungsritte bereit — da preschte auf schaumbedecktem Rosse Graf Brandenburg mit der Meldung heran, daß die Bataillone des linken Flügels alle Batterien erobert hätten, daß der Feind geschlagen, die Schlacht glorreich gewonnen sei.

Den Brigaden Horn und Hünerbein war die glückliche Wendung zu danken.

Während rechts von ihnen, in und neben Möckern, schon heiß gerungen wurde, hatten sie, nur mäßig von feindlichen Granaten belästigt, Stellung bei dem Dorfe Lindenthal genommen. Sobald sie sich aber zum Angriff anschickten, so verzehnfachten die französischen Batterien die Stärke ihres Feuers, Kartätschenlagen um Kartätschenlagen den Nahenden entgegenschleudernd. Auch hier mähte der Tod mit wahlloser Wuth. Doch je mehr der Opfer fielen, um so trotziger dröhnte der Sturmschritt der Kolonnen, um so muthiger riefen die Flügelhörner zum Avanciren. Mochte der Kugelhagel noch so blutige Furchen reißen, die Glieder blieben fest aufgeschlossen, und vorwärts klirrte der eiserne Keil.

Krosigk, auf dem rechten Flügel des ersten Treffens, schüttelte sich vor kriegerischer Lust. Was er jetzt erlebte, das hatte er lange ersehnt, das wog tausendfach die Schmach vergangener Tage auf. Hoch zu Roß, Allen weit voraus, sprengte er zwischen die speienden Feuerschlünde und hieb allein auf die Kanoniere ein, bis sein geschmolzenes Bataillon die stolze Eroberung vollendete. Dann flog er, ohne Athem zu schöpfen, einzig auf die Behauptung der Siegesbeute bedacht, einem heraneilenden Viereck kaiserlicher Gardemarine entgegen und warf sich, bevor die Füsiliere ihn erreichen konnten, mit einem mächtigen Satz seines edlen Thieres in die starrende Hecke der Bajonette — in den Tod. Aus sechzehn Wunden blutend, sank er vom Sattel zur Erde, und über ihn hinweg, in die Lücke, die er, ein neuer Winkelried, gebrochen, stürmten die Seinen, mit dem Kolben Rache zu üben nach kurmärkischer Art. Verklärten Angesichts lag der Sterbende am Boden, jeder Hilfeleistung mit den Worten wehrend: „Laßt mich liegen; mit mir ist es aus. Geht und siegt!" Dann schleppte er sich zu einem Erdhaufen, lehnte sich daran und verschied, den Degen fest in der Faust.

Angesichts solches Heroismus steigerte sich General Hünerbeins dienstlicher Bericht zu dithyrambischem Schwunge: „Was die Poesie der Geschichte von Spartanermuth dichten, was die Pinsel der Künstler uns von Römerkühnheit malen mögen, so wird es doch

durch das, was in dieser Schlacht vorging, unendlich übertroffen. Wer muß nicht von dankbarer Rührung durchdrungen werden, wenn er sich einen Oberst von Borcke, einen Major von Othegraven, einen Major von Krosigk, den edel gefallenen, an der Spitze ihrer Angriffskolonnen denkt, wie sie unter dem Hagel der Kartätschen, unter dem Mordgesause der schweren Kugeln, unter dem erschütternden Gekrach berstender Granaten Tod und Vernichtung in die feindlichen Massen, unter die verzweifelt sich Wehrenden tragen?"

An die tausend Mann hatte Krosigk in die Schlacht geführt, kaum ihrer hundert umstanden des anderen Tages seine Leiche, unter ihnen keiner, dem Wehmuth nicht die Wimpern gefeuchtet. Zu ihnen gesellte sich eine sanfte Frau, die von Halle herübergekommen war, den todten Gatten heimzugeleiten auf das väterliche Erbe. Ihr trostbedürftiges Herz verlangte jedoch nach mehr als nach Erfüllung dieser letzten Liebespflicht. Auch in denen, die auf der Wahlstatt mit ihm geblutet, wollte sie den Einzigen ehren. Alle Verwundeten des Füsilierbataillons entzog sie dem pestschwangeren Elend der Lazarette, nahm sie mit sich in die reine Luft ihres Hauses und wartete ihrer mit mütterlicher Treue. — —

Lebt Heinrich von Krosigk weiter in der Geschichte seines Geschlechts, in den Büchern preußischen Waffenruhms, so hat Freundeshand dafür gesorgt, daß auch das Volk ihn nicht vergesse. Zu seinem und zweier gleich ihm Gefallener Gedächtniß ragt auf schwindelnder Felsenklippe ein mächtiges Kreuz aus vaterländischem Erz. Hoch herab vom Ilsenstein, weit hinaus über freie deutsche Lande grüßt es das Schwesterkreuz im Saalgrunde auf dem Grabe des bösen Barons.

Lützow's wilde, verwegene Jagd.*

Wir rühmen mit Recht und zählen es zu den besten Eigenschaften unseres Volkes, daß der Deutsche, im schroffen Gegensatz zu seinen romanischen wie slavischen Nachbarn, für Exaltationen wenig empfänglich ist, daß er selbst in gesteigerten Augenblicken seines politischen Daseins alle hochtönende Rede gern vermeidet und mit scheinbar äußerer Nüchternheit, aber mit Darangabe der ganzen innern Kraft seine Feld- und Geistesschlachten schlägt. So zündend der treffende Gedanke auf seine Seele wirken kann, so kühl, so abweisend verhält er sich gegen große Worte; jedweder Überschwang regt ihm leicht die eingeborene gute Laune an, und sein gesunder Sinn findet in Allem, was die enggezogenen Grenzen des Verständigen überschreitet, mit glücklicher Spürkraft das Lächerliche heraus.

Ein Feldherr, der sich in vorwitziger Zuversicht zu dem Schwure vermessen, man würde ihn nur todt oder als Sieger wiedersehen, kann in Frankreich unbehelligt, sogar in Ehren weiterleben, auch wenn er, kerngesund und schmachvoll geschlagen, hinter schützende Festungsmauern flüchtete; in der deutschen Armee dürfte ein solcher fortan zu den Unmöglichkeiten gehören und dem Gedächtniß der

* Die Verdächtigungen K. v. L's. (Berlin — Wilhelm Hertz — 1884), die ich schweren Siechthums halber widerspruchslos über mich ergehen lassen mußte, haben inzwischen durch Heinrich von Treitschke's „Deutsche Geschichte im XIX. Jahrhundert" (III. 756) ihre Abfertigung gefunden.

Menge noch über das Grab hinaus für ein Sinnbild kläglichsten Großsprecherthumes gelten.

Und doch, auch wir, die Gesetzten, Vernünftigen, haben schwache Stunden, wo unser unbefangenes Auge sich trübt, unsere feinfühligen Ohren nicht verstehen wollen, was vernehmlich genug zu ihnen redet; auch die frische Empfänglichkeit unserer Sinne wird zuweilen geblendet von der historischen Legende, zumal wenn sie in dem schimmernden Gewande der Phrase daher schreitet.

Nicht lange währt es, und drei Menschenalter sind verrauscht seit der Leipziger Völkerschlacht. Die Litteratur, welche Preußens Erhebung behandelt, ist mächtig angewachsen, für sich allein würde dieser Bruchtheil deutscher Geschichtsschreibung eine stattliche Büchersammlung bilden. Oft will es uns bedünken, als könne es kaum noch einen Moment geben, der einer eingehenderen Prüfung bedürfe — gleichwohl ist für's erste der Arbeit kein Ende. Auch heute noch heißt es zu sichten und zu klären, das Unverbürgte auszuscheiden und dem wirren Wesen gang und gäber Überlieferung herzhaft entgegenzutreten.

Der schlimmste Feind aller Geschichte war und ist die Sage, jener tückische Kobold, der sich bereits an die noch im Werden begriffenen Ereignisse klammert und die vollendeten im Laufe der Jahre mit einem so dichten Gewebe aus Falschem und Ächtem zu umspinnen weiß, daß auch der sorgsame Forscher sich nicht selten in die trügerischen Maschen verstrickt. Ist doch vor kurzem erst die ungeheuerliche Fabel von den dreihundert Offizieren, welche im Jahre 1812 aus Abscheu gegen die napoleonische Bundesgenossenschaft den preußischen Dienst verlassen haben sollten, in ihrer ganzen Nichtigkeit nachgewiesen worden, nachdem sie erlesene Männer, wie Häusser, Droysen und Freytag, auf Treu und Glauben als verbriefte Thatsache hingenommen und weiter verbreitet hatten.

In den Bereich solcher Sagen gehört auch das ewig wiederholte und doch nicht ausgesungene Lied von „Lützow's wilder, verwegener Jagd".

Auf den meisten Schulen des Gesamtvaterlandes herrscht noch heute der unumstößliche Glaubenssatz, das Lützowsche Corps müsse

als die ächteste Verkörperung der großen deutschen Erhebung betrachtet werden; in sämtlichen Handbüchern ist derselbe zu finden, und der Jüngling, voll fröhlichen Vertrauens darauf, daß Alles, was man schwarz auf weiß besitze, getrost nach Hause getragen werden könne, nimmt ihn mit hinaus in das Leben.

Bei der geringen Neigung des Deutschen, der eigenen Vergangenheit vertraulich näher zu treten, bei dem geheimen Grauen des Nichtpreußen vor der herben Größe des Hohenzollernstaates, dessen Geschichte ihm noch immer wie eine wesentlich fremdländische, seine Interessen meist feindselig berührende erscheint, hat diese fragwürdige Lehre mehr denn ein halbes Jahrhundert überdauern und bedingungslose Anerkennung finden können. Der Laie nahm sie als erwiesen an, und auch die Wissenden glitten leise darüber hinweg, wohl aus zarter Scheu, an einem liebenswürdigen Märchen zu rütteln, das alle Parteien unseres zersplitterten Volkes in herzlicher Bewunderung vereinigte; auch sie haben geduldet, daß die „schwarze Schaar“ als das eigentlich bewegende und treibende Element des Befreiungskrieges verherrlicht, daß alles Hohe, Tapfre und Patriotische der Jahre 1813 und 1814 in dem Begriff „Lützower“ zusammengefaßt werden durfte.

Wenn einzig guter Wille, Enthusiasmus und muthige Wallungen zu wahrem Heldenthum genügten, dann möchten nur rohe Hände sich erdreisten, an solchen Ruhmeskranz zu rühren; aber groß Unternommenes großartig hinauszuführen, verlangt unendlich mehr, und ein unbefangenes Erwägen kann sich der Überzeugung nicht verschließen: es hätte um den Befreiungskampf übel gestanden, sollten die Lützower wirklich als dessen lebendigster Ausdruck gelten. Der Krieg, ohnehin zerfahren genug, würde ein Ende gefunden haben weniger geräuschlos, aber ganz so kläglich, wie es vom Schicksal diesen wunderlichen Heiligen eines frommen Aberglaubens vorbehalten war.

Als der zertretene Staat Friedrichs des Großen seine letzten Kräfte zusammenraffte, das unerträgliche Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, mußten die Leiter der gewaltigen Bewegung darauf bedacht sein, auch diejenigen Mittel in Anspruch zu nehmen, welche

die übrigen deutschen Länder zur Niederwerfung Napoleons darzubieten schienen. Sie mußten vor allen Dingen die nichtpreußischen Bruderstämme in Mitleidenschaft zu ziehen suchen, ihnen Gelegenheit bieten, der Zwistigkeiten im Vaterhause uneingedenk, dem gemeinsamen Feinde gegenüber sich einig und mächtig zu erweisen.

In Folge des Aufrufs vom 3. Februar zur Bildung freiwilliger Jäger entschloß sich Major von Lützow ein Freicorps zu errichten und um einen kleinen preußischen Kern eine Schaar zu sammeln, die, alle Landsmannschaften des weiten Reiches in Eins verschmelzend, den Gedanken deutscher Zusammengehörigkeit verwirklichen sollte. Ob dieser Gedanke in dem tapfern, aber nur mäßig begabten Stifter des Corps zu vollem Bewußtsein durchgedrungen, bleibt mehr als fraglich, während ihn die preußische Regierung wohl leise andeuten, doch nun und nimmer rückhaltlos verkünden durfte, wollte sie der Hoffnung nicht entsagen, die mit Frankreich noch verbundenen Fürsten für die große Sache zu gewinnen. Um so frischer und energischer äußerte er sich unter den Besten der Lützower selbst, wie er denn auch das Höchste bleibt, was dem pomphaft eingeleiteten, aber von Haus aus verfahrenen Unternehmen entsprungen ist.

Denn ein ungesundes, dem Werke der Wiedergeburt wenig angemessenes Treiben machte sich schon anfangs unter den bunt zusammenströmenden Mannschaften geltend. Die beiden Führer, die Majore Lützow und Petersdorf, in dem Bestreben, eine möglichst starke Truppenmacht aufzubringen, um sich einen unabhängigen, ihre Stellung im königlichen Heere weit überschreitenden Wirkungskreis zu sichern, unterzogen sich nicht erst der Mühe, die Würdigkeit des Einzelnen zu prüfen: unbedenklich wurde Jeder angenommen, der sich zu Breslau im Wirthshaus „Zum Scepter" meldete. So konnte es geschehen, daß sich zwischen die von selbstloser Freiheitsliebe Getriebenen vorlaute Eitelkeit drängte, welche den günstigen Augenblick, endlich einmal, und wäre es nur für wenige Tage, von sich reden zu machen, mit lärmender Begierde ergriff; daß neben den Patrioten, der Haus, Weib und Kind zurückgelassen, mit kecker Stirn der Abenteurer trat, der nichts zu verlieren hatte, im Wechsel

des Krieges aber manches zu gewinnen hoffte. Männer der Wissenschaft, des Beamtenthums, ehrliche Handwerker standen in Reih' und Glied mit fahrenden Leuten, verlaufenen Soldaten aus aller Herren Ländern, selbst mit Vagabonden, denen die Leiden und Freuden der Zuchthäuser nicht unbekannt geblieben waren, die selbst im Feldlager die strenge Grenze zwischen Mein und Dein nicht immer einzuhalten wußten.

Dazu kam, daß auch die Tüchtigeren an innerer Zerfahrenheit krankten. Den Kopf voll phantastischer Träume, in knabenhafter Unklarheit über die Pflichten des Soldaten, wollte sich keiner von ihnen zu dem Posten bequemen, für den ihn Begabung oder früherer Beruf besonders eigneten: sie Alle schreckten vor dem Gedanken zurück, in ein Bureau, Magazin, hinter den Zahltisch gebannt zu werden, sie Alle wollten Helden sein oder doch wenigstens Helden spielen.

Die landläufige Fabel freilich weiß nichts von diesen Übelständen. Für sie bleibt das vielgestaltige Gemisch der Inbegriff aller ritterlichen Tugenden; sie kann nicht genug der zierenden Beiworte finden, ihre Lieblinge zu verherrlichen; auf eine Übertreibung mehr oder weniger kommt es dabei nicht an.

Wohl bildeten die Jägerdetachements zu Roß und Fuß, die bevorzugteren Lebenskreisen entstammten, einen Verein von Kunst und Wissen, von Erziehung und Intelligenz, wie er, auf einen so engen Raum zusammengedrängt, in keinem andern Corps des großen Heeres wiederzufinden war; aber es hieße Werth und Bedeutung derselben ungebührlich überschätzen und Verdienstvolleren geringe Gerechtigkeit erweisen, wollte man dem Satze beistimmen, hauptsächlich unter ihnen wäre „die Blüthe deutscher Jugend" vertreten gewesen, nur sie müßten als „die prägnanteste Versinnlichung des opferfrohen, von religiöser Weihe angehauchten Idealismus" betrachtet werden. Sind doch gerade aus den Reihen der Landwehr und den freiwilligen Jägern des stehenden Heeres Offiziere hervorgegangen, die während der öden Folgezeit die Gesinnungen der glorreichen Tage sorglich weiterpflegten und der preußischen Armee jenen

wissenschaftlichen Geist bewahrten, der fünfzig Jahre später in den böhmischen Waldthälern unvergleichliche Siege errang.

Die unverhältnißmäßig große Anzahl selbständig denkender Köpfe wollte übrigens dem kleinen Corps nicht zum Segen gereichen. Ein Hang zum Räsonniren, ein altkluges Besserwissen hatte sich schon früh in die Reihen geschlichen, und oft genug waren es gerade die Gebildetsten, welche, alle Rangverhältnisse mißachtend, durch unberufenes Einmischen und aufdringliche Rathschläge den Unwillen ihrer Vorgesetzten wie Untergebenen erregten. Auch war es kein glücklicher Gedanke, daß man den gewaltigen Komödianten von der Seine, Talma's gelehrigen Schüler, in prunkendem Wesen zu überbieten suchte; daß man bei dem keuschen Ernst der allgemeinen Erhebung Tracht und Gebaren zu theatralischer Gespreiztheit steigerte, sich in bramarbasirender Rede gefiel und mit Bezeichnungen schmückte, die an längstverklungene Ritter- und Räuberhistorien gemahnten.

> Noch trauern wir im schwarzen Rächerkleide
> Um den gestorb'nen Muth;
> Doch fragt man euch, was dieses Roth bedeute:
> Das deutet Frankenblut.

Fast will es wie ein bewußter Hohn des Schicksals erscheinen, daß gerade die „schwarze Schaar“, bevor sie noch Gelegenheit gefunden hatte, ihrem düstern Namen Ehre zu machen, einer ebenso raschen wie brutalen Rache zum Opfer fiel.

War es der Wunsch der Führer gewesen, ihr Corps zur Stärke eines kleinen Heeres aufzubauschen, so sollte er sich bald genug als einen Fehler erweisen. Denn mochte auch der Staat die Löhnung übernehmen, woher die Mittel zur Bekleidung und Ausrüstung schaffen? Womit den Ankauf der Pferde bestreiten, die zahlreiche Reiterei beritten zu machen? So blieben denn auch diejenigen, welche sich nicht selber equipiren konnten, längere Zeit ohne jegliche Bewaffnung; namentlich zeigten sich die Füsilierkompagnien im verkommensten Aufzuge, ein greller Gegensatz zu den schmucken Jägern.

Dem ächten Soldaten vermag zwar die Begeisterung für eine

heilige Sache über den Mangel alles Äußeren, das ihn als gleichberechtigtes Glied einer großen Gemeinschaft kennzeichnet, ohne tiefere Schädigung hinwegzuhelfen; aber solch' einigendes Empfinden durfte von den wahllos Zusammengelesenen nicht erwartet werden. Neid und Eifersucht erhoben ihre gehässige Stimme und stießen auf spöttische Geringschätzung: ein Riß hatte sich aufgethan, der die junge Kameradschaft, die ohnehin schwachgefügte Disciplin jählings zu verschlingen drohte.

Nur überlegenen Persönlichkeiten hätte es gelingen können, diesem ungeschulten Haufen militärischen Geist einzuhauchen; nur Meister ihres Gewerbes von reicher Bildung und stahlhartem Charakter wären im Stande gewesen, diese auseinanderstrebenden Bestandtheile harmonisch zu verbinden und die zerfahrenen Gemüther mit dem läuternden Gefühl für Pflicht und Ehre zu erfüllen. Lützow aber so wenig wie Petersdorf, beide nur an die Behandlung wohlgedrillten Materials gewöhnt, zeigten sich ihrer Aufgabe gewachsen. Daß eine solche geschmeidige Gewandtheit, unbeugsame Willensstärke, vor allem ein inniges Zusammenwirken von Mannschaft und Führern erfordere, fiel denselben nicht bei: aus der Ferne gegebene Instruktionen sollten genügen, die Zucht- und Waffenlosen felddiensttüchtig zu machen. Bis zum Tage des Ausmarsches ließen sich die obersten Befehlshaber ein einziges Mal in Zobten und Rogau blicken, wohin die Sammelplätze des Corps verlegt worden waren, übrigens sorglos zu Breslau lebend und untergeordneten Talenten die Organisation, das Einbleuen nothdürftigster Schulung überlassend.

Waren diese schweren Gebrechen schon in den Standquartieren hervorgetreten, um wie viel beunruhigender mußten sie sich auf dem Marsch offenbaren, der den unlautern Elementen die günstigste Gelegenheit zu wildem Leben und gewaltthätigem Handeln bot. Das nachahmungswürdige Beispiel der Jäger übte nur geringe Wirkung auf die große Masse; Zoten und schmutzige Lieder übertönten die mahnende Stimme der Sitte, und nicht selten kamen Gesinnungen zur Aussprache, welche der idealen Bestimmung des Corps schnur-

stracks zuwiderliefen und gerechte Zweifel an deren endlicher Verwirklichung erweckten.

Eine durchgreifende Reinigung erwies sich um so gerathener, als die Truppenzahl seit Überschreitung der schlesischen Grenze um fünfhundert Mann gewachsen war, eine Schwächung der ursprünglichen Stärke also nicht zu befürchten stand, und Leipzig, das vorläufige Ziel, ein trefflicher Vereinigungspunkt für neue Zuzüge aus Sachsen und dem Königreich Westfalen zu werden versprach.

Aber diese säubernde Arbeit verschlang eine kostbare Zeit. Statt die zerstreuten feindlichen Heerestheile, wie es doch der nächste Beruf der „wilden, verwegenen Jagd" gewesen wäre, in Flanke und Rücken zu beunruhigen, blieb man in Leipzig liegen und versäumte den rechten Augenblick, der vom Main her dem Saalthal zustrebenden kaiserlichen Armee möglichsten Abbruch zu thun.

Ein stiller Groll beschlich die Gemüther bei dem Gedanken, welch lohnenderes Feld sich treuer Hingebung und Tapferkeit unter den Jägerdetachements der Linie oder den ihrer Vollendung entgegengehenden Landwehren eröffnet hätte; ein Groll, der nicht nachließ, als Lützow, von Scharnhorst gedrängt, endlich den Aufbruch befahl und ein Marschiren begann, das in seinem ängstlichen Tappen und Tasten allem Andern, nur nicht der kecken Reiterlust eines Freibeuters glich. So beglückend der Wahn gewesen, in dem man sich noch vor kurzem gewiegt, so schmerzlich mußte die Enttäuschung für den Einsichtigen sein, der sich fürder nicht mehr verhehlen konnte, daß eine Fülle edler Kräfte durch das saft- und marklose Wirthschaften der Oberleitung verloren gehen würde.

Die Festungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg befanden sich in feindlichen Händen, mithin scheuten die Führer vor allen ernsteren Unternehmungen gegen die westfälischen Gebiete zurück; die Saale gar zu forciren und sich jetzt schon in die Nähe der großen französischen Militärstraße zu wagen, wäre wohl eine Aufgabe für die Findigkeit eines Colomb gewesen — Lützow's Begabung reichte dafür nicht aus. Trotz des Kanonendonners von Groß-Görschen und Bautzen, der laut genug zu herzhafterem Vorgehen rief, verstrich noch der ganze Monat Mai in planlosem Umherirren

längs des rechten Elbufers, bevor der Zauderer sich ermannte, mit vierhundert erlesenen Pferden von Stendal aus den verhängnißvollen Zug nach dem Baireuthischen anzutreten.

Dem spätgefaßten Entschluß fehlte es nicht an Aussicht auf ein glückliches Gelingen. Denn gab man auch die Verbindung mit dem eigenen Corps und allen befreundeten Truppen auf, so durchschnitt man dafür auf dem Wege über Weimar und Jena sämtliche Kommunikationen der Franzosen und durfte bei dem stündlich zu erwartenden Anschluß Österreichs auf einen neuen Stützpunkt in Böhmen rechnen.

Am 6. Juni hatte Lützow nach mancherlei Fährlichkeiten, denen er sich nicht ohne Geschick entwunden, das Vogtland erreicht und bereits dreihundert Mann übergetretener rheinbündischer Infanterie gegen die Stadt Hof in Bewegung gesetzt, als die ersten Waffenstillstandsgerüchte zu seinen Ohren drangen. Ein gewiegter Führer wäre stutzig geworden und hätte genauere Erkundigungen eingezogen — nicht so Lützow, dessen Schwerfälligkeit seit den jüngsten Erfolgen einem unbegreiflichen Leichtsinn gewichen war. Nicht genug, daß er es für überflüssig hielt, sich sofort nach sicheren Nachrichten umzuthun, blieb er auch taub gegen die Warnung des baierischen Kommandanten von Hof, der am 9. Juni in einer offiziellen Meldung des abgeschlossenen Vertrages besonders scharf betonte, spätestens am 12. des Monats müßten sich die beiderseitigen Truppen hinter der vorgezeichneten Demarkationslinie befinden.

Ohne die nothwendigsten Vorbereitungen zur Rückkehr nach der Elbe zu treffen, ohne sich viel darum zu kümmern, daß er in eine Gegend verschlagen sei, wo es an unliebsamen Reibungen mit den zahlreich hin- und wiederziehenden feindlichen Kolonnen nicht fehlen könne, verweilte Lützow müßig mit den Seinen bis zum 15. in Plauen und machte sich erst dann auf den Weg, als ein Schreiben des sächsischen Generallieutenants von Gersdorf jedes fernere Zögern wie eine Herausforderung des Gegners erscheinen ließ.

Sechs unersetzliche Tage waren muthwillig verscherzt, aber auch jetzt noch wollte der Verblendete den Ernst der Lage nicht begreifen. Auf das sächsische Geleite bauend, verschmähte er während seines

gemächlichen Marsches die unerläßlichsten Sicherheitsmaßregeln, und Niemand stand ihm zur Seite, der ihn aus dieser Vertrauensseligkeit aufgerüttelt und zu größerer Eile getrieben hätte. Seine nächste Umgebung war mit gleicher Kurzsichtigkeit geschlagen. Von all' den hochbegabten Männern, die sich doch sonst so gern in fremde Angelegenheiten mischten, dachte keiner daran, daß mit Napoleon und den gefügigen Werkzeugen seiner Laune zu rechnen wäre, daß die leiseste Verletzung eines Waffenstillstandsparagraphen dem treulosen Korsen den erwünschten Vorwand bieten könnte, seinem langverhaltenen Grimm gegen die Rotten deutscher Ideologen freien Lauf zu lassen.

Kein Wort des Argwohns wurde laut, als sich immer zahlreichere rheinbündische Truppen im Rücken zeigten und auf den Flanken ein bedrohliches Treiben begann, das jeden Anderen, nur nicht diese gescheidten Köpfe, geängstigt hätte. Von Feinden fast umringt, bezogen die Lützower wie im tiefsten Frieden auch am Abend des 17. Juni ein Bivouak bei dem Dorfe Kitzen und schickten sich eben zu behaglicher Ruhe an, als das Verderben zermalmend auf die Ahnungslosen niederging. Wie verzweifelt die kleine Schaar sich wehrte, die Überzahl war erdrückend. Was vermochten die wenigen Hunderte gegen fünftausend Feinde? Ein Würgen hub an, so erbarmungslos wie ekelerregend, die Rollen waren dabei getauscht: Lützow's verwegene Jagd wurde nun selbst von einer wuthschnaubenden Meute gehetzt und in einem wüsten Kesseltreiben rudelweise hingeschlachtet, deutsches Wild von deutschen Jägern.

Körner brach schwer getroffen zusammen, Lützow entrann allein durch die Aufopferung eines seiner Leute der äußersten Gefahr, die Meisten wurden getödtet, verwundet oder gefangen; nur vereinzelte Haufen retteten sich unter dem Schutze der Nacht aus dem blutigen Gewühl und gewannen nach mannigfachen Beschwerden das rechte Ufer der Elbe.

Nothdürftig wuchs zwar im Laufe der nächsten Wochen die decimirte Reiterei zur vorigen Stärke heran. Versprengte und Flüchtige sammelten sich allmählich um den zurückgebliebenen Stamm, und die klaffendsten Lücken wurden durch den Eintritt neuer Frei-

williger geschlossen — die alte Frische jedoch wollte den Schwadronen nicht wiederkehren. Lützow selbst war nach kurzem Aufschwunge in die gewohnte Lässigkeit zurückgesunken, obwohl ihm die Kitzener Katastrophe eine brennende, nie verharrschte Wunde geschlagen haben soll. Viele seiner Tüchtigsten befanden sich in Feindes Gewalt, manche, denen es glückte, auf dem Transport nach Frankreich zu entschlüpfen, zogen es vor, die von einem Unstern verfolgten Waffenbrüder zu meiden und anderswo ein ergiebigeres Feld für ihren Thatendrang zu suchen; auf Allen aber lastete ein beklemmendes Gefühl, das dunkle Bewußtsein, ihr herbes Geschick nicht unverschuldet erlitten zu haben.

Die gleiche Niedergeschlagenheit herrschte in den Reihen der Infanterie, denn auch sie hatte einen Mißerfolg zu verzeichnen.

Während sich Lützow gegen das Vogtland wandte, wäre es für Petersdorf das Angemessenste gewesen, sein gesamtes Fußvolk in den Thüringer Wald zu werfen, um nicht jede Fühlung mit dem südlich ziehenden Genossen zu verlieren. Des Freicorps Verhängniß aber wollte, daß beide Kommandeure der Verabredung eines einheitlichen Planes geflissentlich aus dem Wege gingen, dem Zufall es überlassend, wann und wo er sie wieder einmal zusammenführen würde. Wie hätte sonst Petersdorf ernsthaft an eine Expedition nach dem Harze denken und dann plötzlich, alle dahinzielenden Vorkehrungen bei Seite schiebend, Woronzow's Aufforderung zu einem gemeinsamen Handstreich auf Leipzig Folge leisten können?

An der Spitze der ihm noch zur Verfügung stehenden Kavallerie brach er am 2. Juni von Havelberg auf, lud seine ermüdete Infanterie unterwegs auf schnell zusammengeraffte Wagen, schlüpfte glücklich an den Festungen Magdeburg und Wittenberg vorüber und vereinigte sich nach anstrengenden Gewaltmärschen bereits am Morgen des 7. mit den russischen Geschwadern.

Alles ließ sich trefflich an. Von den Gohliser Höhen sahen die Verbündeten Leipzig fast wehrlos zu ihren Füßen liegen; die auftauchenden feindlichen Reiter wurden im ersten Anlauf geworfen, und zahlreiche Gefangene gemacht. Schon schmeichelte man sich mit

der Gewißheit eines vollen Sieges, schon glaubte man, die Stadt mit ihren reichen Magazinen, selbst deren Gouverneur, den Herzog von Padua, eine kostbare Geisel, in Händen zu haben, als französische Parlamentäre erschienen und den seit drei Tagen giltigen Waffenstillstand verkündigten.

Das verheißungsvoll eingeleitete Unternehmen blieb ein Stoß in die Luft: ruhmlos führte Petersdorf seine tiefentmuthigten Schaaren über die Elbe zurück, um bald darnach die Trümmer des Lützow'schen Zuges in noch bejammernswertherem Zustande heimkehren zu sehen.

Von all' den hochgespannten Erwartungen, welche das Vaterland an die Gründung gerade dieses Freicorps geknüpft, war keine, auch nicht die bescheidenste in Erfüllung gegangen. Während die Streifschaaren Hellwigs, Colombs und Anderer größere oder kleinere Erfolge aufzuweisen hatten, verkümmerte hier eine schöne Kraft, die am geeigneten Orte und in kundigen Händen das Ersprießlichste würde geleistet haben. Doch es wäre ungerecht, die Verantwortung dafür einzig und allein den obersten Befehlshabern zuzuwälzen: das Corps selber trug in seiner leidigen Zusammensetzung, in dem unvermittelten Nebeneinander von Bildung und Rohheit seit Anbeginn den Keim unheilbaren Siechthums im Schoß. Was Wunder also, wenn das kranke Gefüge die erste, ernstere Prüfung schlecht bestand? Hatte schon seine äußere Beweglichkeit unter der schwerfälligen Anhäufung von Fußvolk, Geschütz und Reiterei gelitten, so zehrte ein schlimmeres Übel an seinem geheimsten Lebensmark. Trotz einzelner Versuche, ihn herbeizuführen, war der ächte militärische Geist noch immer nicht eingezogen, und die Jäger, welche zu seiner Pflege ganz besonders berufen schienen, versündigten sich an ihm vor allen Anderen.

In vornehmer Abgeschlossenheit, mehr Poeten als Soldaten, huldigten sie einem romantischen Ritterthum und schwelgten in Träumen von einem neuen Deutschland, dem selbstverständlich der ganze mottenbrüchige Kaiserplunder des weiland heiligen römischen Reichs nicht fehlen durfte. Daß um die Freiheit, welche sie ersehnten, mit Schweiß und in harter Arbeit gerungen werden müsse,

wollte ihnen nicht zu Sinn: durch die stürmische Tapferkeit momentaner Erregung gedachten sie den Mangel an Schulung und taktischen Kenntnissen zu ersetzen. Die tausenderlei Forderungen des innern Dienstes erschienen ihnen kleinlich der großen Sache gegenüber, der sie willig Gut und Blut gewidmet hatten; das Haupt mit Eichenlaub bekränzen und zur Guitarre, die hier den schwungvolleren Namen „Leyer" führte, patriotische Lieder singen, dünkte sie erhabener als die Sorge um Putzen, Fütterung und Hufbeschlag der Pferde.

Die Folgen dieses excentrischen Wesens hat Niemand früher als Colomb begriffen, der nach Ablauf des Waffenstillstandes seine glänzende, für kurze Zeit unterbrochene Thätigkeit mit einem Proteste gegen die Bezeichnung „Freicorps" eröffnete. Unverkennbar auf die Lützower anspielend, denen er in Thüringen begegnet war, sagt er in seinem Tagebuch: „Zugleich bestimmte ich, daß nur die Bezeichnung »Streifcorps« gebraucht, der Name »Freicorps« dagegen durchaus verpönt werde, weil damit gewöhnlich eine verderbliche poetische Licenz verbunden wird, wie manche Beispiele beweisen."

Um die Poesie im Kriege ist es ein eigen Ding! Des Dichters Auge mag immerhin in schönem Wahnsinn rollen, der Soldat soll nüchtern vor- und rückwärts schauen, und ein präciser Rapport wiegt zu Zeiten schwerer als ein dickleibiger Band Homerischer Gesänge.

Überdies hat der Preuße eines Tyrtäus nie bedurft: von alters her ließ er sich an Wenigem genügen. Bei Leuthen hatte er unter den Klängen schlichter Gesangbuchslieder eine Wunderschlacht geschlagen, vor Kolberg in den Tagen tiefster Entwürdigung mit selbsterfundenen Schelmenweisen den Glauben an die Zukunft des Vaterlandes gerettet. So ist denn auch die Tradition von Theodor Körners Einfluß und Bedeutung nur zur Hälfte wahr. Mögen seine Gedichte blitzartig das deutsche Lesepublikum getroffen haben, mögen sie das begeisternde Gemeingut seiner nächsten Freunde und Kameraden gewesen sein — in dem eigentlichen Heere wurden sie damals ebensowenig gesungen, wie heutzutage. Soldatenlieder waren sie nie und werden für solche auch niemals gelten. Ihre

kunstvoll verschlungenen Rhythmen schmeicheln sich nicht auf die Lippe, ihr langathmiges Pathos verhallt unverstanden an den Ohren des gemeinen Mannes. Was sollten auch dem märkischen Bauer, dem schlesischen Weber, dem litthauischen Roßknecht Betrachtungen und Gefühle, wie sie im „Schwertlied" oder in „Männer und Buben" sich äußern? Durch all' die haßerfüllten Seelen dröhnte, bewußt oder unbewußt, der Racheschrei eines größeren Dichters:

> Schlagt ihn todt! Das Weltgericht
> Fragt euch nach den Gründen nicht!

Das war kürzer, darum faßlicher, und nur der Ausdruck dieses Gedankens in ernster oder scherzhafter Wendung hatte auf Verständniß und dauernde Aufnahme zu rechnen.

Einer war da, dem der Musendienst im Feldlager die Galle aufrührte — Friedrich Ludwig Jahn. Bei allen Schrullen hatte sich der Alte im Barte einen gewissen Blick für das Nächste und Nützliche erhalten. Unaufhörlich eiferte er gegen das verschwommene Wesen, ohne doch eine nennenswerthe Wirkung zu erzielen. Sein Poltern wollte hier nicht verfangen, wie ehemals auf den Übungsplätzen der Hasenhaide, sein groteskes Ungestüm mußte abprallen von der kühlen Überlegenheit umfassenderer Bildung. Sollte es nicht Spott erregen, wenn ein armes Klavier, das einen Jäger zum Phantasiren verlockte, Jahn's schäumender Berserkerwuth zum Opfer fiel? Durfte es nicht unnütze Grausamkeit gescholten werden, daß er Marketenderinnen, die sich dem Verbot zuwider im Bereiche seines Kommando's erwischen ließen, mit Spießruthen bestrafte?

Um eine maßgebende Stellung im Freicorps zu behaupten, hätte er eben nicht Jahn sein müssen, der zum Gehorchen so wenig wie zum Befehlen taugte, dem jegliche Willkür seinerseits erlaubt, alle Unterordnung unter eine höhere Gewalt wie eine schreiende Bedrückung erschien. Als Hauptmann einer kleinen, auf eigene Rechnung operirenden Turnerschaar wäre ihm vielleicht Manches gelungen, den ungeschlachten Teutonen aber einem militärischen Organismus einzufügen und mit der Führung einer Kompagnie zu betrauen, hieß ihn seiner eigenthümlichsten Kräfte berauben, ihn zu

einer geradewegs lächerlichen Rolle verdammen. Die Begeisterung für ihn hatte sich in Geringschätzung verwandelt, seit sich gegen seinen Opfermuth, namentlich aber gegen seine persönliche Tapferkeit gerechte Zweifel erhuben. Wurde doch erzählt, daß der reckenhafte Turnvater, allem Bivouakiren ein abgesagter Feind, seine kostbare Gesundheit vor den Unbilden der Witterung möglichst unter Dach und Fach zu bergen suche; daß er sich bei Beginn eines jeden Kampfes gern dem Gefolge des Höchstkommandirenden beigeselle und lieber den Galopin spiele, als sich thätig im Bereiche der Kugeln zu tummeln. Fehlt es auch dieser üblen Nachrede nicht an Übertreibung, so ist doch Eines unbestritten erwiesen: an einem Wachtfeuer wurde Jahn nur selten, in der vordersten Gefechtslinie niemals gesehen.

Wie wenn es an enttäuschenden Schlägen nicht genug gewesen wäre, hatte sich der grausame Humor des Schicksals noch eine Überraschung vorbehalten, die um so peinlicher berühren mußte, je mehr sie dem Corps einen Anstrich des Komischen verlieh.

Die erste Einkleidung und Bewaffnung war nur unter vielfachen Schwierigkeiten zu Stande gekommen, jetzt galt es, die im Verlaufe vieler Monate völlig Abgerissenen von Kopf zu Fuß neu auszurüsten. Freudig nahm man daher eine englische Sendung von Gewehren, Säbeln und Pistolen in Empfang, wärmende Mäntel, unter deren Mangel die Mannschaften besonders gelitten, erregten lauten Jubel, nur die Uniformen wurden scheelen Auges betrachtet. Und fürwahr, es fällt schwer, sich eines wehmüthigen Lächelns zu erwehren bei dem Gedanken: Lützow's wilde, verwegene Jagd, die schwarze Schaar, das Corps der Rache mit dem Todtenkopf am Tschako — in rothen Fracks!

Mit der schwarzen Litevka glaubte ein Jeder sich selber aufzugeben. Doch alles Sträuben war umsonst: die herbe Noth heischte Abhilfe um jeden Preis. Eine bittre Resignation, das getreue Echo der allgemeinen Stimmung, klingt aus folgendem Erguß eines Lützowers: „Hatte das Corps sich die Aufgabe gesetzt, in sich die Einheit der deutschen Völkerschaften darzustellen, und hatte es gestrebt, alle in derselben prunklosen, dem öffentlichen Zustande des gemeinsamen Vaterlandes entsprechenden Farbe erscheinen zu lassen;

so hatte das Geschick es zuerst um die Lösung derselben betrogen und es dann genöthigt, auch in seinem Äußeren das buntzusammengeflickte Vaterland zu repräsentiren!"

Nur Einzelne nahmen das Unvermeidliche mit guter Laune hin und nannten sich fortan, Körner's Worte parodirend, „Lützow's wilde, verlegene Jagd". —

Die große Windstille war in Sturm umgeschlagen. Scharnhorsts Aussaat wogte in vollen Halmen, Friedrichs zürnender Geist war versöhnt: er rauschte wieder in Blüchers Fahnen, er blitzte um die Bajonette des Bülow'schen Corps. Österreich führte seine unversehrten Heere den Verbündeten zu, indeß sich aus Rußland immer neue Kolonnen über die deutsche Grenze wälzten: eine Macht rückte gegen Napoleon ins Feld, die eine schnelle Beendigung des Krieges versprach.

Es konnte nicht fehlen, daß die Entfaltung so überwältigender Massen den Werth der fliegenden Corps beeinträchtigte, vornehmlich mußte das Lützow'sche, welches bisher ausschließlich das Gesamtvaterland im Befreiungskampfe vertreten hatte, an idealer Bedeutung verlieren, seit Österreich mit Preußen Schulter an Schulter focht, und das Bedürfniß, die übrigen deutschen Stämme der Koalition zu gewinnen, ein nebensächliches geworden war.

Doch das Schwerste stand noch aus. Die Sorge, eine sich selbst überlassene Streifschaar von zweitausendachthundert Bajonetten, vierhundertachtzig Pferden und acht Geschützen möchte die Unternehmungen der drei, nach einem geheimen Plane vorgehenden Hauptarmeen gelegentlich durchkreuzen, führte es herbei, daß die Lützower, ihrer ursprünglichen Bestimmung zuwider, mit Tettenborns leichten Truppen vereinigt und dem Oberbefehl des Generals von Wallmoden überwiesen wurden. Ihre Verwendung vor dem Feinde hing jetzt von einem Willen ab, der die Bitte, sie auch fernerhin als ein untrennbares Ganzes bestehen zu lassen, für Anmaßung erklärte, der wenig Neigung verrieth, zwischen den poetisch angehauchten Sonderlingen und seinen bisherigen Untergebenen, dem buntscheckigen Gemenge von Russen, Engländern, Schweden und hanseatischen Söldnern, einen wesentlichen Unterschied zu machen.

Es war der Anfang vom Ende! Denn in der Stunde, da sie als Glied eines geschlossenen Heerkörpers die frühere Unabhängigkeit einbüßten, war ihre Rolle ausgespielt, der Name „Freicorps" zum leeren Schall geworden.

Der ferneren Erlebnisse ausführlicher gedenken, ihre zahlreichen Märsche und täglich wechselnden Stellungen bis in's Einzelne verfolgen zu wollen, hieße die Geschichte des Wallmoden'schen Armeecorps erzählen; für den vorliegenden Zweck genügt es festzustellen, daß die Lützower in den Kämpfen an der Niederelbe keine Gelegenheit versäumten, blutige Vergeltung für Kitzen zu üben, daß sie in den Gefechten von Lauenburg und Mölln, bei der Vertheidigung von Boitzenburg und Zarrenthin mit hingebungsvoller Tapferkeit an der Seite der aufgedrungenen Waffenbrüder stritten und vor allem durch das Treffen an der Göhrde nach Kräften dazu beitrugen, Davoust's Anschläge auf Mecklenburg und die Mark zu vereiteln.

Dies rühmliche Thun wurde jedoch durch die Schuld früherer Tage getrübt. Hatten die schwarzen Jäger der „Commißritter" ehemals gespottet, die Übung des Handwerks als ein Überbleibsel zopfigen Gamaschenthums betrachtet, so sollten sie jetzt an ihren unverhältnißmäßig großen Verlusten erkennen, daß ein solches Vorurtheil bittre Früchte zeitige. Das Versäumte nachzuholen, war es zu spät: die eisernen Gesetze der Subordination, die Kunst, den feurigen Muth durch weise Besonnenheit zu zügeln, ließen sich im Fluge nicht erlernen. Disciplinlos, wie sie von je gewesen, glitten auch jetzt Kompagnien und Schwadronen im Rausche des Gefechts den Führern unversehens aus den Händen und warfen sich, keines Kommandorufes achtend, dem Feinde in aufgelösten Schwärmen entgegen, als wollte der Einzelne auf eigene Faust den Sieg erzwingen.

Einer Episode, an sich höchst unbedeutend, muß hier besondere Erwähnung geschehen, weil sie einerseits zur Popularität des Corps mächtig beigetragen hat, andererseits einen sprechenden Beweis für die seltsame Begriffsverwirrung liefert, die in Sachen des militärischen Gehorsams selbst die besten Köpfe verdunkelte.

Lützow war mit zweihundert Reitern, zur Hälfte Kosaken, von Warsow aufgebrochen und hatte sich in der Nacht vom

25. zum 26. August in einen Hinterhalt bei Rosenhagen gelegt, einen französischen Wagenzug abzufangen, der des andern Morgens unter starker Infanteriebedeckung die Straße von Gadebusch nach Schwerin passiren sollte. Der Streich glückte nicht ganz, da beim ersten Hurrahruf der Kosaken die Kolonne in wilder Flucht auseinanderstob. Die meisten der schwerbelasteten Fahrzeuge wurden zwar eingeholt und zum Stehen gebracht, einem Theil der Begleitmannschaften gelang es dagegen, das nächste Gehölz zu gewinnen und, hinter Büschen und Bäumen geborgen, ein anhaltendes Feuer auf die ungedeckten Reiter zu eröffnen. Lützow, das Mißliche der Lage erkennend und zufrieden mit der errungenen Beute, ließ zum Sammeln blasen, aber nur Wenige gehorchten dem Befehl; selbst sein eigener Adjutant, kein Geringerer als Theodor Körner, lachte des mehrfach wiederholten Signals und sprengte voll heißer Kampfbegier in das Dickicht. Die Strafe ließ nicht auf sich warten: zum Tod getroffen sank der jugendliche Dichter vom Pferde, mit ihm mehrere seiner tollkühnen Begleiter.

Für das Vaterland sterben zu dürfen, ist ein Gedanke von seltener Erhabenheit, aber er verliert an poetischer Größe, sobald trotzige Laune das Leben eines bettelhaften Gewinnes wegen in die Schanze schlägt. Einige armselige Karren mehr zu erobern, verscheuchten Flüchtlingen zuguterletzt noch Eines auszuwischen, lohnte wahrlich nicht der Mühe, allen Regeln des Dienstes zum Hohn, hoch zu Roß in einen mit reichlichem Unterholz bestandenen und von Infanterie vertheidigten Wald zu brechen. Es spricht ein gesundes Soldatengefühl aus dem alten Rittmeister Fischer, wenn er der allgemeinen Bestürzung über Körners Fall die grimmigen Worte lieh: „Es ist schon recht; ich wollte, daß euch Freiwilligen alle der Teufel holte. Lieber die feigsten Hundsfötter kommandiren, als solche Bramarbasse, die nicht darauf hören, wenn Appell geblasen wird!" — —

Je mehr das Jahr seinem Abschluß nahete, um so ärmer an bemerkenswerthen Ereignissen gestaltete sich das Leben des Lützowschen Corps. Während über Napoleon die Wetter immer dunkler heraufzogen und sich endlich in den Leipziger Gefilden vernichtend

entluden, geschah an der Niederelbe, einige Rekognoscirungen von zweifelhaftem Erfolge ausgenommen, so gut wie nichts. Davoust beschränkte sich seit Mitte September auf eine beobachtende Haltung und warf später, durch das schnelle Vorrücken der Verbündeten gegen den Rhein von Frankreich abgeschnitten, seine Macht in das stark verschanzte Hamburg.

Zu spät für ihre Belehrung hatten die Lützower jetzt alle Mühsale des Vorpostendienstes durchzukosten, da sie gemeinsam mit Woronzow's Truppen die Einschließung des wichtigen Handelsplatzes übernehmen und, nach Benningsens Eintritt in die Cernirungslinie, die Festung Glückstadt belagern mußten. Erst der Vertrag von Kiel, der die Feindseligkeiten gegen Dänemark beendigte, schien sie für eine lohnendere Verwendung frei zu machen und ihnen die Aussicht zu erschließen, neben den Siegern von Großbeeren und Dennewitz späte Kränze in Holland zu sammeln.

Allein auch diese beglückende Täuschung währte nicht lange. In Köln wartete ihrer bereits der Bescheid, nach Jülich abzurücken und die unblutige, aber geisttödtende Thätigkeit eines Blockadecorps von neuem auszuüben. Als die Erlösungsstunde dann wirklich schlug, als sie frischbelebten Muthes den Boden Frankreichs betraten und die Bülow'sche Armee erreichten, war Alles vorüber: die Friedensglocken läuteten von den Thürmen, und nicht zum Zuge auf Paris, der Gefahr und dem Ruhm entgegen — zur Umkehr riefen Trommeln und Flügelhörner, zum Marsch nach den Niederlanden in behagliche Quartiere.

Unter Lützow, der in Begleitung zweier Ulanenschwadronen das Corps vor den Wällen Hamburgs verlassen hatte und nach einem abenteuerlichen Umherirren zwischen dem schlesischen und böhmischen Heere erst kürzlich wieder zu den Seinigen gestoßen war, bezogen sie, überall willkommene Gäste, verschiedene Kantonnirungen an beiden Ufern des Rheins, bis Napoleons Rückkehr von Elba ganz Preußen zum zweiten Male an die französische Grenze führte.

Obwohl an Zahl geschmolzen, da sämtliche Jägerdetachements sowie viele Freiwillige schon längst der Heimath zugewandert waren, rüsteten sich die Lützower doch, den neuen Feldzug in alter Gestalt

und Weise anzutreten, nicht ahnend, daß die Neuformation der preußischen Armee auch eine Umwandlung der Freischaaren im Gefolge haben würde.

Aber nur eine kurze Spanne Zeit, und ihr Verhängniß sollte sich erfüllen: im April 1815 wurden durch königliche Kabinettsordre die Reste des Corps den entsprechenden Waffengattungen der Blücherschen Brigaden einverleibt.

Lützow's wilde, verwegene Jagd hatte aufgehört, selbst dem Namen nach zu existiren.

Fürwahr, ein trübes Loos! Der Quell, der im Völkerfrühling so freudig zu Thale sprudelte, der, kochend und schäumend, ein ungestümer, Alles mit sich fortreißender Waldstrom zu werden versprach, hatte in krausen Windungen und launischen Sprüngen die beste Jugendkraft verzettelt und war, dem ersten Hemmniß fast erliegend, in dürftigen Rinnsalen weitergesickert, um endlich, geräuschlos und kaum beachtet, in der stolzen Fluth des stehenden Heeres zu verschwinden.

Und trotz alledem die Lieblinge einer ganzen Nation, die bevorzugten Repräsentanten des gewaltigen Dramas!

Seltsame Laune der Volksgunst, seltsam und doch so erklärlich.

War sich während des Krieges der einzelne Mann, namentlich der Preuße, seines Werthes bewußt geworden, so hatte sich dieser berechtigte Stolz in den Jahren der Ernüchterung zur Selbstüberschätzung verzerrt und schließlich in dem schiefen, aber für geraume Zeit unanfechtbaren Lehrsatze seinen Gipfelpunkt gefunden: nur dem Volke und Keinem sonst sei alles Große des Befreiungskampfes zu verdanken. Was unter dieser Phrase zu verstehen wäre — denn Armee wie Adel waren von dem Begriffe „Volk" selbstverständlich ausgeschlossen —, darüber wußte freilich Niemand Rechenschaft zu geben; doch ein unzufriedener Liberalismus spielte getrost das klingende Schlagwort aus, sicher, daß ihm der Beifall der geschmeichelten Menge nicht fehlen würde.

Nicht diese Junker, die bei Jena und Auerstädt die langgegönnte Züchtigung empfangen, sollten das Alarmzeichen aufgesteckt haben zu einer Erhebung sonder Beispiel; nicht diesen fürstlichen

Soldknechten, dem gleißenden Rüstzeug der Reaktion, durfte der Vortritt in dem Tempel des Ruhmes gebühren: andere Helden mußten geschaffen werden, wie sehr man auch der historischen Wahrheit dabei ins Angesicht schlüge.

Die freiwilligen Jäger konnten als ein Anhängsel des stehenden Heeres nicht in Betracht kommen, und auch die Landwehr wollte sich nur wenig für die zugedachte Rolle schicken. Wohl war diese Kerntruppe, die volksthümlichste Schöpfung aller Zeiten, von unvergänglichem Glanze umwoben, aber die Schule des Krieges hatte sie der charakteristischen Kennzeichen eines Milizheeres so vollständig entkleidet, ihrer Zucht und Haltung ein so ächt soldatisches Gepräge aufgedrückt, daß die meisten ihrer Bataillone nur vermöge der Uniform von denen der Linie zu unterscheiden waren. Obendrein hatten diese Umwandlung zweihundertsiebenunddreißig Generale und Stabsoffiziere bewerkstelligt, unter denen nur fünf nichtadelige Namen verzeichnet standen. Das genügte vollauf, ein gut demokratisches Herz zu ernüchtern.

Mit um so größerem Wohlgefallen hafteten die Blicke an den Lützowern. Hier war das bürgerliche Element das weitaus überwiegende gewesen, eine kleine Republik freiheitstrunkener Jugend mit selbstgewählten Führern, die an Stelle des todten Reglements die lebendige Empfindung gesetzt und die eitlen Spielereien der Kaserne über Bord geworfen hatten.

Die Burschenschaft vor allem bemächtigte sich dieser hübschen Puppe, indem sie das Schwarz-Roth-Gold der Lützowschen Uniform zum Verbindungszeichen erkor und in Wort und Lied als die urkundlich verbürgte Wappenfarbe alter Reichsherrlichkeit proklamirte. Ihr Einfluß war unermeßlich: trugen doch Tausende von gebildeten Männern das Ideal ihrer Lehr- und Wanderjahre ins öffentliche Leben, in Beruf, Haus und Familie hinüber, ihm unter Freunden und Bekannten immer zahlreichere Anhänger werbend.

Hatte auf solche Art der Lützowkultus in auserwählteren Kreisen eine bleibende Stätte gefunden, so sorgten die Schüler Jahns für dessen Verbreitung unter der massigen Schicht des Arbeiter- und Handwerkerstandes. Allerwärts, in dem entlegensten

Winkel schossen Turnvereine auf, die das neue Evangelium minder gefühlsselig, wie die Studenten, dafür aber desto breitmäuliger in alle Lande schrieen und es soweit trieben, nur die ehemaligen Genossen des Meisters für würdige Vertreter germanischer Vollkraft anzuerkennen.

Eines der wirksamsten Förderungsmittel bot sich dieser Propaganda in Körners Gedichten. Hier fand die eingeborene Freude des Deutschen am mehrstimmigen Gesange, an der Verschmelzung von Wort und Ton willkommene Gelegenheit, den zurückgedämmten Freiheitsdrang in harmonischen Wogen ausströmen zu lassen. Da war kein Ort des weiten Reiches zu gering, es hätte sich in ihm nicht eine kleine Gemeinde gebildet, der die Lieder des gefallenen Helden mit Webers reizvollen Melodieen zur Quelle weihevollster Erbauung dienten. Bei ihren Klängen schien sich ein Abglanz der großen Zeit über die umdüsterte Gegenwart zu breiten; ein Hauch längstverschollener Begeisterung durchzog die mißgestimmten Seelen, und voll enthusiastischer Erkenntlichkeit übertrugen Sänger wie Hörer die Liebe zu dem Dichterjüngling auf dessen Kriegsgefährten, auf das ganze Lützow'sche Corps.

Keinem kam dies gelegener, als einer weitverzweigten Partei in Mittel- und Süddeutschland. Die unverbesserlichen Neider Preußens hatten mit Verdruß gesehen, wie es dem jungen Riesen, den man auf lange, wenn nicht für immer niedergetreten dachte, über Nacht gelungen war, seine Fesseln zu sprengen und eine nachhaltige Kraft zu entwickeln, die alles bisher Geleistete tief in Schatten stellte. Gewährte es auch einigen Trost, daß die Eifersucht der europäischen Kabinette den aus hundert Wunden Blutenden um den verdienten Siegespreis betrogen und für's erste durch willkürlich aufgezwungene Grenzen gehässigen Nachbarn zum Spielball hingeworfen hatte, so schien es doch rathsam, den geheimen Minenkrieg gegen den allmählich Wiedererstarkenden fortzuführen und ihm durch nörgelndes Zausen und Zerren an seinem Ruhmeskranze die zurückeroberte Machtstellung zu verkümmern.

Was Preußens Verdienste irgendwie schmälern, den Glauben an seinen Beruf zur Führung Deutschlands nur einigermaßen be-

einträchtigen konnte, wurde begierig hervorgesucht und mit hämischem Behagen ausgebeutet. Wo aber die Thatsachen allzu vernehmlich sprachen, wo jede, auch die leiseste Fälschung unmöglich war, da griff man, der lästigen Pflicht des Dankes auszuweichen, ohne Erröthen zu Taschenspielerstückchen, escamotirte geschickt den leidigen Namen „Preußen“ und machte aus dem gescholtenen Wendenstaate im Handumdrehen das große Gesamtvaterland, Alles, was der verketzerte Bruder auf eigene Gefahr, selbst wider den Willen der übrigen Geschwister vollbracht hatte, der ganzen Familie zugute-schreibend.

Bedürfte es hierfür eines Beweises, die Verunstaltung des Arndt'schen Liedes „Vom Feldmarschall“, das Blüchers Thaten bis zur Schlacht von Leipzig verherrlicht, würde für tausend Beispiele genügen. Aus der Strophe:

> Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
> Den Wälschen zu weisen die preußische Art.

das anstößige Wort zu bannen, den Rhythmus aber nicht zu schädigen, nahmen die Herausgeber von Anthologieen und Liederbüchern keinen Anstand, sich zu dem wahrhaft scheußlichen Superlativ „deutscheste Art“ zu versteigen.

War es zu verwundern, wenn das Andenken der Lützower in dieses verlogene Treiben hineingezogen und weidlich gemißbraucht wurde? Nicht als ob man für die schwarzen Jäger besonders warm empfunden hätte, allein ihre stetig wachsende Popularität reichte gerade hin, dem nordischen Emporkömmling einen Possen zu spielen. Nur sie, nicht jene Ostpreußen, die dem Oberdeutschen trotz Kant und Herder noch immer für Halbbarbaren galten, hatten den erlösenden Weckruf unter die germanischen Stämme geschleudert, die Sturmfahne des Reiches vorangetragen; nur ihnen, nicht dem Gedemüthigten von Tilsit samt seiner bettelhaften Landwehr war der Gedanke eines Volkskrieges zuerst und am reinsten aufgegangen.

Aber hinweg mit diesem Gelichter, es hat seinen Lohn dahin! Die braven Lützower bedurften nicht der Gönnerschaft kleinlichen Neides, führte ihnen doch eine edle Empfindung, das Gefühl patriotischer Schaam, bessere Herzen in Menge zu. Noch gab es im

außerpreußischen Deutschland Männer genug, welche offen eingestanden, wie schmählich Steins Zuversicht auf einen einmüthigen Losbruch nationaler Leidenschaft zu Schanden geworden war; wie gut dagegen Napoleon den Werth seiner Leute gewogen hatte, als er über die Deutschen sagte: „Was sollte von ihnen zu fürchten sein, von einem so maßvollen, so vernünftigen, so kalten, so duldsamen Volke, einem Volke, das noch niemals einen meiner Soldaten während des Krieges gemordet hat?"

Diesen Einsichtigen war die künstlich großgezogene Vorstellung, als habe der Erhebungsgedanke, gleich einem elektrischen Funken die deutschen Gaue durchfliegend, in allen Gemüthern gleichzeitig gezündet, nur ein schmeichelnder Selbstbetrug. Zu wohl wußten sie, daß die große Masse in zahmer Unterthänigkeit erst das Losungswort der einheimischen Dynastieen abgewartet hatte, um sich dann willig zum höheren Ruhme Frankreichs auf die Schlachtbank treiben zu lassen; daß nur der Hohenzollernstaat mit wenigen Getreuen für die gemeinsame Sache eingetreten, daß der erste, blutigste Theil des Krieges, das Ringen auf vaterländischem Boden, ein Kampf Preußens gegen des Imperators deutsche Vasallen, die Fürsten von Napoleons Gnaden gewesen war.

Wenn sich endlich die verirrten Söhne der Pflichten gegen das Vaterhaus entsannen, so konnten sich ihre späten Sühneversuche auf den Gefilden Frankreichs nicht annähernd mit den preußischen Opfern messen; vermochte doch selbst Österreich, dessen Zutritt zur Koalition und materielle Wucht den erfolgreichen Ausgang erst gesichert hatte, einen Vergleich mit dem kleineren Bundesgenossen nicht auszuhalten.

Beklommenen Herzens standen die ehrlichen Männer vor solchem Heldenthum. Das Bewußtsein, zur Befreiung des heimathlichen Herdes so gar nichts beigetragen zu haben, würde erdrückend gewesen sein, hätte man sich der Lützower nicht erinnert. Aber in ihnen war ja ein Stück der ganzen Nation vertreten, hier hatte der Holste neben dem Tyroler, der Sohn der rothen Erde neben dem Schwaben und Baiern gefochten. Dem Ruf der Ehre mehr gehorchend als dem Herrscherwort ihrer Fürsten, waren sie zu=

sammengeströmt von allen Ecken und Enden, vom Brenner bis zur Eider, vom Rheine bis zum Niemen, unter ihnen der Begeistertsten einer, der Sohn von Schillers Herzensfreunde, der Sänger von „Leier und Schwert". Als die Flammenzeichen rauchten, hatte er die Brücke zu einer verheißungsreichen Zukunft hinter sich abgebrochen und war aus den Armen beglückender Liebe, aus dem sonnigen Frieden des Elternhauses hinausgeeilt, der Kunst ein Vaterland zu erfechten.

Welche Freude, von dem halb ritterlichen, halb studentischen Treiben der schwarzen Jäger zu hören, wie sie im Drang des Dienstes die Pflege des Geistes nicht versäumten, wie sie nach des Tages Last in lebhaftem Gedankenaustausch um die Bivouakfeuer lagen, bis Theodor Körner unter sie trat, seine Brieftasche entfaltete und die athemlos Lauschenden mit einem neuen Gedichte entzückte. Nach der Bedeutung ihrer Thaten zu fragen, vergaß man bei dem anmuthigen Zauber solcher Bilder gern, verstand es sich doch von selbst, daß so außergewöhnliche Soldaten das Außergewöhnlichste geleistet hatten, schwebte doch über ihnen als Bürge ihres heldischen Muthes eine rührende Gestalt, die Todeswunde in der liederfrohen Brust.

Je kranker das politische Leben dahinsiechte, je kältere Schatten die heilige Alliance über die eben aufgekeimten Frühlingssaaten warf, um so kräftiger und wärmer strahlte das Gedächtniß der Lützower aus der unheimlichen Dämmerung. Als ein geweihtes Symbol reinster Freiheitsliebe wurde es mit der ganzen Innigkeit des deutschen Gemüthes gehegt und ging, ein köstliches Erbe, vom Vater auf den Sohn, vom Sohne auf den Enkel über.

Großes war 1813 geschehen, Größeres haben wir selbst erlebt! Das Dichterwort:

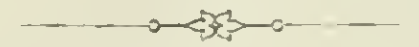
> Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
> Mit Unerbittlichkeit vollbringt
> Die Noth an einem großen Tage,
> Was kaum Jahrtausenden gelingt.

sollte auch an uns zur Wahrheit werden.

Die Stunde der Verheißung war gekommen, da das deutsche Volk zum ersten Male, seit es in die Geschichte trat, in geschlossener Einheit und von seinen Fürsten geführt, auf dem Plane erschien, voll heiligen Zornes, allein, ohne Bundesgenossen, den fränkischen Unhold in der eigenen Höhle schlug und zu Versailles unter den Feuergrüßen der feindlichen Geschütze sich den neuen Kaiser kürte. Ein einzig Volk von Brüdern, von dem man so lange geträumt und gesungen, ist erstanden, die Grenze zwischen Nord und Süd für immer ausgelöscht, und jeder Stamm, wie schroff er sich auch in Mundart, Sitte, Glauben vom anderen unterscheide, blickt dankbar und bewundernd auf den treuen Kameraden. Der Deutsche braucht dem Preußen wegen seiner Verdienste um die Größe und Freiheit des Vaterlandes nicht mehr zu grollen, jetzt hat er Anspruch auf gleichen Ruhm.

In so stolzer Zeit geziemt es sich, den trügerischen Aufputz früherer Tage abzustreifen und alles Legendenhafte unserer Vergangenheit, wäre es uns auch noch so fest ans Herz gewachsen, dem Vergessen anheimzugeben: eine selbstbewußte Nation soll Schwächen nicht beschönigen, die sie tausendfältig gesühnt.

So ist es denn nicht Lieblosigkeit, sondern die Ausübung eines guten Rechts, wenn das prüfende Urtheil auch den Lützowern näher tritt und nach redlichem, leidenschaftslosem Wägen die Überzeugung gewinnt: war ihr Wollen rein, ihre Begeisterung ächt, und würde ohne die „wilde, verwegene Jagd" dem bunten Bilde des Völkerkrieges ein Wesentliches fehlen, in der gleichzeitigen Litteratur ohne das Körnersche Pathos eine arge Lücke klaffen — so ist doch ihr Einfluß auf die allgemeine Erhebung und deren siegreichen Fortgang nicht weniger überschätzt worden als ihr kriegerischer Werth im Felde.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg










UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 10 11 13 010 0